



ZBBS

Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung

Schwerpunkt: Qualität qualitativer Forschung

- Standards, Kriterien, Strategien – Zur Diskussion über die Qualität qualitativer Sozialforschung
- Eine sehr persönlich generalisierte Sicht auf qualitative Forschung
- Triangulation standardisierter und nicht standardisierter Forschungsmethoden – Eine Studie aus der Jugendforschung

Allgemeiner Teil

- Die Macht der Verhältnisse und die Stärke des Subjekts. Eine Studie zu ostdeutschen Managern vor und nach 1989. Zugleich eine biographietheoretische Erklärung für die Stabilität und Instabilität der DDR
- Karl Mannheim und die dokumentarische Methode
- Sich gesund fühlen. Psychoanalytisches Verständnis und typologische Ordnung von Lebensläufen subjektiv Gesunder
- Qualitative Forschungsansätze in der Sportpädagogik.
Im Fokus: Die Rekonstruktion von Schülerperspektiven im Sportunterricht



6. Jg. 2/2005

ISSN 1438-8324

Inhaltsverzeichnis

Thementeil

Ralf Bohnsack / Heinz-Hermann Krüger	Qualität Qualitativer Forschung – Einführung in den Themenschwerpunkt	185
Uwe Flick	Standards, Kriterien, Strategien – Zur Diskussion über die Qualität qualitativer Sozialforschung.....	191
Fritz Schütze	Eine sehr persönlich generalisierte Sicht auf qualitative Sozialforschung.....	211
Nicolle Pfaff	Triangulation standardisierter und nicht standardisierter Forschungsmethoden - Eine Studie aus der Jugendforschung.....	249

Freier Teil

Ulrike Nagel, Christina Teipen, Andrea Velez	Die Macht der Verhältnisse und die Stärke des Subjekts. Eine Studie über ostdeutsche Manager vor und nach 1989. Zugleich eine biographie-theoretische Erklärung für die Stabilität und Instabilität der DDR	269
Wivian Weller	Karl Mannheim und die Dokumentarische Methode..	295
Ulrich Lamparter u. a.	Sich gesund fühlen. Psychoanalytisches Verständnis und typologische Ordnung von Lebensläufen subjektiv Gesunder	313
Claus Krieger, Wolf-Dietrich Miethling	Qualitative Forschungs-Ansätze in der Sportpädagogik. Im Fokus: Die Rekonstruktion von Schülerperspektiven im Sportunterricht.....	331

Werkstatt

Carsten Detka	Zu den Arbeitsschritten der Segmentierung und der Strukturellen Beschreibung in der Analyse autobiographisch-narrativer Interviews.....	351
---------------	---	-----

Rezensionen

Sandra Tiefel	Sammelrezension zu ausgewählten neueren Publikationen über Praktiken, Methodologien und Anwendungsfelder Qualitativer Sozialforschung	
	Lueger, Manfred (2000): Grundlagen qualitativer Feldforschung. Methodologie – Organisierung – Materialanalyse. Wien	
	Flick, Uwe (2004) Triangulation. Eine Einführung. Qualitative Sozialforschung Bd. 12. Wiesbaden.	
	Strübing, Jörg (2004): Grounded Theory. Zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung des Verfahrens der empirisch begründeten Theoriebildung. Qualitative Sozialforschung Bd. 15. Wiesbaden	
	Przyborski, Aglaja (2004): Gesprächsanalyse und dokumentarische Methode. Qualitative Auswertung von Gesprächen, Gruppendiskussionen und anderen Diskursen. Wiesbaden.....	365
Detlef Garz	Bohnsack, Ralf/Marotzki, Winfried/Meuser, Michael (Hrsg.) (2003): Hauptbegriffe Qualitativer Sozialforschung. Opladen.....	374
Susan Bittkau-Schmidt	Thiedeke, Udo (Hrsg.) (2000): Virtuelle Gruppen. Charakteristika und Problemdimensionen. Wiesbaden.....	375
Mitteilungen	379
Autorinnen und Autoren	380

Ralf Bohnsack/Heinz-Hermann Krüger

Qualität qualitativer Forschung Einführung in den Themenschwerpunkt

Explizite Stellungnahmen zu Qualitätsstandards qualitativer Forschung, wie sie mit diesem Themenheft vorgelegt werden, sind selten zu finden (vgl. aber u.a.: Terhart 1997; Steinke 1999; Helsper/Herwartz-Emden/Terhart 2001; Krüger 2000; Bohnsack 2005). Und dort, wo solche Versuche unternommen worden sind, erscheinen sie oft unbefriedigend (kritisch dazu: Lüders 2003). Allerdings sollten aus derartigen Beobachtungen nicht vorschnelle Schlüsse gezogen werden: Die Fähigkeit zur Explikation von Standards der Qualität qualitativer Forschung, also die Qualität der Texte, in denen – theoretisch – über diese Standards geredet wird, sind nicht mit der Qualität dieser Forschung selbst, also mit der Qualität ihrer Praxis, gleichzusetzen. Dies ebenso wenig, wie Mängel oder ‚Lücken‘ im Bereich der Explikation von Standards mit Mängeln im Bereich der Forschungspraxis selbst gleichzusetzen sind.

Es erscheint gerade bezüglich der qualitativen Forschung notwendig, diese beiden Bereiche auseinander zu halten, weil dort – so soll hier argumentiert werden – die Standards aus der Forschungspraxis heraus, d.h. auf dem Wege der Rekonstruktion dieser Praxis, entwickelt worden sind. Somit folgt – und dies ist nicht eine Nachlässigkeit und auch keine Ausrede, sondern epistemologisches Prinzip – die Explikation der Standards erst *nach* erfolgreich etablierter Forschungspraxis. Die Explikation geht der Praxis nicht voraus. Es können überzeugende empirische Ergebnisse also auch ohne eine – unbestreitbar notwendige und zweifellos anzustrebende – Explikation der Qualitätskriterien oder -standards produziert werden.

Die erkenntnistheoretische Einsicht, dass methodologische Standards und auch epistemologische Prinzipien aus der (Forschungs-) Praxis und deren empirischer Rekonstruktion heraus zu entwickeln sind, lässt sich als „methodologischer Pragmatismus“ (zum Begriff: Luhmann 1990, S. 509) oder als „praxeologische Methodologie“ (Bohnsack 2003a, Kap. 11) fassen. Diese Art der methodologischen Begründung und methodischen Verfahrensweise ist Kennzeichen einer *rekonstruktiven* oder „*naturalistischen*“ Epistemologie und stellt bereits einen der wesentlichen Qualitätsstandards qualitativer Methoden dar (vgl. Bohnsack 2005). Diese Einsicht findet sich nicht allein im Bereich qualitativer Methoden und auch nicht allein in der sozialwissenschaftlichen Forschung allgemein. Denn der ursprünglich vor allem in der sog. Historischen Schule formulierte Anspruch, welcher mit dem Begriff einer „naturalistischen Epistemologie“, eines „naturalism in epistemology“ (Laudan et al. 1968, S. 147) gefasst wurde, bezieht sich auf das Handeln der Forscher/innen auch und vor allem im Bereich der Naturwissenschaften.

Zum methodologischen Pragmatismus als Charakteristikum qualitativer Forschung tritt im Bereich der Sozialwissenschaften (im Unterschied zu den Naturwissenschaften) ein Weiteres, d.h. eine andere Art der Rekonstruktion, noch hinzu. Die sozialwissenschaftlichen Konstruktionen zeichnen sich nämlich durch ein besonderes Verhältnis zu ihrem Gegenstandsbereich aus: Sie sind – im Unterschied zu denen der Naturwissenschaften – Konstruktionen von Common Sense-Konstruktionen oder Erfahrungen über Common Sense-Erfahrungen. (Ein derartiges Verhältnis von Common Sense-Hermeneutik und wissenschaftlicher Hermeneutik lässt sich mit einem Begriff von Anthony Giddens (1984, S. 95) auch mit dem Schlagwort der „doppelten Hermeneutik“ fassen). Sozialwissenschaftliche Konstruktionen sind somit „Konstruktionen zweiten Grades“ (Schütz 1971). Sie sind – als ein entscheidendes Qualitätsmerkmal – nur dann gültig, wenn sie aus der Rekonstruktion von Common Sense-Konstruktionen als solchen ersten Grades heraus entwickelt worden sind. – Für die Fortentwicklung qualitativer Methoden bedeutet dies – im Sinne des methodologischen Pragmatismus – dann weitergehend, dass die qualitativen Verfahren nicht nur zu ihrer eigenen Praxis in ein rekonstruktives Verhältnis treten, sondern auch zur Praxis der Akteure im Forschungsfeld.

Entsprechend sind auch die *Standards* des Forschungsprozesses solche zweiten Grades. Sie sind in Kenntnis „natürlicher Standards“, von Standards des Common Sense also, zu entwickeln. Gemeint sind Standards der Kommunikation, der Darstellung und der Interpretation im Alltag. Deren Rekonstruktion ist Voraussetzung für die Entwicklung von Qualitätsstandards (gleichermaßen für die Gültigkeit wie die Zuverlässigkeit) qualitativer Methoden, weil diese Methoden es sowohl in ihrem Gegenstandsbereich wie auch in ihren eigenen Verfahrensweisen mit Prozessen der Kommunikation, des Verstehens und der Erfahrungskonstitution zu tun haben.

Die Rekonstruktion der Standards (der formalen Pragmatik) alltäglicher Darstellung und Verständigung sowie die auf ihrer Grundlage entwickelten interpretativen Verfahren sind – unter dem Gesichtspunkt der Sicherung der Zuverlässigkeit einer Methode – als funktionales Äquivalent zu betrachten zur Standardisierung der Verfahrensweise im Rahmen konventioneller Methoden. Letztere beruht auf inhaltlich-gegenstandsbezogenen Vorannahmen über die Erforschten und auf Eingriffen in deren kommunikatives Regelsystem und beschränkt somit in erheblicher Weise die Möglichkeiten eines Fremdverstehens, d. h. Möglichkeiten, die zu untersuchenden Lebenswelten in ihrer Eigenlogik und andersartigen Normalität sichtbar werden zu lassen.

Eine wesentliche Konsequenz aus der Einsicht, dass es die Regeln und Standards der Kommunikation im Gegenstandsbereich der Forschung zu beachten und an diese anzuschließen gilt, besteht darin, die zu interpretierenden Äußerungen und Handlungen in den von den Akteuren im Forschungsfeld selbst hergestellten *Kontexten* zu erfassen. Dies betrifft sowohl diskursive oder interaktive Kontexte wie auch bspw. erzählerische oder bildhafte Kontexte. Eine derartige *Kontextuierung* ist wesentliche Voraussetzung für methodisch kontrolliertes Fremdverstehen (oder anders formuliert: für einen methodisch kontrollierten Zugang zu selbstreferentiellen Systemen). Qualitative bzw. rekonstruktive Interpretationsverfahren haben – als ein weiteres zentrales Qualitätsmerkmal – eine systematische *Kontextuierung* zu leisten.

Eine derartige rekonstruktive, d.h. an die Konstruktionen ersten Grades anschließende, Forschungsstrategie ist keineswegs mit Theorielosigkeit gleichzuset-

zen. Für die qualitative Forschung gilt vielmehr, dass nur ein guter Theoretiker auch ein guter Empiriker sein kann. Gemeint ist hier allerdings die Kenntnis von Grundlagentheorien oder *Meta-Theorien*, nicht von gegenstandsbezogenen Theorien. Je konsequenter ich auf derartige Vorannahmen im Bereich gegenstandsbezogener Theorien im Sinne von Hypothesen verzichte, desto stärker bin ich auf eine grundlagen- oder meta-theoretische Bestimmung dieses Gegenstandsreichs angewiesen. Eine Fundierung in derartigen Grundlagentheorien ist als ein Qualitätsmerkmal unabdingbare Voraussetzung für die Realisierung des in den qualitativen Methoden erhobenen Anspruchs der Hypothesen- bzw. Theoriegenerierung.

Die Forderung, an die Konstruktionen, Typenbildungen und auch Standards und ‚Methoden‘ der Akteure im Gegenstandsbereich anzuschließen, bedeutet für den qualitativen Forscher nicht, diese Methoden schlicht zu übernehmen. Vielmehr ist die Distanz gegenüber den Vorannahmen des Common Sense und der ‚Bruch‘ mit diesen Vorannahmen, also der Wechsel der AnalyseEinstellung, eine Voraussetzung für neue Erkenntnis und stellt somit ein weiteres Qualitätsmerkmal qualitativer bzw. rekonstruktiver Forschung dar. In der Tradition der Wissenssoziologie, der Ethnomethodologie und auch der Kultursociologie im Sinne von Bourdieu, aber auch im Sinne der Luhmannschen Systemtheorie lässt sich dieser Wechsel der AnalyseEinstellung schlagwortartig fassen als der Wechsel von der Frage nach dem *Was* zur Frage nach dem *Wie*, durch den Wechsel von der Beobachtung *erster* zur Beobachtung *zweiter* Ordnung.

Die skizzierten Qualitätsmerkmale (genauer dazu: Bohnsack 2005) ermöglichen es in erster Annäherung, aus dem relativ diffusen Feld all jener Verfahren, die sich selbst als qualitative bezeichnen, eine begründete Auswahl zu treffen. Es lassen sich auf diesem Wege innerhalb der qualitativen Sozialforschung zum Zwecke terminologischer Klarheit die *offenen* Verfahren von den *rekonstruktiven* Verfahren unterscheiden. Lediglich letztere entsprechen den bisher skizzierten Qualitätsstandards. Zudem wird auch noch in einem anderen Sinne eine begriffliche Präzisierung ermöglicht. Denn der Begriff „qualitativ“ impliziert die Abgrenzung von einem Gegenhorizont „quantitativer“, also mit großen Fallzahlen operierender, Verfahren, die methodologisch nicht begründbar ist. Methodologisch begründbar ist demgegenüber die Leitdifferenz von *rekonstruktiven* versus *standardisierten* Verfahren.

Die skizzierten Qualitätsmerkmale, wie sie den rekonstruktiven Verfahren eigen sind, sind überwiegend am Modell der *Textinterpretation* entwickelt worden. Somit waren gerade die wesentlichen methodologischen Fortschritte mit einer ‚Fixierung‘ auf das Modell der Textinterpretation verbunden – zu Lasten des Bildes und auf Kosten des Zugangs zu seiner Eigenlogik. Angesichts der Bedeutung der Bild-Medien erscheint es dringend notwendig, diese ‚Textfixierung‘ zu überwinden in Richtung auf die zunehmende Einbeziehung *ikonologischer* Verfahren (s. dazu u. a.: ZBBS, Heft 1/2004 sowie Bohnsack 2003b).

Die wohl größten Probleme im Bereich der Sicherung von Qualitäts- oder Gütestandards stellen sich der qualitativen Forschung hinsichtlich der *Generalisierbarkeit* empirischer Ergebnisse (vgl. dazu auch Krüger 1999, S. 26). Einer der häufigsten Strategien des Umgangs mit diesem Problem besteht darin, es mit Stillschweigen zuzudecken. So finden sich denn letztlich auch in diesem Band nur wenige Bemerkungen zu diesem Qualitätskriterium. Zwar herrscht über unterschiedliche methodische Ansätze hinweg weitgehend Einigkeit, dass Generalisierungen auf der Basis der Bildung von Typen, genauer von *Idealtypen*, geleistet

werden können. Und es sind in dieser Hinsicht auch gewisse Fortschritte auf der Basis einer Methodologie des Vergleichens, also der komparativen Analyse, erzielt worden. Gleichwohl ist dieses Problem vor allem forschungspraktisch lediglich in ganz wenigen Projekten überhaupt bearbeitet und bisher kaum zufrieden stellend gelöst worden.

Auch in dieser Hinsicht wird es darum gehen, aus erfolgreicher Praxis qualitativer Forschung (um nicht zu sagen: aus Fällen von „best practice“) in rekonstruktiver Vergewisserung Kriterien zu entwickeln.¹ Jedenfalls ist hieraus nicht die Konsequenz zu ziehen, dass die in der Tradition der standardisierten Verfahren entwickelten zentralen Gütekriterien – Zuverlässigkeit, Gültigkeit und Generalisierbarkeit – für die qualitativ-rekonstruktive Forschung bedeutungslos wären, wie dies bspw. die Argumentation von Denzin u. Lincoln (1994, S. 14) nahe legt. Im Hinblick auf die von Denzin postulierte „postmodern ethnography“ kommt dieser an anderer Stelle (Denzin 1990, S. 231) ganz und gar zu der Schlussfolgerung: „traditional ethnographic problems fall by the wayside, including reliability, validity (...)“

Demgegenüber sollte in unseren einleitenden Bemerkungen (in der hier gebotenen Kürze) deutlich werden, dass wir es uns so leicht nicht machen wollen und auch nicht machen können. Denn es zeigt sich, dass auf einer anspruchsvolleren Ebene methodologischer Reflexion qualitativer Forschung durchaus Anschlüsse zu finden sind an die konventionellen Qualitätskriterien der quantitativen oder standardisierten Sozialforschung, ohne deren Unterschiede zur qualitativen oder rekonstruktiven Sozialforschung zu verwischen.

Zu den Beiträgen

Uwe Flick greift in seinem Beitrag das Thema Qualitätsstandards qualitativer Sozialforschung explizit auf. Dabei setzt er sich zunächst mit Bohnsacks Überlegungen zu Standards nicht-standardisierter Forschung kritisch auseinander. Anschließend diskutiert er Fragen der Gütekriterien qualitativer Forschung sowie die Angemessenheit von Guidelines und Checklists zur Bewertung von Forschungsprojekten und -artikeln. Als Alternative wird die Verfolgung von Strategien der Geltungsbegründung entwickelt und vorgeschlagen, empirische Methodenforschung zur Entwicklung von Antworten auf die Qualitätsfrage voranzutreiben.

Fritz Schütze skizziert in seinem Artikel zunächst Charakteristika qualitativer Sozialforschung aus seiner persönlichen Sicht. Zudem werden Fragen der Verallgemeinerbarkeit qualitativer Ergebnisse sowie die Reichweite theoretischer Erklärungsansätze in der qualitativen Forschung vor dem Hintergrund von Beispielen aus der Forschungspraxis diskutiert. Weiterhin wird aufgezeigt, welche Untersuchungsdesigns und -ansätze in der qualitativen Sozialforschung in den vergangenen zwei Jahrzehnten besonders wichtig geworden sind. Abschließend behandelt der Beitrag die Bedeutung des sozialen Kontexts der Forschungswerkstatt in der qualitativen Sozialforschung.

Nicolle Pfaff greift in ihrem Artikel eine andere Facette der Diskussion um die Qualität Qualitativer Forschung auf, nämlich die Frage der Triangulation verschiedener Datenbereiche und Methoden. Genauer gesagt, plädiert sie in ihrem Beitrag für eine gegenstandsangemessene Anwendung und Verknüpfung von

qualitativen und quantitativen Methoden in den Erziehungs- und Sozialwissenschaften. Am Beispiel eines Forschungsprojektes aus der Jugendforschung, das sich mit dem Wechselverhältnis zwischen Jugendkulturen und Politik beschäftigt hat, zeigt sie auf, wie durch die Verschränkung verschiedener forschungsmethodischer Perspektiven unterschiedliche Facetten dieses Untersuchungsgegenstandes analysiert werden können.

Eine Bereichsrezension von Sandra Tiefel, die fünf zentrale Neuerscheinungen aus dem Bereich der Grundlagenliteratur zur Qualitativen Sozialforschung vorstellt, rundet den Thementeil dieses Heftes ab.

Anmerkungen

- 1 Dieses rekonstruktive oder – wie es öfter (wenn auch erkenntnistheoretisch nicht unproblematisch) genannt wird – „induktive“ Verfahren der Gewinnung von Standards ist nicht allein Charakteristikum der Forschungsmethoden, sondern findet sich bspw. auch im Bereich der Entwicklung von Standards der Lehre, wie in der Abhandlung „über das Auffinden von Standards“ im Bereich der „Kompetenzen von Lehrpersonen“ von Oser/Reinold (2005, S. 119) deutlich wird, wenn sie betonen, dass diese Standards „induktiv vom Geschehen dieser Praxis her“ zu entwickeln sind (a.a.O., S. 136).

Literatur:

- Bohnsack, R. (2003a): Rekonstruktive Sozialforschung – Einführung in qualitative Methoden. Opladen.
- Bohnsack, R. (2003b): Qualitative Methoden der Bildinterpretation In: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft (ZfE), 6. Jg., Heft 2, S. 239-256.
- Bohnsack, R. (2005): Standards nicht-standardisierter Forschung in den Erziehungs- und Sozialwissenschaften. In: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft (ZfE). 8. Jg. Beiheft 4: Standards und Standardisierung in der Erziehungswissenschaft, S. 65-83.
- Brown, J. S./Collins, A./Duguid, P. (1989): Situated cognition and the culture of learning. In: Educational Researcher, 18, S. 32-42.
- Denzin, N.K. (1990): Review Essay. Writing the Interpretive, Postmodern Ethnography. In: Journal of Contemporary Ethnography, Vol. 19, No. 2, S. 231-236.
- Denzin, N. K./Lincoln, Y. S. (1994): Introduction: Entering the Field of Qualitative Research. In: Dies. (Hrsg.) Handbook of Qualitative Research. Thousand Oaks, S. 1-17.
- Engeström, Y. (1987): Learning by Expanding – An Activity-Theoretical Approach to Developmental Research. Helsinki.
- Fleck, L. (1980): Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache: Einführung in die Lehre vom Denkstil und vom Denkkollektiv (orig. Basel 1935). Frankfurt/M.
- Giddens, A. (1984): Interpretative Soziologie. Frankfurt a.M.
- Helsper, W./Herwartz-Emden, L./Terhart, E. (2001): Qualität qualitativer Forschung in der Erziehungswissenschaft. In: Zeitschrift für Pädagogik, 14. Jg., H. 2, S. 251-269.
- Krüger, H.-H. (1999): Entwicklungslinien, Forschungsfelder und Perspektiven der erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung. In: Krüger, H.-H./Marotzki, W. (Hrsg.): Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. Opladen, S. 13-32.

- Krüger, H.-H. (2000): Stichwort: Qualitative Forschung in der Erziehungswissenschaft. In: *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft*, H. 3, 323-342.
- Lave, J./Wenger, E. (1991): *Situated Learning. Legitimate Peripheral Participation*. Cambridge: NY.
- Laudan, L./Donovan, A./Laudan, R./Barker, P./Brown, H./Leplin, J./Thagard, P./Wykstra, S. (1986): *Scientific Change. Philosophical Models and Historical Research*. In: *Synthese* 69, S. 141-223.
- Lefrancois, G. R. (1994): *Psychologie des Lernens* (3. Aufl.). Berlin u.a.
- Leontjew, A. N. (1977): *Tätigkeit, Bewußtsein, Persönlichkeit*. Stuttgart.
- Luhmann, N. (1990): *Die Wissenschaft der Gesellschaft*. Frankfurt a.M.
- Lüders, Ch. (2003): Gütekriterien. In: Bohnsack, R./Marotzki, W./Meuser, M. (Hrsg.): *Hauptbegriffe qualitativer Forschung*. Opladen, S. 83-85.
- Lurija, A. R. (1986): *Die historische Bedingtheit individueller Erkenntnisprozesse*. Weinheim/Berlin.
- Marotzki, W. (1990): *Entwurf einer strukturalen Bildungstheorie. Biographietheoretische Auslegung von Bildungsprozessen in hochkomplexen Gesellschaften*. Weinheim.
- Mietzel, G. (2001): *Pädagogische Psychologie des Lernens und Lehrens*. Göttingen u.a.
- Reinmann-Rothmeier, G./Mandl, H. (1997): *Lehren im Erwachsenenalter. Auffassungen vom Lehren und Lernen, Prinzipien und Methoden*. In: F. E. Weinert & H. Mandl (Hrsg.): *Psychologie der Erwachsenenbildung. Enzyklopädie der Psychologie: Themenbereich D: Praxisgebiete, Serie I: Pädagogische Psychologie, Band 4*. Göttingen u.a., S. 355-403.
- Renkl, A. (1996): *Träges Wissen: Wenn Erlerntes nicht genutzt wird*. In: *Psychologische Rundschau*, 47, S. 78-92.
- Schütz, A. (1971): *Gesammelte Aufsätze. Das Problem der sozialen Wirklichkeit*. Bd. 1, Den Haag (Original 1962: *Collected Papers, Vol. 1, The Problem of Social Reality*. Den Haag).
- Schütze, F. (1983): *Biographieforschung und narratives Interview*. In: *Neue Praxis*, 3, S. 283-293.
- Schütze, F. (1984): *Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens*. In: M. Kohli & G. Robert (Hrsg.), *Biographie und soziale Wirklichkeit: Neue Beiträge und Forschungsperspektiven*. Stuttgart, S. 78-117.
- Scribner, S./Di Bello, L./Kindred, J./Zazanis, E. (1991): *Coordinating Two Knowledge Systems: A Case Study*. New York.
- Steinke, I. (1999): *Kriterien qualitativer Forschung: Ansätze zur Bewertung qualitativ-empirischer Sozialforschung*. Weinheim.
- Terhart, E. (1997): *Entwicklung und Situation des qualitativen Forschungsansatzes in der Erziehungswissenschaft*. In: Friebertshäuser, B./Prenzel, A. (Hrsg.): *Handbuch qualitative Methoden in der Erziehungswissenschaft*. Weinheim, S. 27-42.
- Vygotskij, L. S. (1969): *Denken und Sprechen*. Stuttgart.

Uwe Flick

Standards, Kriterien, Strategien –

Zur Diskussion über Qualität qualitativer Sozialforschung

Standards, Criteria, Strategies –

Discussing the Quality of Qualitative Research

Zusammenfassung:

Der Kontext der Frage nach der Qualität qualitativer Forschung wird kurz umrissen. Hier werden insbesondere Diversifizierungen qualitativer Forschung (sprachraumbezogen, schulenspezifisch, unterschiedliche Anwendungsfelder und Disziplinen) behandelt, bevor drei Ansätze der Auseinandersetzung mit der Frage der Qualität qualitativer Forschung an Beispielen aus der Diskussion behandelt werden: Die Formulierung von Standards, Kriterien und Strategien. Für diese Ansätze werden als Probleme die Anwendbarkeit auf qualitative Forschung insgesamt oder auf bestimmte Bereiche diskutiert. Die Frage der Festlegung von Grenzwerten als ein Teil der Formulierung von Kriterien und Standards wird ebenso behandelt wie die Akzeptanz von Guidelines und Checklists. Als Alternative wird die Verfolgung von Strategien der Geltungsbe gründung (analytische Induktion, Triangulation, Qualitätsmanagement) diskutiert und vorgeschlagen, empirische Methodenfor schung zur Entwicklung von Antworten auf die Qualitätsfrage voranzutreiben, die sowohl die Forschungspraxis als auch die Perspektive der Abnehmer von Forschungsergebnissen berücksichtigt.

Schlagworte: Qualität qualitativer Forschung, Triangulation, Standards qualitativer Forschung, Gütekriterien

Abstract:

The context of the question of quality in qualitative research is briefly outlined. The main emphasis here is on the diversification of qualitative research (in different language contexts, in schools of research, in different fields of application and different disciplines). Using examples from ongoing debates, the discussion then focuses on three approaches to the question of quality in qualitative research: standards, criteria and strategies. The problems addressed concerning the question of whether or not these approaches can be used in qualitative research in general, and in specific fields in particular. The question of establishing benchmarks as part of the process of defining criteria and standards is discussed, as well as the acceptance of guidelines and checklists. As an alternative, the use of strategies for enhancing the quality of qualitative research (analytic induction, triangulation, quality management) is proposed, and it is suggested that researchers should be encouraged to engage in empirical methods research in order to provide answers to the question of quality while taking into account, both, research practices and the perspectives of the addressees of research findings.

Keywords: quality of qualitative research, triangulation, standards in qualitative research, quality criteria

1. Einleitung

Die Frage, wie die Qualität qualitativer Forschung bestimmt werden soll bzw. kann, wird gestellt, seitdem es qualitative Forschung gibt. Sie erfreut sich aktuell, immer noch und wieder, einer besonderen Aufmerksamkeit, wie etwa das vorliegende Schwerpunktheft unterstreicht. Die Antworten auf diese Frage sind bislang allerdings noch nicht gefunden – bzw. nicht in einer allgemein akzeptierten Form. Beiträge zu der entsprechenden Diskussion liegen etwa in Versuchen, Güte-Kriterien zu formulieren (vgl. Seale 1999 oder Steinke 1999), diese einzufordern (etwa die Initiative für ein Rundgespräch der DFG zu diesem Thema – vgl. Helsper et al. 2001 für die Resultate) oder in der mehr oder minder lakonischen Feststellung, die Antworten auf entsprechende Fragen seien noch nicht gefunden (vgl. Lüders 2000 oder 2006a). Dass solche Einschätzungen trotz der vielfältigen Versuche, das Problem anzugehen, noch eine gewisse Berechtigung haben, liegt auch in der Natur der Sache – der besonderen Situation, in der sich qualitative Forschung befindet – begründet. Im folgenden Beitrag soll ein Überblick über die entsprechende Diskussion gegeben werden, der die unterschiedlichen Wege der Beantwortung unserer Ausgangsfrage vergleichend gegenüberstellt.

2. Was ist qualitative Forschung und wovon reden wir?

Bevor wir in die eigentliche Diskussion einsteigen, sind noch ein paar Vorbemerkungen dazu notwendig, was hier der Bezugspunkt sein soll. Qualitative Forschung hat sich in verschiedenen Kontexten entwickelt. Hier sind einerseits theoretische und methodologische Schulen zu unterscheiden, die jeweils bestimmte Grundannahmen, Forschungsinteressen und – in der Regel, aber nicht immer daraus resultierend – Methoden(-präferenzen) kennzeichnen bzw. unterscheiden. So ist der ursprünglich in den USA entstandene Ansatz der gegenstandsbegründeten Theoriebildung (grounded theory) im englischen aber auch im deutschen Sprachraum als eigener Ansatz zu verzeichnen, dessen Interesse sich in der Regel auf die Entwicklung von Theorien über einen bestimmten Gegenstand aus empirischem Material bzw. aus dessen Analyse konzentriert. Gleiches lässt sich über die Biographieforschung sagen, die diesseits und jenseits der Sprachgrenze(n) die Analyse von Lebensgeschichten auf theoretisch relevante Verdichtungen orientiert ist. Daneben gibt es Ansätze, oder Schulen, die spezifisch für bestimmte Kontexte sind, dort jedoch eine zentrale Rolle spielen, während sie in anderen Kontexten kaum rezipiert werden bzw. diese Rezeption dort auch nicht suchen. Beispiele sind hier etwa die objektive Hermeneutik oder die hermeneutische Wissenssoziologie, die ihre Wirkung (und Publikationsaktivitäten) fast ausschließlich im deutschen Sprachraum entfalten (vgl. Reichertz 2000, vgl. auch ZBBS-Heft 2/2004). Ähnliches gilt für die im englischen Sprachraum sich differenzierenden Formen der Diskursanalyse, die etwa in England eine starke Dominanz in der Diskussion entwickelt haben, hierzulande jedoch kaum rezipiert werden (auch da der Begriff der Diskursanalyse hier mit anderen Wurzeln assoziiert ist). Das

heißt, die Diskussion über qualitative Forschung ist durch unterschiedliche Differenzierungen gekennzeichnet – Schulen auf der einen Seite, sprachraumbezogene Schwerpunkte und Unterschiede auf der anderen Seite (vgl. hierzu auch Flick 2005 und Knoblauch/Flick/Maeder 2005 für Überblicke). Dazu kommen noch (mindestens) zwei weitere Differenzierungen. Zunächst einmal sind disziplinspezifische Entwicklungen zu verzeichnen. Der Diskurs in der Erziehungswissenschaft (über qualitative Forschung) entwickelt sich in mehr oder minder enger Verzahnung (oder mehr oder minder unabhängig) von dem in der Soziologie oder in der Psychologie. Beispiel hierfür ist das erwähnte DFG-Rundgespräch, das sich auf die Erziehungswissenschaft beschränkt hat oder das von Friebertshäuser und Prengel (1997) herausgegebene Handbuch mit der gleichen Fokussierung.

Ebenso relevant (auch für unsere Fragestellung im vorliegenden Beitrag) wird aber in den letzten Jahren die Differenzierung der unterschiedlichen Anwendungsfelder qualitativer Forschung. Zu nennen sind hier Bereiche wie die Gesundheitsforschung (vgl. NIH 2001 bzw. Schaeffer/Müller-Mundt 2002), qualitative Management- und Organisationsforschung (Cassel/Symon 2004) oder die qualitative Evaluationsforschung (Flick 2006a). In diesen Feldern beginnt sich die methodische Diskussion über qualitative Forschung und mehr noch über ‚gute‘ qualitative Forschung langsam zu verselbständigen. Dies hat auch mit den Rahmenbedingungen zu tun, unter denen qualitative Forschung hier durchgeführt wird. In der Regel handelt es sich hier um Auftragsforschung, die mit spezifischen Erwartungen hinsichtlich der Ergebnisse und vor allem ihrer praktischen Relevanz verknüpft ist und häufig unter anderen Rahmenbedingungen realisiert werden muss als qualitative Grundlagen- bzw. Qualifikationsforschung. Zu nennen ist hier etwa der zeitliche Rahmen, dessen Folgen sich etwa an der Diskussion über die Legitimität von „Abkürzungsstrategien“ (vgl. Lüders 2000, Flick 2000) bei der Verwendung qualitativer Methoden in solchen Kontexten festmachen lässt oder auch an der Frage der Überzeugung von – außerwissenschaftlichen – Zielgruppen mit den gefundenen Ergebnissen (vgl. hierzu Lüders 2006b; Mensching 2006).

Aus dieser knappen Skizzierung der Diversifizierung qualitativer Forschung – die keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit erhebt, sondern exemplarisch bzw. selektiv angelegt ist – lässt sich ein Dilemma ableiten, in dem die hier interessierende Diskussion über die Qualität qualitativer Forschung steckt. Die Frage nach der angemessenen Bestimmung, Sicherung oder Verbesserung dieser Qualität stellt sich über alle der genannten Bereiche hinweg. Die Lösungswege, die dabei besprochen werden, unterscheiden sich ebenso wie die Klärungsnotwendigkeiten und die gefundenen bzw. vorgeschlagenen Lösungen. Daraus lässt sich die Frage ableiten, ob es erwartbar (und sinnvoll) ist, über die verschiedenen Bereiche und Kontexte hinweg eine gültige Antwort auf die Qualitätsfrage zu finden oder nicht. Kaum umstritten ist, dass qualitative Forschung eine Antwort auf diese Frage finden muss. Jedoch herrscht wenig Einigkeit darüber, wie diese Antwort aussehen soll: Liegt sie darin, Gütekriterien zu formulieren, die idealerweise Grenzwerte oder Benchmarks zur Unterscheidung von guter und weniger guter Forschung ‚mitliefern‘? Dann lautet die erste Frage, welche Kriterien hierfür geeignet sind, und die zweite, ob sie für ‚die‘ qualitative Forschung gültig sein sollen oder für bestimmte Richtungen in der qualitativen Forschung. Wenn Kriterien, sollen sie dann auf eine grounded-theory-Studie gleichermaßen anwendbar sein wie auf eine Untersuchung, die auf Fallrekonstruktionen im Sinne der Objektiven Hermeneutik basiert – oder auch auf eine Fallstudie zur Evaluation

einer Institution? Oder stellt sich die Frage der Qualität bei qualitativer Forschung grundsätzlich anders – jenseits von Kriterien? Dann stellt sich die Frage, was an die Stelle von Kriterien treten soll und kann. Im Folgenden sollen verschiedene Auseinandersetzungen mit der Qualitätsfrage in der qualitativen Forschung diskutiert werden.

3. Standards nicht-standardisierter Forschung

Einen interessanten Vorschlag hat kürzlich Ralf Bohnsack (2005) vorgelegt. Hier wird die Beantwortung unserer Leitfrage daran festgemacht, in wieweit sich Standards nicht-standardisierter Forschung identifizieren lassen bzw. herausgebildet haben. Bohnsack verdeutlicht einerseits, dass sich die Standards bei nicht-standardisierter Forschung nicht ‚am grünen Tisch‘ (des Methodikers) entwickeln lassen, sondern quasi im Nachgang aus der Rekonstruktion nicht-standardisierter bzw. qualitativer Forschungspraxis ableiten und explizieren lassen. Gleiches wird auch für die Methoden qualitativer Forschung selbst festgestellt („These 1: Die Methoden und Standards qualitativer Forschung werden auf der Grundlage einer empirischen Rekonstruktion der Forschungspraxis entwickelt“ – Bohnsack 2005, S. 65). Dass die vorliegenden Methoden der qualitativen Forschung sich aus konkreten Forschungsfragen und -projekten entwickelt haben, lässt sich gut nachzeichnen. Mittlerweile haben sich allerdings eine ganze Reihe von mehr oder minder kanonisierten Methoden in der qualitativen (bzw. nicht-standardisierten oder rekonstruktiven) Forschung entwickelt und etabliert, so dass Forscherinnen und Forscher heute häufig eher vor der Frage stehen, welche davon sie anwenden wollen für die Beantwortung ihrer Forschungsfragen und welche methodischen Neuentwicklungen aus der Praxis eher die Ausnahme sind. Hier stellt sich dann die Frage, worin sich gute von weniger guter Anwendung bestimmter Methoden unterscheiden lässt. Standards in der nicht-standardisierten Forschung stellen nach Bohnsack Standards zweiten Grades dar, die aus der Auseinandersetzung mit den natürlichen Standards (ersten Grades) entwickelt werden sollen. Folgt man diesem Ansatz und der darauf bezogenen Argumentation bei Bohnsack, so lassen sich Standards qualitativer Forschung aus der Analyse alltäglicher Standards der Kommunikation entwickeln und darüber die Kriterien Gültigkeit und Zuverlässigkeit in der qualitativen Forschung rekonstruieren (S. 76). Dabei wird argumentiert, dass die wesentliche Bezugsebene für die Formulierung von Standards die methodologische und theoretische Begründung des jeweiligen Vorgehens ist. Weiterhin wird ausgeführt, dass bei qualitativen Methoden zwischen offenen und rekonstruktiven Verfahren unterschieden werden sollte, wobei nur letztere den von Bohnsack entwickelten Qualitätsstandards entsprechen (vgl. These 7, S. 74).

Der Ansatz von Bohnsack liefert eine ganze Reihe von theoretisch und methodologisch aufschlussreichen Vorschlägen für eine metatheoretische Fundierung der Diskussion über die Qualität qualitativer Forschung. Allerdings bleiben verschiedene Fragen offen. Zunächst einmal die Frage, ob die Formulierung von Standards in einem derart heterogenen Feld wie der qualitativen Forschung (überhaupt bzw. schon zum gegenwärtigen Zeitpunkt) realisiert werden kann – wenn noch nicht einmal Einigkeit über die Bezeichnungen (qualitativ, interpreta-

tiv, rekonstruktiv) und Zugehörigkeiten zum Feld besteht. Zweitens laufen Formulierungen von Standards in der Regel Gefahr, Standardisierung (von Vorgehensweisen und Prozeduren) mit sich zu bringen – was den Ansatz nicht-standardisierter Forschung zumindest in einen Widerspruch verwickelt. Drittens, und das ist in unserem Kontext das entscheidende Argument, wird über den Weg der Formulierung von Standards, den Bohnsack einschlägt, die Frage der Geltungsbegründung von der Ebene der Qualitätsbestimmung praktischer Vorgehensweisen im Feld auf die Ebene der Angemessenheit ganzer Forschungsprogramme verlagert. Wendet man Bohnsacks Vorschlag an, weiß man zwar, dass bestimmte Ansätze – rekonstruktive Verfahren – den (?) Standards qualitativer Forschung entsprechen, andere – offene Verfahren – dagegen nicht. Weniger hilfreich sind diese Vorschläge dagegen bei der Suche nach Antworten auf die Frage, wonach die konkreten Anwendungen und Verfahrensweisen in einem Forschungsprojekt oder Artikel zu bewerten sind. In diese Richtung zielen die im folgenden Abschnitt behandelten Ansätze.

4. Kriterien qualitativer Forschung

4.1 Verwendung der klassischen Kriterien

Lange Zeit wurde vorgeschlagen, die klassischen Kriterien der empirischen Sozialforschung – Reliabilität, Validität und Objektivität auch auf qualitative Forschung anzuwenden oder sie für diesen Gegenstand zu modifizieren. Kirk und Miller (1986) widmen sich Reliabilität und Validität in dieser Hinsicht. Zum einen wird dabei deutlich, dass die Reliabilität von Daten und Verfahren im traditionellen Sinne – als die Stabilität von Daten und Ergebnissen bei mehreren Erhebungen – für die Bewertung qualitativer Daten eher ungeeignet ist: Die identische Wiederholung einer Erzählung bei wiederholten narrativen Interviews ist eher ein Hinweis auf eine ‚zurechtgelegte‘ Version als auf die Verlässlichkeit des Erzählten. Validität (vgl. Kvale 1995) wird ebenfalls häufiger für die qualitative Forschung diskutiert. Kirk und Miller (1986, S. 21) fassen die Frage der Validität darin zusammen, ob „der Forscher sieht, was er (...) zu sehen meint“. Hier ergeben sich ebenfalls Probleme bei der unmittelbaren Anwendung klassischer Validitätskonzeptionen. Interne Validität wird etwa erhöht bzw. sichergestellt, indem ausgeschlossen werden soll, dass andere als die in der Untersuchungshypothese enthaltenen Variablen den beobachteten Zusammenhang bestimmen (z. B. Bortz/Döring 2001, S. 53). In diesem Verständnis liegen bereits die Probleme bei der Übertragung auf qualitative Forschung begründet: Interne Validität soll durch eine möglichst umfassende Kontrolle der Kontextbedingungen in der Untersuchung erhöht werden. Zu diesem Zweck wird die weitgehende Standardisierung der Erhebungs- bzw. Auswertungssituation angestrebt. Der dafür notwendige Grad an Standardisierung ist jedoch mit dem größten Teil der gängigen qualitativen Methoden nicht kompatibel bzw. stellt ihre eigentlichen Stärken in Frage. Ähnlich lässt sich für die anderen Formen der Validität aufzeigen, warum sie

nicht direkt auf qualitative Forschung übertragen werden können (vgl. Steinke 1999).

Das dritte Kriterium aus dem Kanon der quantitativen Forschung ist die Objektivität. Hier finden sich kaum Versuche, dieses Kriterium auf qualitative Forschung anzuwenden. Eine Ausnahme ist die Arbeit von Madill et al. (2000). Darin wird jedoch Objektivität ausschließlich an der Analyse qualitativer Daten festgemacht und mit der Frage, ob zwei Forscher zu gleichen Ergebnissen bei der Analyse vorliegender qualitativer Daten kommen und damit mit der „Konsistenz der Bedeutung durch die Triangulation der Ergebnisse zweier unabhängiger Forscher“ (ebd., S. 17) gleichgesetzt. Insgesamt findet sich zwar gelegentlich der Anspruch, qualitative Forschung müsse sich zumindest den Fragen stellen, die mit Konzepten wie Reliabilität und Validität (z.B. bei Morse 1999, S. 717) oder Objektivität (Madill et al. 2000) verknüpft sind. In der Umsetzung überwiegt jedoch die Modifikation oder Reformulierung der Konzepte.

4.2 Reformulierung herkömmlicher Kriterien

Reliabilität

Vorschläge zur Reformulierung des Reliabilitätskonzeptes im Sinne einer stärker prozeduralen Konzeption zielen darauf ab, das Zustandekommen der Daten dahingehend zu explizieren, dass überprüfbar wird, was Aussage noch des jeweiligen Subjekts ist und wo die Interpretation des Forschers schon begonnen hat. Hierzu gehören etwa exakte und einheitliche Vorgaben, wie Interviews oder Gespräche transkribiert werden sollen (vgl. hierzu Kowal/O'Connell 2000) oder die Kennzeichnung von wörtlich wiedergegebenen Aussagen in Feldnotizen in Abhebung von Zusammenfassungen oder Paraphrasen durch den Forscher. Schließlich soll sich die Reliabilität im gesamten Prozess durch dessen reflexive Dokumentation erhöhen (vgl. hierzu auch Seale 1999).

Validität

Als eine Reformulierung der Validitätsbestimmung wird eine Analyse der Interviewsituation ausgehend von Habermas' Theorie des kommunikativen Handelns (1981) vorgeschlagen (Legewie 1987). Geltungsansprüche im Interview sind zu differenzieren in den Inhalt des Gesagten, die Angemessenheit der Beziehung und die aufrechte Selbstdarstellung des Interviewpartners. Validierung erfolgt über eine Analyse der Interviewsituation auf Auffälligkeiten und Verzerrungen und auf das Vorliegen eines Arbeitsbündnisses und einer nicht-strategischen Kommunikation. Ein Problem bei diesem Ansatz ist die (zumindest implizite) Annahme einer ‚richtigen‘ bzw. ‚gültigen‘ Version der Erzählung, wodurch sich die Validitätsfrage auf die Bestimmung von Abweichungen von dieser Version bzw. auf die Identifizierung von Hinweisen auf potentielle Abweichungen („Verzerrungen“) reduzieren lässt.

Kommunikative Validierung

Die Zustimmung der Untersuchungsteilnehmer – als kommunikative Validierung oder member checks bezeichnet – nach Abschluss des Interviews wird als eine weitere Form der Validierung diskutiert (für allgemeinere Diskussionen vgl. Terhart 1995, S. 388 ff.). Für eine allgemeinere Anwendung solcher Strategien sind zwei Fragen noch nicht befriedigend beantwortet: (1) Wie ist das methodische Vorgehen bei der kommunikativen Validierung zu gestalten, damit es den untersuchten Sachverhalten und der Sicht der Subjekte tatsächlich gerecht wird? (2) Wie lässt sich jenseits der Zustimmung der Subjekte die Frage der Geltungsbegründung weitergehend beantworten? Hierzu sind andere Qualitätsprüfungen notwendig, die kommunikative Validierungen ergänzen (vgl. als Überblick Flick 1987).

Prozedurale Validierung

Mishler (1990) setzt am Prozess der Validierung an (statt am Zustand der Validität) und definiert „Validierung als soziale Konstruktion von Wissen“ (ebd., S. 417), durch die wir „Behauptungen über die ‚Vertrauenswürdigkeit‘ berichteter Beobachtungen, Interpretationen und Verallgemeinerungen aufstellen und diese bewerten“ (ebd., S. 419). Schließlich umgeht „Validierung, verstanden als der soziale Diskurs, durch den Vertrauenswürdigkeit hergestellt wird, solche vertrauten Konventionen wie Reliabilität, Falsifikation und Objektivität“. Als empirische Basis für diesen Diskurs und die Konstruktion von Vertrauenswürdigkeit erörtert Mishler die Verwendung von Beispielen aus narrativen Studien.

Altheide und Johnson (1998, S. 291f.) formulieren schließlich das Konzept der „Validität-als-reflexive-Erklärung“, das Forscher, den Gegenstand und den Prozess der Sinnfindung in Beziehung setzt und Validität am Prozess der Forschung und den verschiedenen Beziehungen darin festmacht. Hier werden Beziehungen zwischen den Beobachtungen und weiteren Kontexten, zwischen dem Beobachter, Beobachteten und Setting, Perspektiven (des Mitglieds oder Forschers) und der Art der Darstellung zum Ansatzpunkt für Validierungen. Damit wird die Validierung unter der Perspektive des gesamten Forschungsprozesses und der beteiligten Faktoren behandelt. Die Vorschläge bleiben dabei jedoch eher auf der Ebene der Programmatik, als dass konkrete Kriterien oder Anhaltspunkte formuliert werden, anhand derer sich einzelne Studien oder Bestandteile davon beurteilen lassen. Die Versuche der Verwendung oder Reformulierung von Validität und Validierung haben insgesamt mit verschiedenen Problemen zu kämpfen: Formale Analysen des Zustandekommens von Daten in der Interviewsituation beispielsweise sagen noch nichts über Inhalte und ihre angemessene Behandlung im weiteren Verlauf der Forschung aus. Das Konzept der kommunikativen Validierung oder Member Checks ist mit dem Problem konfrontiert, dass Zustimmung dort als Kriterium schwierig ist, wo die Sicht des Subjekts systematisch überschritten wird – in Interpretationen, die ins soziale oder psychische Unbewusste vordringen wollen oder sich gerade aus der Unterschiedlichkeit verschiedener subjektiver Sichtweisen ableiten. Aus diesem Grund wird dieses Kriterium von verschiedenen Seiten immer wieder vehement in Frage gestellt. Die behandelten Reformulierungen des Validitätskonzepts zeichnen sich insgesamt durch eine gewisse Unschärfe aus, die der Forschungspraxis durch ihre generelle Problematisierung

und Programmatik nicht unbedingt eine Lösung für die Frage der Geltungsbe-gründung anbietet. Als gemeinsame Tendenz bleibt jedoch eine Verlagerung von Validität zur Validierung und von der Beurteilung des einzelnen Forschungs-schritts oder -bestandteils zur Herstellung von Transparenz über den For-schungsprozess festzuhalten.

Die Anwendung klassischer Kriterien auf qualitative Forschung wird seit längerem in Frage gestellt, da „das ‚Wirklichkeitsverständnis‘“ beider Forschungs-richtungen dafür „zu unterschiedlich“ (Lüders/Reichertz 1986, S. 97) sei. Ähnliche Vorbehalte finden sich schon bei Glaser und Strauss (1979, S. 92), die „be-zweifeln, ob der Kanon quantitativer Sozialforschung als Kriterium (...) auf quali-tative Forschung (...) anwendbar ist. Die Beurteilungskriterien sollten vielmehr auf einer Einschätzung der allgemeinen Merkmale qualitativer Sozialforschung beruhen – der Art der Datensammlung (...), der Analyse und Darstellung und der (...) Weise, in der qualitative Analysen gelesen werden.“ Aus dieser Skepsis resul-tieren im Lauf der Zeit eine Reihe von Versuchen, „methodenangemessene Krite-rien“ (Flick 1987) zu entwickeln und diese an die Stelle von Kriterien wie Validi-tät und Reliabilität zu setzen.

4.3 Formulierung alternativer, methodenangemessener Kriterien

Die dritte Variante der Beantwortung der Frage nach der Bewertung qualitativer Forschung ist entsprechend die Suche nach alternativen, methodenangemessenen Kriterien. Dabei ist der Gedanke leitend, dass die Frage nach der Qualität grund-sätzlich durch die Formulierung und Anwendung von Kriterien beantwortet werden kann und sollte, dass jedoch die klassischen Kriterien an den Charakteristika qualitativer Forschung und Methoden vorbeizielten.

Lincoln und Guba (1985) propagieren Vertrauenswürdigkeit, Glaubwürdig-keit, Übertragbarkeit, Zuverlässigkeit und Bestätigbarkeit als Kriterien qualita-tiver Forschung, wobei das erstgenannte zum zentralen Kriterium wird. Um die Glaubwürdigkeit qualitativer Forschung, Daten und Ergebnisse zu erhöhen, skizzieren sie verschiedene Strategien. Dazu zählen neben einem „verlängerten Engagement“ im Feld, „ausdauernden Beobachtungen“ und der Triangulation (s. u.) verschiedener Methoden, Forscher und Datensorten auch „Peer debriefing“ (regelmäßige Besprechungen mit anderen Forschern zur Aufdeckung blinder Flecke sowie die Analyse abweichender Fälle (s. u.) und die Überprüfung der Angemessenheit von Interpretationen und Member checks im Sinne der kommunikativen Validierung von Daten und Interpretationen).

Damit sind verschiedene Ansatzpunkte für die Sicherung und Überprüfung von Qualität im qualitativen Forschungsprozess aufgezeigt. Auf diesem Weg las-sen sich Vorgehen und Durchführung im Prozess der Forschung offen legen und beurteilen. Unter dem Blickwinkel der produzierten Erkenntnisse lassen sich die Fragen, die ein solcher Prozess der Überprüfung beantworten soll, nach Huber-man und Miles (1998, S. 202) allgemeiner zusammenfassen. Sie richten sich auf die Begründetheit der Erkenntnisse in den Daten und der Schlüsse, sowie die Angemessenheit der Kategorienstruktur. Sie sollen prüfen, ob Forschungsent-scheidungen gerechtfertigt waren und ob Strategien zur Erhöhung der Glaub-würdigkeit angewendet wurden. Dabei sind zwar die Ergebnisse Ausgangspunkt der Bewertung der Forschung, die zu ihnen geführt hat; jedoch wird diese Frage

in der Verbindung einer ergebnisorientierten Sichtweise mit einem prozessorientierten Herangehen zu beantworten gesucht.

Die bislang skizzierten Strategien zielen auf die Formulierung von Kriterien ab, die analog zu den in der quantitativen Forschung etablierten Kriterien in der qualitativen Forschung eingesetzt werden können.

Steinke (1999) schlägt in einem ersten Versuch im deutschen Sprachraum sieben Kriterien vor: Intersubjektive Nachvollziehbarkeit des Prozesses, der zu Ergebnissen geführt hat; Indikation bzw. Gegenstandsangemessenheit des Vorgehens; empirische Verankerung von Theoriebildung und -prüfung; Limitation, d.h. die Benennung der Reichweite von Ergebnissen; reflektierte Subjektivität; Kohärenz der Theorie und Relevanz von Fragestellung und Theoriebildung.

In den hier kurz vorgestellten Vorschlägen tauchen jeweils verschiedene Probleme auf. Einerseits ist es bei diesen Kriterien – anders als bei der Reliabilitätsbestimmung in der quantitativen Forschung – schwierig, Grenzwerte oder Punkte zu definieren, die zwischen guter und schlechter Forschung unterscheiden: Im Beispiel der Glaubwürdigkeit werden von Lincoln und Guba lediglich Strategien formuliert, wie diese hergestellt bzw. erhöht werden kann. Der Forscher, der diese zur Sicherung von Qualität und Glaubwürdigkeit auf seine Forschung anwenden möchte, ist ebenso mit der Frage allein gelassen wie der Leser, der einen Forschungsbericht anhand dieses Kriteriums bewerten möchte: Welche Resultate müssen Peer debriefing und/oder Member checks bringen, damit sie ein Indikator für die Glaubwürdigkeit der damit überprüften Forschung sind? Müssen *alle* dabei Befragten zu einheitlichen Einschätzungen kommen – etwa was die Plausibilität der Resultate angeht – oder reicht es, wenn die *Mehrheit* oder bestimmte Personen diese Plausibilität bestätigt? Ist etwa die Bestätigung seitens bestimmter Personen anders zu gewichten als die Ablehnung durch die anderen Befragten? Zum Problem wird dies, da ohne die Angabe von Grenzwerten die Idee der Kriterien häufig zu gut gemeinten Absichtserklärungen verkommt (vgl. auch Lüders 2000). Andererseits sind all diese Vorschläge jeweils vor dem Hintergrund eines bestimmten Ansatzes formuliert und in ihrer Anwendung auf andere Ansätze eher begrenzt (vgl. hierzu auch Lüders 2003).

5. Guidelines, Checklists, Kriterienkataloge

Die Frage der Bewertung qualitativer Forschung wird aktuell in drei Kontexten gestellt: Zum einem stellt sie sich dem Forscher, der sein Vorgehen und seine Ergebnisse überprüfen und absichern möchte; weiterhin stellt sie sich dem Abnehmer der Forschung – dem Leser von Veröffentlichungen oder dem Auftraggeber, der das Vorgestellte einschätzen und bewerten möchte; schließlich wird sie bei der Begutachtung qualitativer Forschung, bei der Beurteilung von Forschungsanträgen und zunehmend auch bei der von Manuskripten im peer review von Zeitschriften aufgeworfen. Gerade in Hinblick auf den letzten Kontext ist eine wachsende Zahl von Guidelines zur Bewertung von Forschungspapieren (Artikeln, Anträgen etc.) in verschiedenen Anwendungsfeldern zu verzeichnen.

5.1 Gesundheitsforschung

Seale (1999, S. 189-192) gibt einen Kriterienkatalog der British Sociological Association of Medical Sociology wieder, der einen Fragenkatalog zu 20 Bereichen von der Fragestellung über das Vorgehen bei Sampling, Erhebung, Analyse und Darstellung sowie Ethik umfasst. Die vorgestellten Leitfragen sind sicherlich hilfreich, bei der Beantwortung ist der Anwender des Kataloges jedoch auf seine eigenen ggf. impliziten Kriterien angewiesen, um bspw. im Bereich 19 (Are the results credible and appropriate?) die Frage „do they address the research question(s)“? (ebd., S. 192) zu beantworten.

Einen weiteren Katalog legten die National Institutes of Health, Office of Behavioral and Social Sciences (NIH 2001) für den Bereich Public Health vor. Hierbei wird vor allem auf Designfragen Wert gelegt, zu denen auch Fragen der Erhebung und Analyse gerechnet werden, sowie auf die Kombination von qualitativer und quantitativer Forschung. Die Erläuterung der relevanten Teile eines Forschungsantrags und der Fragen, die dabei zu beachten sind, wird durch eine Checklist ergänzt, die Items enthält wie bspw.: „Data collection procedures are fully explained“ (ebd., S. 16). Ziel ist, den eingeführten Katalog für quantitative Projekte auf die Besonderheit qualitativer Anträge hin zu modifizieren.

Für den Bereich der klinischen Psychologie haben Elliot/Fischer/Rennie (1999) einen Katalog von Guidelines für die Publikation qualitativer Studien vorgelegt. Dieser enthält zwei Bereiche, von denen der erste für qualitative und quantitative Forschung gleichermaßen gelten soll, der zweite dagegen auf die Besonderheiten qualitativer Forschung zugeschnitten ist. Im ersten Teil werden Fragen der Angemessenheit der Methodenwahl oder der ausreichenden Spezifikation der Methoden behandelt, während im zweiten Teil Fragen der ausreichenden Verankerung von Aussagen in Beispielen, die Kohärenz von Ergebnissen oder die Anwendung von „credibility checks“ (z.B. Member checks oder Peer debriefing, Triangulation etc. – ebd., S. 229) behandelt werden. Wie die heftige Reaktion von Reicher (2000) verdeutlicht, sind diese Guidelines trotz ihrer relativ allgemeinen Formulierung nicht unbedingt konsensfähig und auf die eingangs kurz skizzierte Bandbreite qualitativer Forschung übertragbar.

5.2 Qualitative Evaluationsforschung

Speziell für den Kontext der qualitativen Evaluationsforschung werden in den letzten Jahren verstärkt Checklists, Frameworks und Kriterienkataloge entwickelt (vgl. auch Flick 2006b). So haben Spencer/Ritchie/Lewis/Dillon (2003) einen „Framework for assessing research evidence“ für diesen Bereich vorgelegt. Dieser basiert auf Literaturanalysen und 29 Experteninterviews mit Auftraggebern, Abnehmern, Forschern und Praktikern, die jeweils in Evaluationen involviert waren. Der Rahmen orientiert sich an vier leitenden Prinzipien:

„Research should be

1. contributory in advancing wider knowledge or understanding;
2. defensible in design by providing a research strategy which can address the evaluation questions posed;
3. rigorous in conduct through the systematic and transparent collection, analysis and

- interpretation of qualitative data;
4. credible in claim through offering well-founded and plausible arguments about the significance of the data generated" (S. 6).

Zur Bewertung konkreter Vorhaben haben sie insgesamt 18 Fragen formuliert, die sich sieben Bereichen bzw. Schritten des Forschungsprozesses zuordnen lassen: Die Fragen beziehen sich auf die Ergebnisse (z.B.: How credible are the findings? How has knowledge/understanding been extended by the research?), auf Designs, Sampling (z. B.: How well defended is the sample design/target selection of cases/documents?), Datensammlung und -analyse (z. B.: How well has the approach to and formulation of the analysis been conveyed? Contexts of data sources – how well are the retained and portrayed?). Die Darstellung der Ergebnisse sowie Reflexivität und Neutralität des Forschers werden ebenso in Fragen gefasst. Während diese Fragen eher eine orientierende Funktion haben, wird das Framework in den mitgelieferten Quality Indicators konkretisiert. Davon werden insgesamt 88 formuliert, zu den einzelnen Fragen unterschiedlich viele. Zur Frage der Glaubwürdigkeit findet sich z. B. der Indikator „Findings/conclusions make sense/have a coherent logic“, zur Sample Composition der Indikator „Detailed profile of achieved sample/case coverage“, jeweils neben weiteren Indikatoren für beide Fragen (vgl. Spencer et al. 2003, S. 22 ff.).

Dieser Fragenkatalog wurde im Auftrag des „Research Cabinet“ bzw. „the UK Government’s Office of the Chief Social Researcher“ (Kushner 2005, S. 111) erstellt und an Ministerien bzw. alle Government Departments verschickt. Er soll diesen bei der Vergabe und vor allem Bewertung von Evaluationen, die auf qualitativen Methoden basieren, eine Orientierung bieten. Vor allem wegen dieser Verbreitung und Funktion wird das Framework etwa von Kushner (2005) mit besonderer Aufmerksamkeit und kritisch betrachtet.

Dabei werden verschiedene Vorteile gesehen, etwa dass es Klarheit in den Bereich der Evaluation bringe, dass es ein Beitrag zur methodischen Weiterentwicklung qualitativer Forschung sei und Evaluatoren vor unsinnigen Verträgen bzw. Aufträgen retten würde (ebd., S. 115 f.). Gewichtiger sind jedoch die formulierten Vorbehalte. Grundsätzlich kritisiert Kushner (2005), dass mit der Formulierung und Verteilung solcher Bewertungsinstrumente die Verantwortung für die Qualität von den Evaluatoren zu den Auftraggebern (häufig Verwaltungen) verlagert würde: „(...) it places on government an unreasonable responsibility to manage and guarantee the independence of an evaluation. Independence is conventionally guaranteed by the principle that an evaluation externally is ‚sponsored‘ and not ‚bought‘ by government“ (ebd., S. 116).

Weiterhin kritisiert Kushner, dass die Ausführungen im Rahmen des Framework zu sehr auf die erkenntnistheoretische und method(olog)ische Literatur gestützt würden, kaum jedoch auf die „politics of inquiry“ oder den Auftrag von Evaluatoren abzielen. Gerade die Konfrontation mit vielfältigen und häufig konfligierenden Absichten würde zu wenig berücksichtigt (ebd., S. 116). Insgesamt sei das Framework zu sehr an Fragen angewandter Sozialforschung und zu wenig an den Besonderheiten qualitativer Evaluation orientiert (dass beides unterschiedlich zu sehen ist, hält auch Lüders 2006b fest). Ebenso würde mehr die erkenntnistheoretische als die praktische Dimension der Evaluation behandelt und „policy evaluation“ mit Programmevaluation gleichgesetzt. An diesem umfangreichen Vorschlag für einen Bewertungskatalog zur Beurteilung qualitativer Evaluationen und der detaillierten Kritik daran lässt sich die Problematik der

Qualitätsbestimmung bei qualitativen Studien erneut zeigen. Auch hier sind die Fragen aufgeworfen, ob solche Kataloge für alle Formen von Evaluationen gelten können (Policy- vs. Programmevaluation), wie sich der eher grundsätzliche Diskurs über Qualität auf eine handhabbare Anleitung in der Forschungspraxis herunterbrechen lässt, die gleichzeitig noch den Besonderheiten von Evaluation gegenüber Forschung Rechnung trägt. Schließlich, und das hat Kushner in ihrer Kritik nicht weiter berücksichtigt, sind die Fragen (appraisal questions) und quality indicators, die vorgeschlagen werden, eher Leitfragen zur Orientierung als Hinweise, wo die Grenze zwischen guter und schlechter Evaluation verläuft. Kriterien in der quantitativen Forschung beinhalten solche Grenzwerte in der Regel – eine bestimmter Wert der Übereinstimmung zwischen Kodierern bei der Überprüfung der Interrater-Reliabilität muss schon gegeben sein, damit das Kriterium erfüllt ist. Und schließlich ist auch hier die Frage zu stellen, welchen Stellenwert das Framework bzw. die ergänzenden Ausführungen für qualitative Forschung außerhalb der Evaluation haben.

5.3 Management- und Organisationsforschung

Für diesen Bereich haben Cassell/Buehring/Symon/Johnsob/Bishop (2005) ein Projekt zu „Benchmarking good practice in qualitative management research“ durchgeführt, das auf der Grundlage von Interviews mit Abnehmern solcher Forschung deren implizite und explizite Standards der Bewertung qualitativer Forschung herausgearbeitet hat. Dabei werden die Konzepte der Befragten einerseits davon abhängig gemacht, was qualitative Forschung ausmacht, andererseits daran, woran die Glaubwürdigkeit ihrer Ergebnisse bestimmt wird. Zu letzterem finden sich Aspekte wie die Quantifizierbarkeit von Ergebnissen, die rigorose Anwendung von Methoden, das Vorhandensein „technischer skills“ bei der Durchführung und die Möglichkeit, praktisch relevante Schlussfolgerungen aus den Resultaten zu ziehen u. a. „Good practice“ in qualitativer Forschung wird demnach v. a. an Aspekten gemessen, wie dem Forschungsdesign (warum wurde welche Methode gewählt, wie war das Sampling konzipiert) und der Anwendung von Kombinationen von Methoden (v. a. qualitativ und quantitativ). Daneben wird die Analyse und Reflexivität hinsichtlich des gewählten Vorgehens und die Aufbereitung und Verbreitung der Ergebnisse zu einem Anhaltspunkt. Bei der Bestimmung der Qualität qualitativer Managementforschung steht die Frage im Vordergrund, welche „contribution“ von den Ergebnissen geleistet wird: liefern sie neue Erkenntnisse, praktische Konsequenzen oder die Entdeckung neuer Problemlagen als Resultat? Daneben werden aber auch Faktoren wie „technical accomplishment“ in der Anwendung von Methoden, oder die Frage, inwieweit Kriterien bei der Durchführung eines Projektes eine Rolle gespielt haben, als relevant erachtet.

Diese Studie zeigt vor allem, welche impliziten und expliziten Kriterien die Abnehmer qualitativer Forschungsergebnisse in einem speziellen Bereich anwenden. Man kann sie einerseits als Beitrag zur sozialwissenschaftlichen Verwendungsforschung lesen – der wieder einmal zeigt, dass die Praxis möglicherweise ganz andere Maßstäbe und Kriterien bei der Bewertung von Forschungsergebnissen und Vorgehensweisen anlegt als die Forscher selbst (vgl. auch Lüders 2006a).

Andererseits zeigen sie die Notwendigkeit auf, von der Seite der Forscher selbst zu definieren, was gute qualitative Forschung ist, da sich die Bewertung qualitativer Forschung ansonsten (noch stärker) verselbstständigt bzw. von außen vorgenommen wird. Schließlich zeigt dieses Projekt die Schwierigkeiten, die sich ergeben, wenn man die Standards von Forschung aus den Standards im Feld bzw. in der Praxis rekonstruieren will (vgl. hierzu Bohnsack 2005, s. o.), da es dieser Gruppe zumindest nicht gelungen ist, aus ihren Analysen überzeugende Kriterien, Standards oder einen Beurteilungskatalog für Forschungsprojekte und -ergebnisse zu entwickeln.

Die hier kurz skizzierten Beurteilungskataloge stellen weniger eine abschließende Antwort auf die Frage nach den angemessenen Kriterien zur Bewertung qualitativer Forschung dar. Sie verdeutlichen vielmehr die Brisanz der Frage der Bewertung und zeigen, dass diese zunehmend konkretisiert gestellt wird und dass ggf. auch Antworten von außen an die qualitative Forschung herangetragen werden, wenn sie diese nicht selber formuliert.

6. Die besondere Problematik der Qualität qualitativer Forschung

Die hier behandelten Kriterienkataloge und die Reaktionen, die sie provozieren, zeigen aber auch die spezielle Problematik qualitativer Forschung im Vergleich zu quantitativer Forschung. Diese Problematik lässt es zunehmend unwahrscheinlich erscheinen, dass die Antwort auf die Qualitätsfrage in einem eigenen Katalog von Qualitätskriterien liegen wird, der komplementär zu den ‚quantitativen‘ Kriterien eingesetzt werden kann: Einerseits wird bezweifelt, dass es sinnvoll ist, von ‚der‘ qualitativen Forschung zu sprechen, auch wenn es eine ganze Reihe von verbindenden Kennzeichen gibt (vgl. Flick 2002, Schütze in diesem Heft). Autoren wie Reicher (2000) oder auch Madill et al. (2000) stellen in Frage, ob es einheitliche Kriterien oder Bewertungsansätze für alle Formen qualitativer Forschung geben kann. Sie treffen eine Unterscheidung vor allem zwischen realistischen und (radikal) konstruktivistischen (Madill et al. 2000) oder zwischen „experientialen“ und diskursiven Methoden (Reicher 2000). Diese von der Diskussion in England geprägten Unterscheidungen können jedoch in ihren Konsequenzen auch auf die deutschsprachige Diskussion übertragen werden: Sollen qualitative Forschungsprojekte, die sich mit Interviews auf den Weg zur Entwicklung einer „grounded theory“ begeben, nach denselben Maßstäben bewertet werden wie Untersuchungen, die mittels objektiver Hermeneutik fallrekonstruktive Forschung betreiben? Oder weiter gedacht: Welchen Stellenwert können die vor einem spezifischen theoretischen und Diskurshintergrund entstandenen Kriterien von bspw. Lincoln/Guba (1985) für die Bewertung der vor einem ganz anderen Hintergrund operierenden hermeneutischen Verfahren in der deutschen Diskussion haben? Selbst wo ein kontextübergreifender Trend wie der zur Ethnographie festzustellen ist, bleibt zu bezweifeln, dass sich hier ein gemeinsames Verständnis von Qualität etablieren wird, wenn man etwa die Vehemenz berücksichtigt, mit der etwa Hirschauer (2001) den Ansatz von Denzin in Frage stellt.

Das heißt eine Seite der speziellen Problematik der qualitativen Forschung in der Beantwortung der Qualitätsfrage ist das Spannungsverhältnis zwischen qua-

litativer ‚Einheitswissenschaft‘ und Methoden- oder Schulenvielfalt (vgl. hierzu auch Flick 2005), der man mit einheitlichen oder (nur mit) differenzierenden Kriterien oder Bewertungsansätzen gerecht werden kann. Es soll dabei nicht unterstellt werden, dass in der quantitativen Forschung nicht auch unterschiedliche Ansätze und Richtung zu verzeichnen wären, jedoch hat diese Vielfalt bislang nicht zu einer schulenspezifischen Infragestellung der Kriterien Reliabilität, Validität und Objektivität geführt.

Die andere Seite der Problematik ist, dass die Qualität qualitativer Forschung jenseits dessen liegt, was in eindeutige Kriterien gefasst werden kann (vgl. hierzu Flick 2002, Kap. 22). Yardley (2000) diskutiert in diesem Kontext „dilemmas in qualitative research“. Wie lässt sich bei einer explorativen Studie etwa bewerten, was den tatsächlichen Gewinn an neuem Wissen darstellt? Wie lässt sich bewerten, ob die verwendeten Methoden dem untersuchten Feld und der Fragestellung angemessen waren? Kann man die Originalität im methodischen und im Feld-Zugang beurteilen? Auf welche Weise kann man die Kreativität im Zugang zum und im Umgang mit dem Material bewerten? Wie lässt sich das Verhältnis von Einzelschritt und Gesamtprozess beurteilen? Die meisten der oben behandelten Bewertungsansätze versuchen, die Qualitätsfrage auf den einzelnen Schritt im Forschungsprozess herunterzurechnen: Madill et al (2000) bspw. betrachten die Frage der Objektivität und Reliabilität ausschließlich an der Übereinstimmung der Interpretationen unterschiedlicher Forscher, ohne die anderen Schritte des Forschungsprozesses dabei zu berücksichtigen.

7. Strategien der Geltungsbegründung

Eine dritte Alternative – neben der Formulierung von Standards oder Kriterien – ist die Entwicklung und Anwendung von Strategien der Geltungsbegründung, um darüber die Qualität von Daten und Erkenntnissen zu bestimmen. Damit wird die Qualitätsfrage auf die Bewertung des Forschungsprozesses als Ganzen erweitert. Darauf soll abschließend eingegangen werden.

7.1 Analytische Induktion

Die analytische Induktion setzt am abweichenden Fall an. Darunter ist nach Bühler-Niederberger 1985, S. 476) zu verstehen: „Analytische Induktion ist eine Methode systematisierter Ereignisinterpretation, die sowohl den Prozeß der Genese wie auch der Prüfung von Hypothesen umfaßt. Ihr entscheidendes Instrument ist die Analyse der Ausnahme, des von der Hypothese abweichenden Falls.“ Dieses Verfahren setzt nach der Entwicklung einer vorläufigen Theorie (bzw. eines Musters, Modells etc.) an der Suche nach und Analyse von abweichenden Fällen (oder Gruppen) an. Dabei ist die analytische Induktion vor allem an der Absicherung gewonnener Theorien und Erkenntnisse durch die Analyse bzw. Integration abweichender Fälle orientiert. Als „Analyse negativer Fälle“ greifen Lincoln und Guba (1985) das Konzept auf. Anknüpfungen ergeben sich zu Fragen der Verallgemeinerung von Fallstudien, jedoch hat die analytische Induktion ihren eigenen Stellenwert als Prüfverfahren für Analysen.

7.3 Triangulation

Als Strategie der Geltungsbegründung qualitativer Forschung wird seit langem die ursprünglich von Denzin (1970/1989) vorgeschlagene Triangulation diskutiert, die zwischenzeitlich weiter elaboriert und differenziert wurde (vgl. Flick 2004 für einen Überblick). Dabei geht es im wesentlichen darum, die Erkenntnismöglichkeiten qualitativer Forschung durch zusätzliche Perspektiven zu erweitern – durch die Verwendung verschiedener Datensorten, die Einbeziehung unterschiedlicher Theorien und v. a. verschiedener Methoden. In seinen aktuellen Varianten ist der Ansatz der Triangulation um eine fundiertere Verknüpfung unterschiedlicher qualitativer Methoden oder qualitativer mit quantitativen Methoden bemüht. Angesichts der eher pragmatisch ausgerichteten Diskussionen um eine Verknüpfung qualitativer und quantitativer Methoden in „Mixed Method Designs“ (vgl. Tashakkori/Teddlie 2003) erscheint eine solche fundierte Diskussion über die Verknüpfung und Verknüpfbarkeit von Methoden notwendig. Zu Qualitätsdiskussion in der qualitativen Forschung kann die Triangulation insofern einen Beitrag leisten, als sie Erkenntnisse verbreitern kann und der Widersprüchlichkeit und Vielschichtigkeit untersuchter Phänomene durch die unterschiedlichen Aspekte gerecht werden kann, die unterschiedliche methodische Zugänge aufzeigen. Die wechselseitige Bestätigung der Ergebnisse unterschiedlicher methodischer Zugänge im Sinne einer wechselseitigen Validierung, die Denzin propagiert hatte, hat sich als nicht realisierbare und theoretisch nicht haltbare Zielsetzung herausgestellt (vgl. hierzu auch Denzin 1989 und Flick 2004).

7.3 Qualitätsmanagement in der qualitativen Forschung

Eingangs war die Rede davon, dass die Standards qualitativer Forschung aus der Forschungspraxis rekonstruiert werden sollten (vgl. Bohnsack 2005). In gewisser Weise einen Schritt weiter geht das Konzept des Qualitätsmanagements in der qualitativen Forschung (vgl. Flick 2002, Kap. 22), wobei es stärker in der Forschung selbst verankert ist. Die Diskussion zum Qualitätsmanagement wird im Bereich der industriellen Produktion, Dienstleistungen oder im Gesundheitswesen seit längerem geführt (Kamiske/Brauer 1995). Dieser Ansatz lässt sich auf die qualitative Forschung übertragen, um eine Diskussion über Qualität in der Forschung voranzutreiben. Über das Konzept des Auditing ergeben sich bereits erste Anknüpfungspunkte. So wird für die Überprüfung der Verlässlichkeit qualitativer Daten von Lincoln/Guba (1985) ein Prozess des „auditing“ vorgeschlagen, der am Vorgang der Buchprüfung im Finanzwesen orientiert ist. Dafür wird ein „Überprüfungspfad“ (auditing trail) skizziert: Ein Auditing trail erfasst

- die Rohdaten, ihre Erhebung und Aufzeichnung;
- Datenreduktion und Ergebnisse von Synthesen durch Zusammenfassung, theoretische Notizen, Memos etc., Summaries, Kurzdarstellungen von Fällen etc.;
- Datenrekonstruktionen und Ergebnisse von Synthesen anhand der Struktur entwickelter und verwendeter Kategorien (Themen, Definitionen, Beziehungen), Erkenntnisse (Interpretationen und Schlüsse) sowie die erstellten Be-

richte mit ihren Integrationen von Konzepten und den Bezügen zu existierender Literatur;

- Prozessnotizen, d. h. methodologische Notizen und Entscheidungen auch hinsichtlich der Herstellung von Vertrauens- und Glaubwürdigkeit der Erkenntnisse;
- Materialien in Bezug auf Absichten und Anordnungen wie die Forschungskonzeption, persönliche Aufzeichnungen und Erwartungen der Beteiligten;
- Informationen über die Entwicklung der Instrumente einschließlich der Pilotversionen und vorläufigen Plänen (vgl. Lincoln/Guba 1985: 320-321).

Damit ist bereits die Prozessperspektive angelegt, die alle relevanten Schritte des Forschungsprozesses umfasst, der zu den Daten und ihrer Interpretation geführt hat. Im Kontext des Qualitätsmanagements ist ein Audit „(...) die systematische, unabhängige Untersuchung einer Aktivität und deren Ergebnisse, durch die Vorhandensein und sachgerechte Anwendung spezifizierter Anforderungen beurteilt und dokumentiert werden“ (Kamiske/Brauer 1995: 5). Insbesondere das „Verfahrensaudit“ ist für die Forschung interessant. Ein Verfahrensaudit soll sicherstellen, „daß die vorgegebenen Anforderungen eingehalten werden und für die jeweilige Anwendung zweckmäßig sind. (...) Vorrang hat immer das nachhaltige Abstellen von Fehlerursachen, nicht die einfache Fehleraufdeckung“ (Kamiske/Brauer 1995, S. 8). Solche Qualitätsbestimmungen werden nicht abstrakt – etwa an bestimmten Methoden per se – vorgenommen, sondern mit Blick auf die *Kundenorientierung* und die *Mitarbeiterorientierung* (Kamiske/Brauer 1995, S. 95f., 110f.). Dabei ergibt sich die Frage, wer eigentlich die Kunden sozialwissenschaftlicher Forschung sind. Im Qualitätsmanagement wird zwischen internen und externen Kunden unterschieden. Während letztere die Abnehmer des jeweiligen Produktes sind, gehören zu den ersteren die Beteiligten an der Herstellung im weiteren Sinn (z. B. Mitarbeiter anderer Abteilungen). Für die Forschung lässt sich diese Unterteilung übersetzen in diejenigen, für die das Ergebnis nach außen produziert wird (Auftraggeber, Gutachter etc. als externe Kunden), und diejenigen, für die und an denen das jeweilige Ergebnis zu erzielen gesucht wird (Interviewpartner, untersuchte Institutionen etc. als interne Kunden). Zur Überprüfung lassen sich beide Aspekte explizit analysieren: Inwieweit ist die Untersuchung so verlaufen, dass sie die Fragestellung beantwortet (externe Kundenorientierung) und den Perspektiven der Beteiligten ausreichend Raum lässt (interne Kundenorientierung)?

Die Mitarbeiterorientierung will berücksichtigen, dass „Qualität unter Anwendung geeigneter Techniken, aber auf der Basis einer entsprechenden Geisteshaltung entsteht“, wobei die „Übertragung von (Qualitäts-)Verantwortung auf die Mitarbeiter durch die Einführung von Selbstprüfung anstelle von Fremdkontrolle“ (Kamiske/Brauer 1995, S. 110f.) ein weiterer Ansatzpunkt ist. Entsprechend bezeichnet Qualitätsmanagement „Tätigkeiten (...), die die Qualitätspolitik, die Ziele und Verantwortlichkeiten festlegen sowie diese durch Mittel wie Qualitätsplanung, Qualitätslenkung, Qualitätssicherung/Qualitätsmanagement-Darlegung und Qualitätsverbesserung verwirklichen“ (ISO 1994; zit. nach Kamiske/Brauer 1995, S. 149).

Qualität im qualitativen Forschungsprozess lässt sich nur realisieren, wenn sie mit den beteiligten Forschern gemeinsam hergestellt und überprüft wird. Zunächst wird festgelegt, was eigentlich unter Qualität in diesem Zusammenhang

zu verstehen ist und verstanden wird. Dabei lassen sich folgende Leitgedanken für das Qualitätsmanagement in der qualitativen Forschung festhalten:

- eine möglichst klare Festlegung der zu erreichenden Ziele und einzuhaltenden Standards des Projekts. Daran müssen alle Forscher und Mitarbeiter beteiligt werden;
- eine Festlegung, wie diese Ziele und Standards und allgemeiner die angestrebte Qualität zu erreichen sind; damit sind eine Einigung über die Weise der Anwendung bestimmter Methoden und ihre Umsetzung, etwa durch gemeinsame Interviewtrainings und deren Auswertung, Voraussetzungen für Qualität im Forschungsprozess;
- die klare Festlegung der Verantwortlichkeiten für die Herstellung von Qualität im Forschungsprozess und
- die Transparenz der Beurteilung und Sicherstellung der Qualität im Prozess.

Die Bestimmung dessen, was Qualität ist, deren Herstellung und Sicherstellung im Prozess und die Erfahrung, dass Qualität sich nur in der Kombination von Methoden und einer entsprechenden Haltung realisieren lässt, sind Anknüpfungspunkte zur Diskussion um Qualitätsmanagement in der sozialwissenschaftlichen Forschung. Im Unterschied zu anderen Ansätzen der Qualitätsprüfung in der qualitativen Forschung klären beim Qualitätsmanagement zunächst allen Beteiligten, was unter Qualität verstanden wird, welche Qualitätsziele sich daraus ableiten lassen und wie diese jeweils zu erreichen sind. Hier wird der Gedanke aufgegeben, Forschungsqualität ließe sich allgemein, abstrakt und von außen bestimmen, zugunsten einer gemeinsamen Klärung des Qualitätskonzeptes und seiner Umsetzung (vgl. hierzu ausführlicher Flick 2002, Kap. 22).

7.4 Indikation qualitativer Forschung

Eine weitere Strategie in diesem Zusammenhang ist die Klärung der Indikationsfrage – ähnlich wie dies in der Medizin und Psychotherapie für die Eignung von Behandlungsmethoden bei bestimmten Problemen und Personengruppen geprüft wird. Auf den hier behandelten Kontext übertragen meint das die Frage, warum eigentlich bestimmte – und nicht andere – Methoden für die konkrete Untersuchung verwendet wurden. Nicht nur in qualitativer Forschung, sondern in empirischer Forschung generell geben Lehrbücher kaum eine Hilfestellung für die Entscheidung, wann eine bestimmte Methode für eine Untersuchung ausgewählt werden sollte. Die meisten dieser Bücher behandeln die einzelnen Methoden oder Forschungsdesigns separat, wenn sie ihre Eigenschaften und Probleme beschreiben. In den meisten Fällen gelangen sie nicht zu einer vergleichenden Darstellung verschiedener methodischer Alternativen oder zur Formulierung von Ansatzpunkten dafür, wie eine spezielle (und nicht eine andere) Methode für einen Forschungsgegenstand ausgewählt werden sollte. Entsprechend ist es für die qualitative Forschung notwendig, die Frage der Indikation weiter zu klären. Dabei heißen die relevanten Fragen: Wann sind welche qualitativen Methoden angemessen – für welchen Gegenstand? Für welche Fragestellung? Für welche Untersuchungsgruppe (Population) oder welches Untersuchungsfeld etc.? Wann sind quantitative Methoden oder eine Kombination von quantitativen und qualitativen Methoden indiziert? Die Klärung dieser Frage wird hier jedoch – anders als

bei Steinke (1999) – nicht als ein Kriterium sondern als eine Strategie der Geltungsbegründung verstanden (vgl. auch hierzu ausführlicher Flick 2002, Kap. 22).

8. Fazit und Ausblick

In diesem Beitrag wurde die Problematik der Beantwortung der Frage nach der Qualität qualitativer Forschung diskutiert. Die drei Ansätze, die hier in aller Kürze behandelt wurden (vgl. ausführlicher Flick 2007), sind als Wege zu einer solchen Antwort zu sehen, von denen keiner bislang eine umfassende Antwort geliefert hat. Angesichts der eingangs skizzierten Diversifizierung des Feldes bleibt auch abzuwarten, ob es zu einer einheitlichen Formulierung von Standards und Kriterien für qualitative Forschung insgesamt kommen kann und ob dies wünschenswert ist. Entsprechende Versuche werden in der Regel von verschiedenen Seiten als nicht praktikabel zurückgewiesen, da sie den Besonderheiten spezifischer Ansätze nicht angemessen Rechnung tragen. Dies wird für Kriterien und Guidelines diskutiert, stellt sich aber noch mehr für die Formulierung von Standards. Bei der Formulierung von Kriterien kommt noch eine zweite Problematik hinzu. Es erweist sich als schwierig, Grenzwerte oder Benchmarks zu formulieren, anhand derer zwischen guter und weniger guter Forschung unterschieden werden kann, so wie dies etwa für die quantitative Forschung und die dort verwendeten Kriterien praktikabel ist. Auch wenn die hier vorgestellten Beispiele einer empirischen Ermittlung von Qualitätsmerkmalen qualitativer Forschung (vgl. Abschnitt 5.2 und 5.3) noch nicht wirklich überzeugen können, ist damit ein Weg skizziert, der auch für andere Bereiche aufschlussreich sein könnte: durch empirische Analysen der Forschungspraxis und die Bewertung von qualitativer Forschung und ihrer Ergebnisse aus der Sicht ihrer Abnehmer Anhaltspunkte zu entwickeln, wonach die Qualität qualitativer Forschung bestimmt werden kann. Strategien wie analytische Induktion, Triangulation und Qualitätsmanagement können schließlich die Qualitätsentwicklung in den Forschungsprozess hineinragen und dort konkret und handhabbar machen.

Literatur

- Altheide D. L./Johnson, J. M. (1998): Criteria for Assessing Interpretive Validity in Qualitative Research. In: Denzin, N./Lincoln, Y. (Eds.): *Collecting and Interpreting Qualitative Materials* London/New Dehli, S. 293-312.
- Bohnsack, R. (2005): Standards nicht-standardisierter Forschung in den Erziehungs- und Sozialwissenschaften. In: *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft*, 8, Beiheft 4/2005, S. 63-81.
- Bortz, J./Döring, N. (2001): *Forschungsmethoden und Evaluation für Sozialwissenschaftler* (3. Aufl.). Berlin u. a.
- Bühler-Niederberger, D. (1985): Analytische Induktion als Verfahren qualitativer Methodologie. In: *Zeitschrift für Soziologie*, 14 (1985), S. 475-485.

- Cassell, C./Symon, G. (eds) (2004): *Essential Guide to Qualitative Methods in Organizational Research*. London.
- Cassell, C., Buehring, A., Symon, G., Johnson, P. and Bishop, V. (2005): *Qualitative Management Research: A Thematic Analysis of Interviews with Stakeholders in the Field*.
- Denzin, N. K. (1978): *The Research Act* (2. Aufl.). Chicago 1978 (3. Aufl.: Englewood Cliffs, N. J.: Prentice Hall 1989).
- Elliot, R./Fischer, C. T./Rennie, D. L. (1999): Evolving Guidelines for publication of qualitative research studies in psychology and related fields. In: *British Journal of Clinical Psychology* (38), S. 215-229.
- Flick, U. (1987): Methodenangemessene Gütekriterien in der qualitativ-interpretativen Forschung. In: Bergold, J. B./ Flick, U. (Hrsg.): *Ein-Sichten. Zugänge zur Sicht des Subjekts mittels qualitativer Forschung*. Tübingen, S. 246-263.
- Flick U. (2000): Triangulation in der qualitativen Forschung In: Flick, U./Kardorff, E. v./Steinke, I. (Hrsg.): *Qualitative Forschung – Ein Handbuch*. Reinbek, S. 309-319.
- Flick U. (2000): *Qualitative Sozialforschung – Eine Einführung*. Reinbek 2002.
- Flick, U (2004): *Triangulation – Methodologie und Anwendung*. Wiesbaden.
- Flick, U. (2005): *Qualitative Research in Germany and the US - State of the Art, Differences and Developments*. *Forum Qualitative Sozialforschung* 6, No. 3, <http://www.qualitative-research.net/fqs/fqs-e/inhalt3-05-e.htm>.
- Flick, U. (Hrsg.) (2006a): *Qualitative Evaluationsforschung – Konzepte, Methoden, Anwendungen*. Reinbek.
- Flick, U. (2006b): *Qualität in der qualitativen Evaluationsforschung*. In: Flick, U. (Hrsg.): *Qualitative Evaluationsforschung – Konzepte, Methoden, Anwendungen*. Reinbek, S. 424-443.
- Flick, U. (2007): *How to Evaluate Qualitative Research*. (Vol. 8 of the *Qualitative Research Kit*). London/Dehli.
- Friebertshäuser, B./Prenzel, A. (Hrsg.) (1997): *Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft*. Weinheim/München.
- Glaser, B. G./Strauss, A. L. (1979): *Die Entdeckung gegenstands begründeter Theorie: Eine Grundstrategie qualitativer Forschung*. In: Hopf, C./Weingarten, E. (Hrsg.): *Qualitative Sozialforschung*. Stuttgart, S. 91-112.
- Habermas J. (1981): *Theorie des kommunikativen Handelns* (2 Bd.). Frankfurt.
- Helsper, W./Herwartz-Emden, L./Terhart, E. (2001): *Qualität qualitativer Forschung in der Erziehungswissenschaft*. In: *Zeitschrift für Pädagogik*, (47), S. 251-269
- Hirschauer, S. (2001): Rezension zu Flick/Kardorff/Steinke (Hg.) (2000): *Qualitative Forschung – ein Handbuch*. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, (53), S. 809-81.
- Huberman, A. M./Miles, M. B. (1998): *Data Management and Analysis Methods*. In: N. Denzin & Y. S. Lincoln (eds.): *Collecting and Interpreting Qualitative Materials*. London/Thousand Oaks/New Dehli, S. 179-211.
- Kamiske, G. F./Brauer, J. P. (1995): *Qualitätsmanagement von A bis Z - Erläuterungen moderner Begriffe des Qualitätsmanagements* (2. Aufl.). München.
- Kirk J./Miller Marc L. (1986): *Reliability and Validity in qualitative Research*. Beverly Hills.
- Kowall, S./O'Connell, D. C. (2000): *Zur Transkription von Gesprächen*. In: Flick, U./Kardorff, E. v./Steinke, I. (Hrsg.): *Qualitative Forschung – Ein Handbuch*. Reinbek, S. 437-447.
- Knoblauch, H./ Flick, U./Maeder, C. (eds.) (2005): *The State of the Art of Qualitative Research in Europe*. In: *Forum Qualitative Sozialforschung* 6, No. 3 (<http://www.qualitative-research.net/fqs/fqs-e/inhalt3-05-e.htm>).
- Kushner, S. (2005): *Qualitative Control – A Review of the Framework for Assessing Qualitative Evaluation*. In: *Evaluation*, 11, S. 111-122.
- Kvale, S. (1995): *Validierung: Von der Beobachtung zu Kommunikation und Handeln*. In: Flick, U./Kardorff, E.v./Keupp, H./Rosenstiel, L.v./Wolff, S. (Hrsg.): *Handbuch Qualitative Sozialforschung* (2. Aufl.). München, S. 427-432.

- Legewie, H. (1987): Interpretation und Validierung biographischer Interviews. In: Jüttemann, G./Thomae, H. (Hrsg.): *Biographie und Psychologie*. Berlin, S. 138-150.
- Lincoln, Y. S./Guba, E. G. (1985): *Naturalistic Inquiry*. London, New Dehli.
- Lüders, C. (2000): Herausforderungen qualitativer Forschung In: Flick, U./ Kardorff, E. v./Steinke, I. (Hrsg.): *Qualitative Forschung – Ein Handbuch*. Reinbek, S. 632-643.
- Lüders, C. (2003): Gütekriterien. In: Bohnsack, R./Marotzki, W./Meuser, M. (Hrsg.): *Hauptbegriffe Qualitativer Sozialforschung*. Opladen, S. 80-82.
- Lüders, C. (2006a): Qualitative Evaluationsforschung – Was heißt denn hier Forschung? In: Flick, U. (Hrsg.): *Qualitative Evaluationsforschung – Konzepte, Methoden, Anwendungen*. Reinbek, S. 33-62.
- Lüders, C. (2006b): Qualitative Daten als Grundlage der Politikberatung. In: Flick, U. (Hrsg.): *Qualitative Evaluationsforschung – Konzepte, Methoden, Anwendungen*. Reinbek, S. 444-462.
- Lüders, C./Reichertz, J. (1986): Wissenschaftliche Praxis ist, wenn alles funktioniert und keiner weiß warum. Bemerkungen zur Entwicklung qualitativer Sozialforschung. In: *Sozialwissenschaftliche Literaturrundschau*, (12), S. 90-102.
- Madill, A./Jordan, A./Shirley, C. (2000): Objectivity and reliability in qualitative analysis: Realist, contextualist and radical constructionist epistemologies. In: *British Journal of Psychology*, (91), S. 1-20.
- Mensching, A. (2006): Zwischen Überforderung und Banalisierung – zu den Schwierigkeiten der Vermittlungsarbeit im Rahmen der qualitativen Evaluationsforschung. In: Flick, U. (Hrsg.): *Qualitative Evaluationsforschung – Konzepte, Methoden, Anwendungen*. Reinbek, S. 339-362.
- Mishler, E. G. (1986): *Research Interviewing. Context and Narrative*. Cambridge, Ma.
- Morse, J. M. (1999): Myth #93: Reliability and Validity are not relevant for qualitative inquiry – Editorial. In: *Qualitative Health Research*, (9), S. 717-718.
- NIH-Office of Behavioral and Social Sciences Research des National Institutes of Health (ed.) (2001): *Qualitative Methods in Health Research – Opportunities and Considerations In Application and Review*.
- Reicher, S. (2000): Against methodolatry: Some comments on Elliot, Fischer, and Rennie. In: *British Journal of Clinical Psychology*, (39), S. 11-26.
- Reichertz, J. (2000): Objektive Hermeneutik und hermeneutische Wissenssoziologie In: Flick, U./Kardorff, E. v./Steinke, I. (Hrsg.): *Qualitative Forschung – Ein Handbuch*. Reinbek, S. 514-524.
- Schaeffer, D./Müller-Mundt, G. (Hrsg.) (2002): *Qualitative Gesundheits- und Pflegeforschung*. Bern.
- Seale, C. (1999): *The Quality of Qualitative Research*. London/Thousand Oaks/New Dehli.
- Spencer, L./Ritchie, J./Lewis, J./Dillon, L. (2003): *Quality in qualitative evaluation: A framework for assessing research evidence*. London (www.natcen.ac.uk)
- Steinke, I. (1999): *Kriterien qualitativer Forschung. Ansätze zur Bewertung qualitativ-empirischer Sozialforschung*. Weinheim/München.
- Tashakkori, A./Teddlie, C. (eds.) (2003): *Handbook of Mixed Methods in Social & Behavioral Research*. Thousand Oaks.
- Yardley, L. (2000): Dilemmas in Qualitative Health Research. In: *Psychology and Health*, (15), S. 215-228.
- Terhart, E. (1995): Kontrolle von Interpretationen. In König, E./Zedler, P. (Hrsg.): *Bilanz qualitativer Forschung, Bd. I: Grundlagen qualitativer Forschung*. Weinheim, S. 373-297.

Fritz Schütze

Eine sehr persönlich generalisierte Sicht auf qualitative Sozialforschung

A quite personal and yet generalized view of qualitative research

Zusammenfassung: Der Artikel versucht lediglich, die *allgemeine Untersuchungslogik* der qualitativen Sozialforschung herauszuarbeiten, nicht aber die konkreten methodischen Untersuchungsverfahren und die konkreten grundlagentheoretisch bestimmten Untersuchungsansätze (die jedoch knapp benannt werden). Denn der Argumentationsduktus des Artikels ist durch den rhetorischen Kommunikationsgestus der *Erklärung nach außen*, d.h. gegenüber Nicht-Eingeweihten, bestimmt – durch das rhetorische Muster der einfachen Klarstellung für andere (und nicht für Spezialisten), was es mit der qualitativen Sozialforschung auf sich hat, wodurch zugleich die Existenz und (nach Möglichkeit auch) materielle Stärkung der qualitativen Sozialforschung gerechtfertigt werden soll. Und Außenstehende interessieren sich nun einmal in der Regel nicht für die technischen Details der anzuwendenden Untersuchungsverfahren. – Der Argumentationsduktus der Erklärung nach außen bewirkt allerdings unerwarteter Weise zugleich eine Irritationsverfremdung der eigenen Forschungspraxis, die Reflexion hervorruft, und so kommen grundsätzliche Betrachtungshaltungen, die für die Mentalität der qualitativen Forschung typisch sind, und allgemeine Zusammenhänge des Arbeitsbogens der qualitativen Forschung in den Blick, über die man als Forschungspraktiker in der Regel nicht nachdenkt.

Abstract: The article just attempts to delineate the formal logic of inquiry of qualitative research; it doesn't demonstrate the concrete methodological procedures of research (e.g., biography analysis on the empirical base of narrative interviews) and specific basic-theoretically oriented research approaches (though they are shortly mentioned). The line of argument of the article is motivated and moulded by the rhetoric pattern of explanation addressed to the "non-knowing", outside world in order to legitimate the existence of qualitative social research, and, naturally, "non-initiated" persons are normally not interested in the technicalities of research methods. Nevertheless, following up the rhetoric gesture of explanation addressed to the outside world causes an irritation and imposes a strange view towards one's own research practice that draws oneself into deeper reflection. In the course of those reflections, principal observational and cognitive attitudes of qualitative research as well as general interrelations of the arc of qualitative research come to the forefront of attention – attitudes and interrelations that we, as practitioners of qualitative research, normally don't think about.

Schlagworte: Interpretation, Kommunikationssituation, Hermeneutik, Triangulation, (trinationale) Forschungswerkstatt, Primärmaterial, Einzelfall, individuell vs. kollektiv, singulär vs. allgemein, Aufzeigemarkierer, strukturelle Beschreibung, kontrastiver Vergleich, pragmatische Brechung, subjektiv gemeinter Sinn vs. Dokumentsinn, Ungewusstes/Unbewusstes

Keywords: Interpretation, communicative situation, hermeneutics, triangulation, (trinationale) research workshop, primary material, single case, individual vs. collective, unique vs. general, presentation markers, structural description, contrastive comparison, pragmatic refraction and embedding, subjective vs. documentary meaning, unnoticed/unconscious

1 Einleitung

Qualitative Sozialforschung hat sich in den letzten vierzig Jahren in den deutschen Sozialwissenschaften immer stärker etabliert. Gerade deshalb müsste man – so könnte man eigentlich denken – nichts Allgemeineres mehr über sie schreiben, denn zwangsläufig ist ein solches Allgemeines etwas, was die eingeweihten Praktiker der qualitativen Sozialforschung ohnehin – in der einen oder anderen Terminologie und in der mentalen Färbung des einen oder des andern grundlegenden qualitativen Forschungsansatzes – schon wissen; die Charakterisierung dieses Allgemeinen der qualitativen Sozialforschung könnte also – so könnte man denken – eigentlich nur etwas Überflüssiges sein. Der Autor glaubt, dass eine solche mögliche Schlussfolgerung nicht richtig ist. Denn manchmal kommt man in die schwierige Situation, Nichteingeweihten – z. B. Naturwissenschaftlern, Technikwissenschaftlern oder Literaturwissenschaftlern in der Forschungskommission einer Universität; und genau dies ist die Entstehungsgeschichte des folgenden Textes – erklären zu sollen, was qualitative Sozialforschung nun eigentlich sei, und warum es wichtig sei, für ein solches Bündel von zunächst von außen als exotisch betrachteten Aktivitäten Personal, Hochschuleinrichtungen und Forschungsgelder zur Verfügung zu stellen. Zugleich ist man damit in der Regel auch in der manchmal sehr beschwerlichen bis bedrückenden Situation, die Existenz der qualitativen Sozialforschung als wichtigen Bestandteil der sozialwissenschaftlichen Methodenausbildung an den deutschen Hochschulen zu rechtfertigen Und gerade weil Eingeweihten die Praxis der qualitativen Sozialforschung so selbstverständlich ist, haben sie dann mitunter doch Schwierigkeiten bei der Explikation ihrer Grundzüge. (Genauso ging es jedenfalls dem Autor.) Auch mag es vorkommen, dass bei einem solchen Versuch der Darstellung und Erklärung der qualitativen Sozialforschung nach außen dann aber doch noch überraschende Fragen des Zusammenhangs verschiedener Aspekte und Aktivitäten der qualitativen Sozialforschung auftauchen, die man sich *so* bisher nicht überlegt hat, gerade weil man bisher in der Routine und den Selbstverständlichkeiten der Praxis befangen war und nun eine verfremdende Außenperspektive einnehmen muss. Jedenfalls ist es dem Autor bei seinem Erklärungsversuch nach außen so ergangen. Und gerade diese Irritation des Tausendfüßlers, der plötzlich seine Beine entdeckt, mag von Interesse sein. Ausgerechnet Situationen der Erklärung nach außen könnten wegen solcher verfremdender Irritationen vielleicht eine kreative Anregungsfunktion gewinnen.

Das Folgende ist ein kleiner Versuch in diese Richtung, nämlich eine Perspektive der Darstellung und Erklärung der qualitativen Sozialforschung nach außen

einzunehmen, sich dabei aber auch sogleich den dann unerwartet auftauchenden schwierigen Zusammenhangsfragen zu stellen, die man so bisher nicht bedacht hat, gerade weil einem die Praxis der qualitativen Sozialforschung schon lange so vertraut gewesen ist.¹ Der nun folgende Versuch einer allgemeinen Charakterisierung der qualitativen Sozialforschung bewegt sich absichtlich jenseits aller spezifischen qualitativen Forschungsansätze und Forschungsmethoden, und er will – da es sich ergibt, dass der Autor Soziologe ist – zudem ein wenig plausibilisieren, wie die qualitative Sozialforschung teilweise auch aus der Tradition der (klassischen) Soziologie hervorgegangen ist. Ähnlich könnte man auch zeigen, wie sie aus der Tradition der Erziehungswissenschaft – man denke z. B. an Schleiermacher und Dilthey – oder aus der besonders einflussreichen und sehr facettenreichen Tradition der Ethnologie und Ethnolinguistik wichtige Impulse erhalten hat. Zugleich wäre es dennoch schön, wenn durch die folgenden Ausführungen das Interdisziplinär-Allgemeine der qualitativen Sozialforschung zum Ausdruck käme, das allen (im weitesten Sinne) sozialwissenschaftlichen Disziplinen gemeinsam ist – auch wenn es in den verschiedenen Disziplinen (und natürlich auch innerhalb dieser) eine unterschiedliche terminologische und technisch-methodische Behandlung erfährt.

Natürlich kann der Autor einen solchen Text über die disziplinverbindenden grundlegenden Merkmale und Aktivitäten der qualitativen Sozialforschung nur mit seinem eigenen Kopf und vor dem Hintergrund seiner eigenen persönlichen Erfahrungen schreiben. Um gerade das deutlich zu markieren, hat er ungeniert auf verschiedene Anwendungsbeispiele aus seiner eigenen Lehre und Forschung angespielt. Auch hat er Beispiele und Überlegungen von anderen Forschern benutzt, die im Zuge seiner sich emergent entwickelnden Argumentation assoziativ in seinen Blick gerieten (deren Veröffentlichungen er dafür zunächst einmal überhaupt erst kennen musste) und die er für seine recht knappe, elementare Argumentation umstandlos-leichtgängig gebrauchen konnte. Dass er anderes demgegenüber nicht erwähnt hat, bedeutet keineswegs, dass ihm das nicht wichtig zu sein schien. Es *fiel* dem Autor während seiner Argumentation *nur einfach nicht ein* (oder er kannte es auch nicht). – Der folgende Artikel erhebt also überhaupt nicht den Anspruch, die verschiedenen Ansätze der qualitativen Sozialforschung systematisch darzustellen und so ein repräsentatives Bild von dieser zu geben. Es wird in ihm statt dessen der Versuch gemacht, für die qualitative Sozialforschung als wichtigen Bestandteil von Lehre und Forschung an deutschen Hochschulen zu plädieren und dabei für Nicht-Sozialwissenschaftler (und eventuell auch für quantitativ orientierte Sozialforscher) aufzuzeigen, um was es sich dabei eigentlich handelt. Und zugleich wird dabei ein Bild des Zusammenhangs der Aspekte und Aktivitäten der qualitativen Sozialforschung entwickelt, der auch für den Autor einiges Überraschende bot, was in seiner täglichen Forschungs- und Lehrpraxis bisher nicht in den Blick geraten war. Die dabei entwickelten Argumente und Beispiele sollen deshalb auch für Insider der qualitativen Sozialforschung veranschaulichen, plausibilisieren und zu eigenen Überlegungen anregen, wie man die generellen Prinzipien der qualitativen Sozialforschung vor dem eigenen Erfahrungshintergrund zunächst Uneingeweihten gegenüber, dann aber auch sich selbst und den Mitpraktikern gegenüber darstellen, erklären und rechtfertigen kann. Der Überzeugung des Autors nach liegt gerade in der Freiheit des ganz persönlichen Nachdenkens über die eigenen Erfahrungen mit der qualitativen Forschungspraxis die Chance zur kreativen diskursiven Bestimmung der gemeinsamen Arbeitsbasis qualitativer Sozialforscherinnen und Sozialforscher.

Es ist charakteristisch für die qualitative Sozialforschung, dass sie soziale Arrangements für solche Diskurse gemeinsamer Forschungsarbeit sowie diesbezüglicher Selbstvergewisserung und (Selbst-)Kritik besonders pflegt, nämlich die sozialen Arrangements für Forschungswerkstätten und für Diskursarenen des wechselseitigen Aufzeigens des jeweils persönlichen Gangs der eigenen Forschungspraxis. Diese Pflege geeigneter Kommunikationsarrangements für gemeinsames Forschen und Sich-Kritisieren ist sicherlich darin begründet, dass qualitative Forschung letztlich stets in einer Erkenntnissituation der Interpretation komplexer bedeutungstragender Vorgänge steht, bei denen (a) sowohl die Bedeutungsstiftung als auch die Bedeutungsrezeption an historisch-kulturell und biographisch geprägte Erfahrungshintergründe gebunden ist, (b) im Sinne des hermeneutischen Zirkels (Dilthey 1924) die Bedeutung des Einzelphänomens von der Bedeutung des Gesamtkontextes seiner Hervorbringung und Präsentation abhängt und umgekehrt, (c) die Gesamt-Bedeutung in ihrer „Mehrseitigkeit“ durch die Triangulation der Perspektiven der an seiner Hervorbringung und Anwendung beteiligten Interaktions- und/oder Kommunikationspartner konstituiert wird und (d) die Bedeutungsrezeption stets auch mit einer emotionalen Reaktion der Rezipienten verbunden ist, welche auf tieferliegende Schichten der Bedeutung hinweist und diese zugleich wiederum verschleiert. Durch die gemeinsame Interpretation der verschiedenen Teilnehmer an den Forschungswerkstatt- bzw. Diskursgruppen wird es möglich, bezüglich des untersuchten qualitativen Primärmaterials die involvierten unterschiedlichen Erfahrungsgrundlagen, die unterschiedlichen Sinnressourcen des Gesamtkontextes und des Einzelphänomens, die unterschiedlichen Wahrnehmungsperspektiven der Hervorbringungs- und/oder Rezeptionsakteure und auch die unterschiedlichen Bedeutungsqualitäten der emotionalen Reaktionen auf den untersuchten bedeutungstragenden Vorgang positional und rollenmäßig konturiert und persönlich veranschaulichend zu repräsentieren und zugleich intuitiv-plastisch – sozusagen sinnlich und interaktiv konkret – zu vergleichen (Riemann/Reim 1997; Riemann 2005a)².

2. Einzelfallorientierung und Primärmaterialien

Qualitative Sozialforschung ist eine Sichtweise der sozialen Realität, die deren grundlegende Hervorbringungsprozesse, Erzeugungsbedingungen und Funktionsmechanismen in den Blick nimmt. Entgegen landläufiger Meinung sind viele Ausschnitte der sozialen Wirklichkeit hinsichtlich ihrer grundlegenden Merkmale keineswegs bereits zureichend erforscht. Der Chef einer Computerchip-Firma in Silicon Valley – der Autor erinnert sich in diesem Zusammenhang an eine Begegnung während einer kurzen soziologischen Erkundung – weiß zwar, dass seine kreativsten Chip-Designer anders sind als die übrigen 2.000 Mitarbeiter seiner Firma, und deshalb räumt er ihnen auch besondere Freiräume hinsichtlich ihrer Arbeitszeit- und Arbeitsplatzgestaltung ein – er hat sie von den engen Kontrollen des minutiös geplanten tagtäglichen Routine-Organisationsablaufs weitgehend abgetrennt; er kann aber nicht sagen, was die genauen Bedingungen für ihre Kreativitätsentfaltung sind. Es scheint so, dass bestimmte sensitivierende biographische Voraussetzungen (Offenheit für kreative biographische Wandlungsprozesse), bestimmte abschirmende und anheimelnde Milieugestaltungen (quasi-

private Rückzugsmöglichkeiten), bestimmte Arrangements für den offenen, nicht-kontrollierten Gedankenaustausch („Diskursarenen“), bestimmte besonders lockere Bindungen an die „Organisationshierarchie“ (z.B. flexible Zeithorizonte), bestimmte besonders individualisierte Beziehungsgrundlagen (das Vertrauen zu einem Chef als signifikantem anderen, dem das persönliche Wohl des Chip-Entwicklers am Herzen liegt) sowie bestimmte „spielerische“ Möglichkeiten des vorläufigen Ausprobierens und „Bastelns“ mit bearbeitbarem Material (ohne dass ein endgültiges Produkt entstehen müsste und unter der Erwartung, dass das durch Basteln bearbeitete Material eine neue Gestalt zeigen könnte) in ihrer Kombination wesentlich für die kreativen Prozesse der Forschung und Produktentwicklung im Industriebetrieb sind. Was aber der Stellenwert der gerade genannten Bausteine ist, welche noch hinzukommen müssten und wie deren Verknüpfung aussehen sollte, ist weder in den Forschungs- und Entwicklungsabteilungen von Industriebetrieben noch in der psychologischen und soziologischen Forschung so richtig klar (Schütze 2002; Davis/Scase 2000).

Hier kann die qualitative Sozialforschung helfen. Sie stellt die methodischen Instrumente für die minutiöse Analyse von sozialen (einschließlich biographischen) Prozessen, deren Erzeugungs- und Entfaltungsbedingungen sowie deren Funktionsmechanismen bereit. Die sozialen Prozesse müssen bei einer grundlegenden und genauen Betrachtungsweise, welche deren elementare Bewegungsmechanismen totalisierend erfasst, zunächst prinzipiell als Einzelfälle mit deren zahlreichen einzelnen Entfaltungsaktivitäten und deren komplexer Verknüpfung unter einander gewürdigt werden. Hier ist zunächst die Selbstverständlichkeit zu betonen, dass Einzelfälle nicht automatisch mit Individualfällen gleichzusetzen sind. Zwar sind viele Einzelfälle tatsächlich biographisch-individuelle Einzelfälle, aber es gibt ebenso auch kollektive Einzelfälle, wie etwa den Aufbau der oben beschriebenen kreativen Chip-Entwicklungsabteilung im Silicon Valley, wo zahlreiche individuelle biographische Einzelfall-Entfaltungen, aber auch spezifische soziale Beziehungsgestaltungen, spezifische Milieuschöpfungen, spezifische soziale Arrangements, spezifische Organisationsmaßnahmen, d.h. Einzelprozesse auf verschiedenen Realitätsebenen, miteinander verwoben sind. Kennzeichnend für den Einzelfall, der eben auch ein komplexer Mehrebenenprozess der Verknüpfung verschiedener Einzelfallentfaltungen in verschiedenen Bereichen der sozialen Realität sein kann, ist seine singuläre Historizität, seine zeitlich einmalige und verändernde Prozessentfaltung. Das bedeutet zugleich auch: dass die logische Opposition zum singulären (individuellen oder kollektiven) Einzelfall der generelle (und nicht: kollektive) Bewegungsmechanismus ist, der in vielen Einzelfällen wirksam werden kann.

Die Einzelfälle müssen nun auf ihre zahlreichen, sie konstituierenden Entfaltungsaktivitäten hin untersucht werden. Wenn noch einmal das Eingangsbeispiel der Chip-Entwicklungsabteilung in Silicon Valley herangezogen werden darf, dann ist es im Rahmen der Mehrebenenuntersuchung der Entwicklungsabteilung auch – und vielleicht sogar: zunächst – notwendig, sich auf die Lebens- und Berufsgeschichten *einzelner* kreativer Computerchip-Entwickler einzulassen, um herauszufinden, wie sie jeweils Zugang zu ihren kreativen Fähigkeiten bekamen und Mut fanden, sich auf diese einzulassen. In der qualitativen Sozialforschung wird das hier generell zugrunde liegende Phänomen „biographischer Wandlungsprozess“ (Schütze 1991, 1994, 2001) genannt – eine Sonderform von Bildungsprozessen (Marotzki 1990). Wie solche biographischen Wandlungsprozesse in Lebensabläufen entstehen und gefördert (aber auch behindert) werden können, das

kann nur durch die Betrachtung der Selbstdarstellungen individueller Lebensgeschichten als komplexer Einzelfälle untersucht werden, wie sie u. a. in autobiographisch-narrativen Interviews (Schütze 1983, 1987) erhoben werden. (Später ist es dann notwendig, die Analyse der einzelnen Lebensgeschichten mit der Analyse der eingangs angedeuteten *anderen* Realitätsebenen in Beziehung zu setzen: so muss z. B. darauf geachtet werden, durch welche sozialen Beziehungsangebote, sozialen Milieugestaltungen, sozialen Arrangements und Organisationsvorkehrungen die individuellen biographischen Wandlungsprozesse weiter gefördert (oder auch umgekehrt: behindert) werden.) Die Untersuchung von Einzelfällen (ob individueller oder kollektiver Art) setzt also stets die Erzeugung bzw. Sammlung empirischer Materialien voraus, die diese Einzelfall-Entfaltungen kontinuierlich sequenziell und die einzelnen unterschiedlichen Erfahrungsperspektiven der am Einzelfall Beteiligten differenzierend repräsentieren. Solche empirischen Materialien werden „Primärmaterialien“ genannt, weil sie der Prozessentfaltung der Einzelfälle mittels ihrer Repräsentationsleistung so nahe kommen, wie das für den untersuchten sozialen (bzw. biographischen) Prozess in den Sozialwissenschaften überhaupt eben nur möglich ist.

Für die einzelnen Typen von Primärmaterialien gibt es in der soziokulturellen Lebenswelt mit deren verschiedenen Leistungsschichten von der Ordnungsstiftung im Alltagsleben bis hin zu künstlerischen und literarischen Ausdrucksformen prototypische Vorbilder: Das Gesamt einer Lebensgeschichte wird in autobiographischen Erzählungen erfasst, wie sie sich einerseits Menschen in der Existenzwelt in wichtigen Kennenlern-, Sozialisations-, Beicht-, Authentisierungs- und Krisensituationen untereinander mündlich aus dem Stegreif anvertrauen, wie sie sich andererseits aber auch in literarischen Darstellungen mit künstlerischem Anspruch niederschlagen (z.B. im „Anton Reiser“ von Karl Philipp Moritz von 1785). Ein situationsverändernder Gesprächsverlauf wird in literarischen Quasi-Transkripten repräsentiert, wie sie bei Cervantes, Jane Austen oder Dostojewski zu finden sind. Eine soziale Bewegung kommt zum Ausdruck in dramatisierenden Symbolen wie der heiligen Jungfrau von Guadalupe, die dem Mythos nach – und materiell-konkret in Gestalt eines Bildnis-Banners, das der aufständische Priester und Aufstandsführer Hidalgo ergriffen hatte – dem Unabhängigkeitskriegszug der gegen den spanischen König aufständischen Mexikaner voranschritt (vgl. Turner 1974; Turner/Turner 1978, S. 91f), und in öffentlichen Debatten; usw. Die spezifisch sozialwissenschaftlichen Typenformen von Primärmaterialien schließen dezidiert an diese kulturellen Ressourcen der Lebenswelt an: das autobiographisch-narrative Interview an das schriftlich-literarische und das mündliche autobiographische Erzählen, die Transkription von mit dem Tonband aufgezeichneten Aktualtexten (Kallmeyer/Schütze 1976; Kallmeyer 1988; Schütze 1994a, Abschnitte 3,6,7) an die Quasi-Transkripte in der Romanliteratur, das Gruppendiskussionsverfahren (Bohnsack 1989, 1991) an die Symbolisierungen und öffentlichen Debatten in der Auseinandersetzung innerhalb sozialer Bewegungen und über diese. – Es gibt eine unausweichliche Bedingung für die Analyse solcher sozialwissenschaftlichen Primärmaterialien; sie müssen zunächst als *einzelne* im Hinblick auf die in ihnen zum Ausdruck kommenden sozialen Prozesse untersucht werden – sie können also im ersten Schritt nur „qualitativ“ und nicht „quantitativ“ ausgewertet werden.

3. Der Forschungsschritt der strukturellen Beschreibung und das Betrachtungsprinzip der pragmatischen Brechung

Der Auswertungsprozess beginnt grundsätzlich damit, dass der Entfaltungsprozess des Einzelfalles im Forschungsschritt der strukturellen Beschreibung seiner Primärmaterialien rekonstruiert wird. Hierbei wird auf die Unterscheidung einzelner Prozessentfaltungslinien, auf die an diesen Prozessentfaltungslinien beteiligten Detailaktivitäten sowie auf die unterschiedlichen Phasen der Prozessentfaltung und deren Sequenzialität (unter der Fragestellung: wo hört etwas Altes auf und wo beginnt Neues?) geachtet. Die strukturelle Beschreibung nutzt in den Primärmaterialien nicht nur deren Darstellungsgehalte, sondern auch deren formale Aufzeigemarkierer, die u. a. aufzeigen, wo etwas Altes aufhört und wo etwas Neues anfängt. Ein Großteil der Primärmaterialien ist sprachlich, und deshalb können die besonders regelmäßig und besonders auffällig auftretenden *sprachlichen* formalen Aufzeigemarkierer – wie z. B. Markierer der Erzählsegmentbegrenzung („Erzählgliederungen“), Sprecherwechsel oder Handlungsschema-Ratifizierungen – genutzt werden.

Die sprachlichen Darstellungsgehalte werden in der strukturellen Beschreibung nicht einfach beim Wort genommen; stattdessen wird gefragt, welche Präsentationsfunktion die Darstellungsaktivität für den Ausdruck des von ihnen dargestellten (und oftmals sie auch einbettenden) sozialen bzw. biographischen Prozesses haben. Für die Herausarbeitung der dem Textproduzenten oft z.T. unbewussten (bzw. vielleicht besser: *ungewussten*) Präsentationsfunktion können gerade auch die formalen Aufzeigemarkierer verwendet werden. Sie helfen bei der Kontextualisierung des Primärmaterials bzw. seiner einzelnen Darstellungsstücke im Rahmen der jeweiligen Präsentationsaktivität. Da eine solche Präsentationsaktivität oftmals – insbesondere in interaktiven Aktualtexten einer Begegnung von Angesicht zu Angesicht – Teil einer sozialen Handlungsaktivität ist, die aber dem Betroffenen in ihrer wahren Gestalt nicht selten nur partiell oder kaum bewusst ist, wird ihre Herausarbeitung mitunter auch „pragmatische Brechung“ genannt (von griech. „to pragma“ = Handlung – vgl. Schütze 1975, S. 534, 714, 721, 978, 994f.). Kommunikative Präsentationsaktivitäten zeigen aber auch andere soziale und biographische Prozesse als die des Handelns auf, z.B. solche des Erleidens, der biographischen Wandlung, der argumentativen Konflikteskalation in öffentlichen Diskursen, usw.). Dabei ist zu beachten, dass die Präsentationsaktivitäten die entsprechenden sozialen Prozesse oftmals nur sehr indirekt oder auch nur symptomatisch ausdrücken. Unter Beachtung des Prinzips der pragmatischen Brechung, das die systematische Nutzung der formalen Aufzeigemarkierer impliziert, wird dann gefragt, wie die Präsentationsaktivitäten und deren Darstellungsgehalte zugleich soziale Prozesse *ausdrücken*, in die sie kontextuell *eingebettet sind*. Der Blick der strukturellen Beschreibung ist also zugleich formal *und* inhaltlich, d.h. zugleich die Darstellungsaktivität und den Darstellungsinhalt beachtend. Die analytische Betrachtungshaltung der strukturellen Beschreibung ist der exzentrisch positionierte, hypostatische Blick von der Seite, der durch die Beachtung der formalen Aufzeigemarkierer konstituiert wird.

Der Begriff der pragmatischen Brechung soll deutlich machen, dass in der strukturellen Beschreibung die übliche alltagsweltliche Perspektive der Weltori-

entierung (Schütz 1971, S. 9-11, 22-31) und der Orientierung auf kommunikative soziale Prozesse aufgehoben ist bzw. „gebrochen“ ist – eine Sichtweise, die sich an Handlungsabsichten und Erlebnisinhalten, an den Begründungszusammenhängen von Handlungen und Erlebnissen sowie an den *Nur-Inhalten* von kommunikativen Kundgaben und Erfahrungen ausrichtet. Statt dessen wird das *Wie* der Hervorbringung von kommunikativen Aktivitäten und Erlebnissen mit Bezug auf deren formale Repräsentationen, insbesondere die systematische Verwendung von Darstellungsmarkierern, in den Blick genommen. Und dabei verändert sich dann auch der Blick auf die vermittelten Erfahrungs- und Kommunikationsgehalte: Sie werden nicht mehr im Sinne ihrer wortwörtlichen Oberflächenrepräsentationen (z. B. im Sinne einer Aussage mit dem abgehobenen neutralen Gestus einer wissenschaftlichen Studie, die interessenfrei „wahr spricht“) genommen, sondern in ihrer situationsgestaltenden Funktion für die sozialen Prozesse, in denen sie zum Ausdruck kommen, betrachtet (und insofern kann dann die vermeintlich neutrale wissenschaftliche Aussage in ihrer strategischen Handlungsfunktion als Legitimation, Rationalisierung, Ablenkung oder Ausblendung erfasst werden). Das Prinzip der pragmatischen Brechung beinhaltet also die („optische“) Brechung der alltagsweltlichen Wahrnehmungs- und Erfahrungsperspektive des Erlebens in der „Eingefangenheit“ in sozialen Prozessen; an ihrer statt wird die Perspektive der Betrachtung und analytischen Beobachtung von sozialen Prozessen in ihren Hervorbringungsaktivitäten eingenommen. (Der in Orientierung am Prinzip der pragmatischen Brechung vollzogene Perspektivenwechsel hat also einen *verfremdenden* Charakter, der zwar durch die Betrachtung der formalen Aufzeigemarkierer, insbesondere der Systematik ihrer wechselseitigen Verweisungen auf einander, in qualitativ-sozialwissenschaftlichen Prozessanalysen besonders durchgreifend zur Wirkung gelangt, der allerdings auch in professionellen Fallanalysen für die Erkenntnisgenerierung wesentlich sein kann.)

Strukturelle Beschreibung beinhaltet immer auch die analytische Aktivität der (line-by-line) Kodierung, welche an den jeweiligen Stellen des Primärmaterials sozialwissenschaftlich relevante Merkmale des untersuchten sozialen Prozesses festhalten soll (Strauss 1998, Kap. 3 und 4). Allerdings wird mit der exzentrischen, hypostatischen Sichtweise der strukturellen Beschreibung sichergesellt, dass die gerade in den Blick genommenen Darstellungsaktivitäten und Darstellungsgehalte des Primärmaterials stets auf die jeweiligen relevanten Kommunikationskontexte der Darstellung bezogen bleiben und nicht kontextfrei „objektivistisch“ interpretiert werden. Solche Kommunikationskontexte können z. B. sein: die spezifische (vielleicht konfliktuöse) Interaktionssituation, aus der das Dargestellte auftaucht; das mit der Kundgabe verbundene Handlungsschema, das die Kommunikationsfunktionen bestimmt und bei strategischen Handlungsschemata hinter der offiziellen Fassade eines anderen Handlungsschemas verborgen sein kann (Kallmeyer/Schütze 1976); der übergreifende Arbeitsbogen (Strauss 1985), in welches die Handlungsschemata nun wiederum eingebettet sein können; eine erinnerte Prozessstruktur des Lebensablaufs (Schütze 1981, 1995), aus deren Wiedererinnerung in der autobiographischen Stegreiferzählung die kommunikative Produktion des nicht immer offen zu Tage liegenden Darstellungsgehalts motiviert ist, denn bei der Wiedererinnerung von belastenden Erlebensprozessen kann es zu Ausblendungen, Rationalisierungen, ironischen Brechungen, Distanzierungen und Anspielungen kommen; oder schließlich auch die soziale Gesamtabsicht der Gesprächs- bzw. Handlungsbeteiligung des Interaktionsgegensübers bzw. des Interview-Gesprächspartners. Nur durch die Berücksich-

tigung solcher Kommunikationskontexte ist es möglich, das zumindest partiell verdeckte Hintergründige, das Noch-Mit-Implizierte des an der jeweiligen Stelle des Primärmaterials untersuchten bedeutungstragenden Vorgangs mitzuerfassen (Schütze 1975, Kap. 9). Insofern ist es auch sinnvoll, selbst bei selektiven oder schnellen (auszugsweisen oder global erinnernden) Kodieraktivitäten an den jeweils relevanten Stellen des Primärmaterials, an denen die zu kodierenden sozialen bzw. biographische Phänomene auftauchen, eine sorgfältige empirische Betrachtung der jeweiligen relevanten kommunikativen Kontexte vorzunehmen, die stets eine Segmentierung der entsprechenden Präsentationsaktivitäten und speziell auch das systematische Achten auf die mit Notwendigkeit auftauchenden Kontextualisierungsmarkierer (Kallmeyer/Keim 1984; Keim 1993) enthalten – auf die Kontextualisierungsmarkierer, die auf alle relevanten, oft mehrfach geschichteten Kontextrahungen formal und inhaltlich hinweisen.

4. Der Forschungsschritt der analytischen Abstraktion: das Einzigartige und das Allgemeine

An die Untersuchungsaktivität der strukturellen Beschreibung schließt im Forschungsschritt der analytischen Abstraktion die Herausarbeitung der (externen) Erzeugungsbedingungen, der (externen) Weiterführungsbedingungen und der (internen) Bewegungs- und Wirkmechanismen der zu untersuchenden sozialen (bzw. biographischen) Prozesse an (Schütze 1984; Schütze et. al. 1993, S. 316-339). Hierbei wird es auch notwendig, zwischen dem Einzigartigen der singulären Fallentfaltung und den allgemeinen Merkmalen und Mechanismen des den Fall konstituierenden sozialen Prozesses bzw. der ihn konstituierenden Prozesse zu unterscheiden. Es ist davon auszugehen, dass der Einzelfall mit seinen in ihn involvierten sozialen (bzw. auch biographischen) Prozessen sowohl Singuläres als auch Allgemeines, Fallübergreifendes offenbart. Insofern ist die klassische Unterscheidung von Windelband und Rickert (Windelband 1924; Rickert 1899, 1929) zwischen der ideographischen und der nomothetischen Vorgehensweise in der Forschung durchaus anwendbar: Sie unterscheidet hier aber nicht zwei grundlegende Wissenschaftsgebiete – das der Kulturwissenschaften und das der Naturwissenschaften –, sondern zwei wichtige sich ergänzende Sichtweisen der Forschung, die auf dieselbe Fallentfaltung angewandt werden. Dabei muss jedoch auf einen wichtigen Dissens zu Windelband und Rickert aufmerksam gemacht werden: Selbstverständlich geht die qualitative Sozialforschung davon aus, dass auch im Gesamtbereich der soziokulturellen Realität generalisierende Aussagen – durchaus mit kontextualisiert nomologischem Charakter – getroffen werden können.

Das Einzigartige der Prozessentfaltung zeigt sich in folgenden Erscheinungen: in der Zufälligkeit eines historischen Ereignisses (z.B. dass eine bisher nicht zusammenarbeitende Gruppe von Designern, Entwicklungsingenieuren und Betriebswirten bei einer freizeithlichen Zusammenkunft in einer Kneipe die „Schnaps-idee“ entwickelt, ein ästhetisch anspruchsvolles Computergehäuse zu bauen, das aussehen soll wie ein Computer aus Marmor – Knierim 1999), in der Kontingenz und Inkommensurabilität oder auch umgekehrt der Ausgewähltheit füreinander bzw. „Wahlverwandtschaft“ der an der Fallentfaltung der Computergehäuse-

Entwicklung beteiligten Akteure (oder auch möglicherweise in der Doppelqualität ihrer Beziehungen untereinander, die sich darin ausdrückt, dass die gerade genannten Personen während der Arbeitsphasen der Computergehäuse-Entwicklung zwar miteinander kommunizieren und sich gegenseitig anregen konnten, dass sie aber zugleich im Arbeitsprozess der Entwicklung des Computergehäuses und auch in der Privatsphäre oftmals so miteinander stritten, dass dieses fast nicht fertig geworden und so die Markteinführung fast verhindert worden wäre), in der Zufälligkeit einer biographischen Passung oder auch einer Nicht-Passung mit einer problematischen Handlungs- bzw. Arbeitssituation (z.B. dass der jugendliche Sohn des Mühleninhabers einer kleineren mittelständischen Mühle ein grübelnder und bastelnder Charakter war und es insofern den typischeren Freizeitbeschäftigungen junger Leute vorzog, in der Scheune des ländlichen Mühlenanwesens den Prototyp eines ersten miniaturisierten Getreidetrockners zu basteln, der die Technik des mittelständischen Kleinmühlengewerbes grundsätzlich verändern sollte – für Großmühlen gab es natürlich schon riesige Trocknerapparaturen – und die richtige Antwort auf die nassen Erntemonate in der ersten Hälfte der Fünfziger Jahre des 20. Jahrhunderts war; Schütze 1991) sowie in den übermächtigen Außenbedingungen fördernder oder behindernder Art, die über die Fallentfaltung hereinbrechen (einer plötzlich hereinbrechenden einschneidende Krankheit, von der ein zentraler Akteur betroffen ist; Riemann/Schütze 1991); einer plötzlichen Verschlechterung der Gesamtwirtschaftslage, die dem Betrieb Kreditmöglichkeiten entzieht; dem enormen kollektiven Wandlungsprozess, von dem die USA im Zweiten Weltkrieg erfasst wurden und der jungen Amerikanern, insbesondere Soldaten, die an den Fronten gedient hatten, explosionsartig neue Bildungs- und Karrierebedingungen brachte (Schütze 1989).

Das Allgemeine der Prozessentfaltungen zeigt sich u.a. in den spezifischen Wirkdynamiken biographischer Prozessstrukturen (Schütze 1981) wie z.B. denjenigen der Wandlung (Schütze 1994, 2001). Ein biographischer Wandlungsprozess ruft Verrätselungs- und Selbstverunsicherungsprozesse der eigenen Identität hervor und beinhaltet dann auch diese. Er ist vom Verlernen alter und dem Hinzulernen neuer Kompetenzen begleitet. Er ist dabei durch das erst nachträgliche Erkennen einer neuen biographischen Entwicklungsgestalt charakterisiert. Der Wandlungsbetroffene sucht und durchläuft Situationen des Erkundens fremder Erfahrungsbereiche in sozialbiographischen Moratoriumsarrangements. Das Erkunden des Wandlungsbetroffenen geschieht oftmals im Medium des Hantierens und Bastelns mit dem „trägen“, inerten Gestaltungsmaterial, das einerseits dem eigenen Produktionswillen Widerstand entgegensetzt, andererseits diesem aber gerade dadurch als Resonanzboden dient und neue Gestaltungsimpulse, die in einem selber verborgen lagen, aufzeigt und ihn gestaltungsfähig macht. Und der biographische Wandlungsprozess wird oftmals erst dadurch erstmalig ins Bewusstsein geholt, an seine individualbiographischen Voraussetzungen angepasst und an diesen orientierungsmäßig ausgerichtet, sowie in seinen Zweifeln bearbeitet und emotional bestärkt, dass für die biographische Beratung signifikante andere als besonders wichtige Förderungsinstanzen zur Stelle sind. Ebenfalls lässt sich das Allgemeine der Prozessentfaltungen in den spezifischen Wirkdynamiken kollektiver Veränderungsprozesse – wie etwa den Eskalationsmechanismen einer sozialen Bewegung in ihrer Auseinandersetzung mit den retardierenden Reaktionen der etablierten Gesellschaft und ihren Institutionen – finden (Klandermans 1997; Rammstedt 1966; Schütze 2002). Andere Allgemeinheiten finden sich in den Strukturen von professionellen Arbeitsabläufen, z.B. in den Vorkehrungen dafür, dem professionellen Ar-

beitsablauf im Arbeitsbogen mit seinen Planungs-, Evaluations- und Kontrollmechanismen eine feste und doch zugleich situationssensible Gesamtgestalt zu geben (Strauss et. al. 1984; 1985). Weitere Allgemeinheiten in professionellen Arbeitsabläufen sind professionelle Paradoxien, denen sich der professionelle Arbeiter nicht entziehen kann: z.B. die unaufhebbare Problematik, Prognosen über die Entwicklung eines biographischen und/oder sozialen Prozesses auf einer essenziell vagen empirischen Basis machen zu müssen (Schütze 2000). Es muss schließlich darauf hingewiesen werden, dass viele Allgemeinheiten zunächst verborgen sind und sich gerade hinter historischen, biographischen, situativen und handlungsheteronomen Spezifitäten verbergen. (So beinhaltet der kollektive Wandlungsprozess der amerikanischen Gesellschaft im zweiten Weltkrieg – vgl. Schütze 1989 – auch ein Reihe von allgemeinen Mechanismen des Neuaufbruchs einer Gesellschaft, die man dann im Vergleich auch in anderen Gesellschaften zu anderen Zeiten, sowohl historisch früher als auch später, finden kann – so z.B. die plötzlich intensivierete Überkreuzung verschiedener sozialer Welten, die wechselseitig voneinander lernen und sich kreativ anregen können, durch übergreifende Netzwerke und Diskursarenen.)

5. Die Aufzeigemarkierer

Spezifische und allgemeine Merkmale zeigen sich im qualitativen Einzelfallmaterial durch verschiedene Arten von Aufzeigemarkierern: Die an der Fallentfaltung beteiligten Interaktionspartner zeigen sich zunächst einmal selber wechselseitig auf, was sie für besonders und was sie für allgemein halten. Das Allgemeine kann für die Interaktionspartner allerdings auch so selbstverständlich sein, dass auf dieses nur als gemeinsam geteilten Hintergrundwissensbestand indirekt angespielt wird. Es kann aber für die Akteure umgekehrt auch situativ notwendig werden, gerade auf die *allgemeinen* Merkmale eines sozialen Prozesses explizit hinzuweisen: wenn z.B. eine Enttäuschung über eine Fehlleistung, ein Missgeschick oder ein Erleiden von den Betroffenen ertragen, abgewickelt und verarbeitet werden muss – wenn also die fallbeteiligten Interaktionspartner sich über einen leidhaften Verlaufskurvenprozess kommunikativ Klarheit verschaffen müssen, der speziell die eigenen Handlungsmöglichkeiten paralyisiert hat, der in seinem vertrackten Verhängnischarakter aber auch andere hätte verstricken und lähmen können. In diesem Falle fokussieren die Interaktionspartner ihre Aufmerksamkeit gerade auf die allgemeinen Merkmale und formulieren diese explizit.

Andere Aufzeigemarkierer von Allgemeinheiten im qualitativen Fallmaterial sind Formulierungen von Wiederholungen von Erfahrungen, die eine spezifische kognitive, symbolische und emotionale Erlebniskontur haben und mehrfach in der Fallentfaltung aufgetaucht sind. Hier geht es also um die „Verallgemeinerung innerhalb des Falls“, um die glückliche Formulierung von Clifford Geertz (1973) zu benutzen. Eine typische Klasse solcher Wiederholungsformulierungen bezieht sich etwa in der autobiographischen Erzählung einer Lebensgeschichte auf biographische tiefgeprägte Basispositionen, von denen aus vom Erzähler und dramatis persona, dem „Biographieträger“, die Welt- und Handlungsprobleme betrachtet werden: der Betreffende hat eine „Handschrift“ entwickelt, mit der er sein Handlungstableau gestaltet. Die dazu kontrastiv korrespondierende andere Klasse von biographischen Allgemeinheiten ist die der Verletzungsdispositionen: da-

mit werden spezifische Neigungen bezeichnet, sich in den der psychosozialen Erstverletzungs-Situation (die zumeist, aber nicht immer, in den Kindheitsjahren auftritt) vergleichbaren späteren Situations- und/oder Beziehungskonstellationen immer wieder in dieselben Fehlreaktionen verstricken zu lassen.

Schließlich muss noch auf eine weitere Klasse von Aufzeigemarkierern für Allgemeinheiten hingewiesen werden: das sind diejenigen, die sich jenseits der bewussten Wahrnehmung der Betroffenen in der Symptomatik der Präsentation der eigenen Fallerofahrung zeigen. Solche symptomatischen Aufzeigemarkierer sind z.B. spezifische Unordnungen im kommunikativen Interaktionsablauf: wenn z.B. dem Interaktionspartner nicht die Möglichkeit, insbesondere nicht die zeitliche Pausenstelle, gegeben wird, ein angekündigtes Handlungsschema zu ratifizieren oder auch abzulehnen – wenn er also „überrollt wird“ und sich in Reaktion darauf hin entweder zurückzieht oder aber protestiert (Kallmeyer/Schütze 1976). Symptomatische Aufzeigemarkierer finden sich auch im autobiographischen Erzählablauf: Prototypisch hierfür ist das erzwungene Nachschieben der Hintergrunddarstellungen von Ereignisverwicklungen, die der Erzähler zunächst auszusparen versuchte, weil sie für ihn selber so schmerzhaft oder so erniedrigend bzw. auch so ehrenrührig waren, deren Auslassung dann aber die Plausibilität der gesamten Erzählerdarstellung gefährdet; in Gang gesetzt über den narrativen Zugzwang der Detaillierung muss dann also doch noch das zunächst ausgeblendete Erzählsegment nachgetragen werden (Schütze 1981, 1992a). Solche textuellen Unordnungsmarkierer wie das Übergehen der Handlungsschema-Ratifizierung in „Texten“ aktuell ablaufender sprachlicher Interaktion und die Reaktionen des Interaktionspartners darauf oder wie Hintergrundkonstruktionen in autobiographischen Stegreiferzählungen haben eine paradoxe Ordnungsgestalt, die allgemeine Merkmale sozialer und/oder biographische Unordnung ausdrückt.

Natürlich finden sich auch Aufzeigemarkierer, die – obwohl sie alle aufgrund ihres formalstrukturellen „kommunikationsgrammatischen“ Charakters im Prinzip einen allgemeinen Charakter haben und oftmals mit höheren, abstrakten, verallgemeinernden Prädikaten verbunden sind –, in ihrer Kombination und in ihrer singulären Selbstreferentialität auf individuelle und kollektive Identitätsentfaltungen singuläre Einzigartigkeit ausdrücken. Aufzeigemarkierer können also auch dezidiert an individueller und kollektiver Identitätsarbeit beteiligt sein, indem sie dem Biographieträger z. B. zum Selbstgespräch mit sich verhelfen und indem sie Wir-Gemeinschaften fremdabgrenzende und selbstreferentielle Identifizierungsembleme zur Verfügung stellen. Neben diesen identitätsstabilisierenden singularistischen Aufzeigemarkierer-Funktionen gibt es auch noch solche des exorbitanten Ausdrucks von Leid, Scham oder Schuld, die mit Erklärungstheorien der Theodizee des Leids, erklärenden Eskalations- oder Normalisierungstheorien der Scham und erklärenden Zerknirschungs-, Beschwichtigungs-, Leugnungs- oder Abwägungstheorien der Schuld verbunden sind. Der Ethnologe Victor Turner hat sich mit diesen Fragen der Selbstreferentialität in seinen Theorien des sozialen Dramas, der Liminalität und der Communitas beschäftigt (vgl. stellvertretend Turner 1974).

6. Der Forschungsschritt des kontrastiven Vergleichs

Natürlich weist jede qualitative Einzelfalluntersuchung zumindest implizit über die Ausdeutung ihrer allgemeinen Prozessmerkmale, aber auch über die Kontrasthorizonte, die in den festgestellten Fallspezifitäten aufscheinen, über den Einzelfall hinaus. Zwar gibt es in den Sozialwissenschaft (im weitesten Sinne) durchaus dezidiert-explicite Einzelfallanalysen, die in ihnen einen klassischen Stellenwert gewonnen haben. Beispiele sind Freuds Fallstudien vom „Kleinen Hans“, vom „Wolfsmann“ oder vom „Mann Moses“ (Freud 1982b, 1982c; Gardiner 1982; Freud 1982d) oder auch die berühmten sozialwissenschaftlichen Gemeindestudien von Middletown oder „Marienthal“ (Lynd/Lynd 1929, 1937; Jahoda/Lazarsfeld/Zeisel 1933/1975). Da aber in Einzelfallstudien komplexe sozialwissenschaftliche Aussagesysteme über die allgemeinen Mechanismen des Zusammenwirkens unterschiedlicher Prozesslinien und Prozessebenen nur tentativ formuliert werden können, ist der explizite kontrastive empirische Vergleich unterschiedlicher Fallentfaltungen mit einem gemeinsamen thematischen Fokus die übliche Vorgehensweise in der qualitativen Sozialforschung.

Wenn man z.B. die sozialen und biographischen Prozesse untersuchen will, die die Menschen in der heutigen europäischen Union zu aktiven Teilhabern (Bürgern) dieser immer noch relativ abstrakten Gebietskörperschaft machen können, so muss man fragen, welche strukturell unterschiedlichen Bedingungen es für eine solche „europäische Identitätsarbeit“ gibt. Es leuchtet vielleicht ein, dass den Menschen in kleineren europäischen Nationen, insbesondere aber auch Menschen in „Minderheitsnationen“ ohne einen eigenen souveränen Staat wie Wales oder Katalonien, die europäische Politikebene sehr viel näher ist – und das u. U. gerade auch im Sinne einer kritischen Haltung – als den Menschen in den größeren europäischen Nationalstaaten wie Frankreich oder Deutschland, weil erstere der nationale Politikraum mit all seinen Binnenaffären und Binnenkomplexitäten viel weniger aufhält, als denn diese Komplexitäten überschaubarer sind als in den größeren Nationalstaaten, und weil die europäische Union ersteren erstmalig eine gewichtige ganz eigene offizielle Stimme leiht. Ebenso leuchtet es vielleicht ein, dass Menschen, die in einer kulturell hybriden (Spivak 1999; Bhabha 1994; und insbesondere Mecheril 2003) oder kulturell marginalen (Stoenequist 1937/1961; Spivak 1999, Kap. 3; Bhabha 1994, Kap. 8) Familiensituation aufgewachsen sind (nämlich Kinder von Eltern aus unterschiedlichen Nationen sind oder Kinder von Eltern sind, die in einem anderen europäischen Land als dem ihrer Herkunft leben), schon aufgrund ihrer natürlichen Mehrsprachigkeit und ihres natürlichen Zugangs zu zwei unterschiedlichen Kulturen eine vergleichsweise größere Fähigkeit besitzen, Sichtweisen von Menschen aus anderen europäischen Nationen denn derjenigen, in der sie selber leben, auf dem Wege von vorgestellten oder auch erfahrungsgesättigten Perspektivenübernahmen zu erfassen, als Menschen aus monokulturellen Familien. Will man also untersuchen, wie sich in der biographischen Entwicklung von Menschen in der europäischen Union die biographische Identitätsarbeit mit der individuell geleisteten kollektiven Identitätsarbeit hinsichtlich unterschiedlicher Repräsentationsebenen von Kollektivitäten (regionalen, nationalen, grenzüberschreitend-regionalen, projektförmig grenzüberschreitenden, europäisch-institutionellen, usw.) verknüpft, dann sind die beiden gerade genannten Kontrastierungsdimensionen für eine fruchtbare Forschung sicherlich konstitutiv. Es müssten also autobiogra-

phisch-narrative Interviews durchgeführt werden erstens mit Menschen aus kleinen und Minderheitsnationen (Treichel 2004) einerseits und aus größeren Nationen andererseits sowie zweitens aus Familien mit national gemischten Elternhäusern und aus Familien, die in einem anderen Land als dem ihrer Herkunft leben einerseits und aus monokulturellen autochthonen Familien andererseits. Beim Vergleich der Interviewmaterialien geht es um die Herausarbeitung der konstitutiven Bestandteile der Fähigkeit zur Perspektivenübernahme von fremdkulturellen europäischen Lebenswelten und Lebenssphären sowie der Fähigkeit zur inneren biographischen Repräsentation des „verallgemeinerten Anderen“ (Mead 1968, S. 196ff.) des vielperspektivischen europäischen Stimmenkonzerts, das in seinem Abstraktheits- und Differenzierungsgrad dem Vorstellungsraum des verallgemeinerten Anderen der Nation weit überlegen ist.

Unter den analytischen Gesichtspunkten der Fähigkeiten zur fremdkulturellen Perspektivenübernahme und zur inneren biographischen Repräsentation des europäischen verallgemeinerten Anderen ist es dann natürlich zusätzlich sinnvoll, einen sekundären *Kreuzvergleich* der entsprechenden Primärmaterialien und Ergebnisse aus den beiden primären Vergleichsdimensionen vorzunehmen. (Hinzu treten natürlich dann auch noch die üblichen Kontrastierungen wie die nach Bildung, materieller Lage, Geschlecht, usw.) Im Prinzip müssen all diejenigen Kontrastierungsmöglichkeiten ausgeschöpft werden, welche in der Spannweite der theoretischen Varianz des zu untersuchenden sozialen Prozesses vorkommen. Erst wenn sich keine neuen Kontrastierungen mehr abzeichnen (wenn also die theoretische Sättigung des Auswahlprozesses erreicht ist), kann der Kontrastierungsprozess in der Erhebung und in der Auswertung eingestellt werden. (Glaser/Strauss 1967, S. 55-58, 61-65, 70-71; Strauss/Corbin 1990, Kap. 11)

Eine qualitative Prozessuntersuchung strebt also durchaus sowohl den radikalen (grundlagen-)theoretischen Allgemeinscharakter von Aussagen an, der für alle Menschen einer bestimmten sozialen Bedingungskonstellation in welcher nationalen oder internationalen Grundgesamtheit auch immer gilt (so z.B. zur Verflechtung von biographischer und kollektiver Identitätsarbeit unter den strukturellen Bedingungen der Transzendierung des Nationalstaates durch europäische Aktivitäts- und Diskursarenen), als auch den Charakter theoretischer kollektiver Repräsentativität von Aussagen für eine abgegrenzte Grundgesamtheit und für die in ihr untersuchte Verrichtung (also für die Menschen in dem einen oder andern der Mitgliedsstaaten der europäischen Union mit Bezug auf ihre kollektive Identitätsarbeit). Allerdings muss es sich bei den analytisch angestrebten (grundlagen-) theoretischen Allgemeinheiten um solche von sozialen (einschließlich biographischen) Prozessen handeln, die im Prinzip alle (auch verzerrte) Arten von quantitativen Verteilungen sozialer Aggregate durchlaufen können und dabei in ihrer Geltung erhalten bleiben – Verteilungen sozialer Aggregate, wie sie durch unabhängige statistische Ausgangsvariablen (und gegebenenfalls deren Überkreuzung) gebildet werden (Zetterberg 1962, S. 91). Selbstverständlich ist denkbar, dass sich bezüglich der allgemeinen Prozessmechanismen gerade auch in unterschiedlichen Grundgesamtheiten und statistischen Vergleichsaggregaten alternative Realisierungen und unterschiedliche Intensitätsgrade der Ausprägung dieser alternativen Realisierungen finden lassen. Aber zunächst einmal müssen alle Menschen in den unterschiedlichsten statistischen Ausgangsaggregaten ihre individuelle und ihre kollektive Identitätsarbeit im Rahmen ihrer biographischen Gesamtarbeit je für sich in konstitutiven Elementarprozessen (z. B. in der schon von George Herbert Mead – 1968, Teil III – be-

schriebenen Wechselwirkung der Orientierung auf verallgemeinerte andere wie die Nation einerseits und der reflexiven Orientierung auf die eigene individuelle Selbstidentität andererseits) mit einander verknüpfen. Und das geschieht vermutlich in grundlegenden Alternativprozessen, wie sie durch die Zentralität oder Marginalität sowie die Homogenität oder Hybridität der eigenen soziokulturellen Positionierung in nationalen, sub- und supranationalen Kollektivitätszusammenhängen (und durch weitere strukturelle, insbesondere schichtungs- und sozialmilieuspezifische Rahmenbedingungen) bestimmt sind (vgl. Treichel 2004 und auch die Forschungswerkstattdiskurse über Wales in Abschnitt 11). Das Ziel der theoretischen Repräsentativität der Aussagen für eine abgegrenzte Kollektivität (z. B. für eine nationale Gebietskörperschaft oder diejenige der europäischen Union) in qualitativen sozialwissenschaftlichen Untersuchungen beinhaltet natürlich nicht die statistische Repräsentativität der festgestellten Ergebnisse für eine Grundgesamtheit, sondern im Gegensatz dazu die analytische Ausschöpfung aller grundsätzlichen Alternativgestaltungen für die untersuchten sozialen (bzw. biographischen) Prozesse, wie sie durch die Kontrastierungsmarkierer und Kontrastierungshorizonte der einzelnen Fallentfaltungen aufeinander hinweisend und gegeneinander abgrenzend im Sinne der theoretischen Varianz (Glaser/Strauss 1967; Strauss 1987) aufgezeigt werden. Eine anfängliche partielle Vorstellung von der theoretischen Varianz entsteht aufgrund erster empirischer Hinweise zu Beginn des Forschungsgangs; die theoretische Varianz ist zunächst nur vage vorstellbar, und erst nach und nach wird sie dann tatsächlich empirisch ausgelotet.

7. Der Forschungsschritt der Konstruktion eines theoretischen Erklärungsmodells

Die Architektur der theoretischen Erklärungsmodelle für die untersuchten sozialen (und biographischen) Prozesse ist natürlich grundsätzlich sequenzialistisch. Sie ist aber heutzutage in der Regel komplexer als die klassische der „natural history“ bzw. „natürlichen Ablaufgeschichte“, wie sie die Chicago-Soziologen als wichtige Mitbegründer der qualitativen Sozialforschung in Anlehnung an Charles Darwin als grundlegendes Konstruktionsprinzip für die Theoriebildung (unter der Ansehung der konditionellen Relevanzen, die frühere Stadien einer Prozessentfaltung für spätere setzen) vorhergesehen hatten (Ralph Turner 1967, S. XXIIIff.). Inzwischen sind die grundlegenden Prozessmechanismen des Handelns und der sprachlichen Interaktion; der Identitätsentfaltung und Bildung; der (übrigen) biographischen Prozesse wie Wandlungsprozesse, Verlaufskurven des Erleidens, biographische Handlungsschemata und institutionelle Ablaufmuster der Biographie; der Arbeitsabläufe und des professionellen Handelns (einschließlich der Paradoxien des professionellen Handelns und der „Fehler bei der Arbeit“); der Milieukonstitution; der sozialen Welten; der sozialen Arenen und der sozialen Bewegungen; sowie der erkenntnisgenerierenden Verfahren, der Wissens- und der Ideologiebildung zumindest partiell empirisch untersucht (vgl. stellvertretend Schütze 2001a). Ähnliches muss in der Zukunft für kollektive Identitätsarbeit, öffentliche Diskurse (Czyzewski 2006) und für die Interpretationsarbeit bezüglich der Definition kollektiver historischer Situationen geschehen.

Die Kenntnis der grundlegenden Prozessstrukturen („structural processes“ in der Terminologie der symbolischen Interaktionisten; Strauss 1978, 1993) auf den angedeuteten unterschiedlichen Ebenen der sozialen Realität erlaubt es heutzutage, die „Grammatik“ der Prozessentfaltungen als architektonischen Ausgangspunkt und Konstruktionsprinzip für die Theoriebildung zu nutzen. Dies ist um so sinnvoller, als qualitative Sozialforschungsprojekte immer häufiger einen grundsätzlich perspektiventriangulierenden (Cicourel 1974; Flick 1991) und mehrbenenanalytischen (Schütze 1994a, Kap. 6 und 7; 1987a, S. 528) Charakter annehmen. In einem Forschungsprojekt über die Reform der Diabetesbehandlung in Sachsen-Anhalt, das am Institut für Soziologie der Universität Magdeburg durchgeführt wird, müssen die Perspektiven aller Beteiligten (Patienten, Ärzte, Krankenschwestern sowie des ausgehandelten institutionellen Regelwerks der Vereinbarung zwischen verschiedenen Kategorien von Ärzten und Krankenkassen) miteinander kontrastiv verglichen werden. Insbesondere ist aufschlussreich, wie die Lebensstilperspektiven der Patienten nicht immer mit den denen der Behandlungsregimes der behandelnden Ärzte kompatibel sind, so dass letztere teilweise ins Leere zu laufen drohen. Ein Patient, der die Lebensstilperspektive der strikten innerweltlichen Askese mit einer rigiden zeitlichen Regelung seines Tagesablaufs habitualisiert hat, kann mit der situationsflexiblen Insulinvarianten-Therapie nichts anfangen. Obwohl verständige Ärzte das grundsätzlich wissen, müssten sie im konkreten Applikationsfall doch Detailwissen über die Realitätsebene der biographischen Prozessstrukturen und Langfrist-Orientierungen des Patienten und die Realitätsebene seiner davon abhängigen Lebenssituationdefinition und Alltagsorganisation besitzen. Hier ist es also erforderlich, die unterschiedlichen Realitätsebenen, die bei der Diabetesbehandlung eine Rolle spielen, zu analysieren und aufeinander zu beziehen: so z.B. die Sprechstundeninteraktion, die Unterrichtsprozesse der Diabetesschulung durch besonders ausgebildete Krankenschwestern und Diätassistentinnen, die biographischen Erleids- und Lernprozesse der Patienten sowie ihre eigene Behandlungsregime- und Krankheitsbewältigungsarbeit, die biographischen Berufsqualifizierungsprozesse und die Behandlungsarbeit des Personals, die Aktenführung, usw. Die gerade erwähnten grundlagentheoretischen Kategorien haben ebenenverknüpfende Verweisungsgesichtspunkte aufeinander: der biographische Erleidsprozess des Patienten kann z.B. zu Strategien der Ausblendung der eigenen Krankheit führen, die in der Sprechstundeninteraktion zu Täuschungsversuchen hinsichtlich der Blutmesswerte führen. Solche Täuschungsversuche der Patienten laufen sodann Gefahr, Ärzte in ihrer Behandlungsarbeit zu entmutigen oder eine zynische Haltung bei ihnen hervorzurufen; das untergräbt wiederum ihre biographische Identifizierung mit dem ärztlichen Beruf; usw. (Detka/Müller/Schütze 2002).

8. Die sprachliche Basis vieler Primärdaten als formales Fundament für die analytischen Interpretationsprozesse

Ein Großteil der Primärdaten-Repräsentation ist natürlich sprachlicher Natur. Insbesondere das Kommunikationsschema der Erzählung ist in der Lage, die

sequenzielle Ordnung sozialer und biographischer Prozesse aufzuzeichnen. Aber natürlich wird die soziale Realität in ihrer Prozessentfaltung auch durch soziale Bedingungsrahmen mitbestimmt, die insbesondere durch das Kommunikationsschema der Beschreibung erfasst werden können, das insbesondere im Zuge des Schreibens ethnographischer Protokolle (Huf 2005) und auch der Auswertung von photographischen und filmischen Aufnahmen als empirischer Datengrundlage der Ethnographie aktiviert wird. Und schließlich wird die Veränderung der sozialen Realität auch durch strittige Auseinandersetzungen geprägt, die oftmals im Kommunikationsschema der Argumentation ausgetragen werden. (Prototypisch für letzteres ist der Melier-Dialog des Thukydides, in dem die Vertreter des kleinen Inselstaates Melos die übermächtige Seestreitmacht der Athener vergeblich mit moralisch-argumentativen Mitteln zu verpflichten versuchen, ihre Neutralität zu achten, ihre Unverletzbarkeit zu wahren und den Inselstaat nicht anzugreifen, Thukydides 1962, S. 249-255). Für das Funktionieren der genannten Kommunikationsschemata der Sachverhaltsdarstellung, insbesondere das der Erzählung in natürlichen Kontexten der sozialen Existenzwelt, sind in den letzten Jahrzehnten ziemlich genaue Strukturanalysen soziolinguistischer Natur erstellt worden. (Labov 1972; Labov/Waletzky 1973; Kallmeyer/Schütze 1977; Kallmeyer 1996; Schütze 1978, 1987; Perelman/Olbrechts-Tyteca 1969; Wohlrapp 1975; Metzging 1976; Toulmin 1975; Kallmeyer 1996) Diese formalstrukturellen Erkenntnisse ermöglichen es, die sprachbasierten Erhebungs- und Analyseinstrumente der qualitativen Sozialforschung *so* zu gestalten, dass der forscherseitige Beeinflussungseffekt von Erhebungs- und Analyseverfahren, also ihre Reaktivität oder gar „Unschärferelation“, minimiert werden kann – ein Beeinflussungseffekt, der die theoretische und empirische Validität (Zetterberg 1962), d.h. die textuelle Bedeutsamkeit und Eigenausdruckskraft, der erhobenen sprachlichen Sozialprozess-Texte beeinträchtigt. So kommt es nur noch selten vor, dass der Informant in einem qualitativ-kommunikativ inspirierten Interview in eine zwangskommunikative Situation der Irritation durch „Kommunikationsschema-Salat“ gebracht wird, indem er z.B. mit argumentativen Mitteln – also völlig irritierend und kommunikativ unwirksam in Hinblick auf die dynamische, „wiederbelebende“ Rekapitulation des damaligen Erlebens eigener Ereignisverwicklung und die entsprechende Erkenntnisgenerierung – zum Erzählen aufgefordert wird, wie das für die Kontexte von Gerichtsverfahren oftmals beobachtbar ist (vgl. Schütze 1978). Sprachliche Hervorbringungen in Interviewsituationen, welche auf diese Weise die Basisregeln kommunikativer Interaktion (Schütze 1975, Kap. 9 und 10, insbes. 9.5, 9.6, 9.8, 10.3; Schütze 1980) verletzen, sind nur schwer interpretierbar, weil sie sich kaum verlässlich auf eine ihnen entsprechende Handlungs- und Kommunikationsgestalt hin kontextualisieren lassen.

Manche Analyseinstrumente der qualitativen Sozialforschung bauen heute schon systematisch auf den gerade angedeuteten formalen soziolinguistischen Kommunikationsschema-Untersuchungen auf. Auf diese Weise bekommen die sequenzialistischen Textanalysen formale Anhaltspunkte für die Interpretation: in der Biographieanalyse auf der Grundlage von autobiographisch-narrativen Interviews z.B. Anhaltspunkte dafür, wann eine biographische Prozessstruktur anfängt, wann sie aufhört und was ihr grundlegender Charakter ist. Entsprechend gibt es semantische, symptomatische und parasprachliche Markierer für Verlaufskurvenprozesse des Erleidens, die Informanten oftmals nicht bewusst sind: So kann man mit ziemlicher Sicherheit sagen, dass eine in der autobiographischen Stegreiferzähldarstellung auftauchende mehrfach eingebettete Hinter-

grundskonstruktion („ach, ich vergaß zu erwähnen...“) auf extreme Verlaufskurvenprozesse des biographischen Erleidens des Biographieträgers hindeutet. Eine solche mehrfach eingebettete Hintergrundskonstruktion repariert eine Stelle massiven, mehrbödigen Mangels der Plausibilität des narrativen Darstellungsdukts, welcher sich auf komplexe Probleme auf verschiedene Realitätsebenen der im Erzählduktus dargestellten sozialen und biographischen Prozesse und auf damit verbundene persönliche Schwierigkeiten bezieht. Ebenso lässt sich verhältnismäßig sicher schlussfolgern, dass eine durch den Einschub einer langen Argumentationspassage mit iteriert vorgetragenen Argumenten aufgespaltene autobiographische Erzählkoda am Ende der autobiographischen (Anfangs-)Erzählardarstellung auf ungelöste dilemmatische Probleme der biographischen Arbeit des Informanten mit Verlaufskurvenhintergrund hinweist (Schütze 1992, 2001b).

9. Nicht-sprachliche Primärdaten; die Überwindung der analytischen Beschränkung auf den subjektiv gemeinten Sinn und das Ungewusste in den Sozialwissenschaften

In den letzten Jahren ist auch nicht-sprachlichen Datenrepräsentationen immer mehr Interesse zugewandt worden: Familien-, Portrait- und Wohnsituationsfotos (wie die in James Agees und Walker Evans' Klassiker „Let Us Now Praise Famous Men“ 1936), Anzeigen-Photographien (z.B. solche mit Gender-Implikationen, Goffman 1976; Bohnsack 2001b; Hippmann 2005), Wandzeichnungen und Graffiti (wie die in den religiös segregierten Vierteln in Belfast, Borland 2001), symbolischen Darstellungen (z.B. ethnischer, religiöser oder nationaler Identifikation, V. Turner 1974; Charlotte Williams 2002), künstlerischen Bildwerken und ihrer Produktion (wie etwa Manets „Frühstück im Grünen“ – eine Analyse, wie sie schon von dem „Protozoziologen“ Emile Zola in seinem Roman „Das Werk“ literarisch-künstlerisch vollzogen worden ist; oder Oevermanns Delacroix-Analyse, Oevermann 1986/1987), Karikaturen und Flugschriften (z.B. zu den Überfällen der Geheimorganisation und Landbewegung „Rebecca's Daughters“ in Wales der 1830er Jahre, David Williams 1971); musikalischen Darbietungen insbesondere der Pop-Musik (wie etwa die Wiedererstehung der englischen „schwarzen Romantik“ in der Stilrichtung des „Black Metal“, Fuchs und Majewski 2000); ethnographischen Filmen zur Wiedergabe komplexer, zunächst in den tieferliegenden Bedeutungen unverstandener Abläufe, wie etwa Wolfgang Wildenhahns Dokumentarfilme „In der Fremde“ zum Leben von Montagearbeitern fern von Heimat und eigener Familie sowie „Emden geht nach USA“ zu einem Streik im VW-Werk Emden, nachdem der Konzern beschlossen hatte, in den USA eine eigene Fabrik einzurichten und das „Ausschiffungswerk“ Emden von Entlassungen bedroht war); sowie künstlerischen Filmen, die eine spezifische Weltansicht, ein spezifisches Lebensmilieu oder die Schwierigkeiten von Beziehungsgestaltungen (wie Bergmanns „Szenen einer Ehe“; Schütze 1980) ausdrücken. Das Interesse an solchen – zumindest partiell – nicht-sprachlichen Datenrepräsentationen ist sehr eng mit einem wachsenden Interesse an stilistischen

Ausdrucksformen sozialer Prozesse und an den Lebensformen kleiner „Lebenswelten“ und sozialer Milieus in ihrer stilistischen Ausprägung verbunden (vgl. Luckmann 1970; Honer 1993, 1999; Hitzler/Bucher/Niederbacher 2001; Bohnsack 1989, Bohnsack et.al. 1995). – Natürlich werden Stilanalysen auch zunehmend mit sprachlichem Material vollzogen (vgl. etwa die Untersuchungen der Mannheimer Stadtsprachen- und Sozialstilistik-Projekte, Kallmeyer 1994, 2001; Kallmeyer/ Keim 2003; Keim 2001).

Karl Mannheim, der erste wirkliche Methodologe der qualitativen Sozialforschung im engeren Sinne, hatte schon Anfang der 20er Jahre darauf hingewiesen (Mannheim 1921/1964, S. 105ff), dass man von den Kunsthistorikern hinsichtlich der Analyse nicht-prädikativen Ausdrucksmaterials lernen müsse. Angesichts der erheblichen methodischen Innovationen in den Teilfächern der Kunstgeschichte, der Kunstwissenschaft und der Kunstphilosophie insbesondere durch die Leistungen bedeutender Forscher von Erwin Panofsky (1939, 1977) über John Dewey (1934), über Ernst Gombrich (1996, 1978) bis zu Max Imdahl (1981, 1990) ist diese Aufforderung Mannheims bis heute aktuell (vgl. insbesondere Bohnsack 2001a). Die künstlerischen Primärmaterialien zeigen in der Regel nicht eindeutig auf, was sie zum Ausdruck bringen, da sie in der Regel keine vereindeutigenden sprachlichen Sinnzuschreibungen (im Sinne des signifikanten Symbols – Mead 1968, Teile 2 und 3) beinhalten bzw. mitliefern oder aber, wenn es sich um literarische Kunstwerke handelt, diese sprachlichen Sinnzuschreibungen großenteils verrätselnd oder polytonal sind bzw. durch konkurrierende Rahmungskontexte in ihrer Eindeutigkeit wieder aufgehoben sind. Deshalb ist bei der Analyse künstlerischer Primärmaterialien, insbesondere bei denen der bildenden Kunst, ein umstandsloses Rekurrieren auf den subjektiv gemeinten Sinn des hervorbringenden Künstlers bzw. des Autors nicht möglich, und genau daraus geht dann die Zentralität der formalen künstlerischen Aufzeigemarkierer hervor: z.B. die formale Bildkomposition wie die Art der Figurenkonstellation, die planimetrische Aufteilung des Bildes, die Art der Farb- und Hell-Dunkel-Kontraste sowie die kulturelle Symbolik der Kleidung der Figuren, usw. – vgl. Bohnsacks 2001 vorzügliche Analyse zu Imdahls Ikonik und Panofskys Ikonologie). – Wie man als qualitativer Sozialforscher die Formalstruktur der Aufzeigemarkierer analytisch auszuschöpfen vermag, kann man also nicht nur von der gesprächsanalytischen Soziolinguistik, sondern auch von den Analysen der Kunsthistoriker lernen.

Die deutschsprachigen Gründungsväter der qualitativen Sozialforschung, nämlich Max Weber und Alfred Schütz, haben einerseits betont, dass die „verstehende Soziologie“ stets von den Lebenserfahrungen und den Sichtweisen der betroffenen Menschen auszugehen habe. So stellte sich Alfred Schütz – sicherlich auch aufgrund eigener persönlicher autobiographischer Erfahrung – vor, wie für den Fremden und für den Heimkehrer die sie umgebende neue bzw. alte soziale Realität mit all den Missverständnispotentialen aussieht, die mit diesen unterschiedlichen marginalen soziokulturellen Lagerungen verbunden sind. Schütz (1972a, 1972b) macht dabei andererseits aber auch deutlich, auf welche Weise – ganz unterschiedlich – der Fremde und der Heimkehrer jeweils wichtige Aspekte der sie umgebenden sozialen Realität *in verzerrter Weise* wahrnehmen. Alfred Schütz war also durchaus auch daran interessiert, die rational-bewusste Oberflächen-Schicht des subjektiv gemeinten Sinns bei diesen beiden Personentypen zu hinterfragen und so auf deren tieferliegende chaotische Erlebnisweisen hinsichtlich der ihnen begegnenden so fremden bzw. so fremd gewordenen soziokulturellen Realität zu hinterfragen: Hinsichtlich der Sichtweise des Erlebnistypus des

soziokulturell Fremden war Schütz analytisch fokussiert auf den Aspekt der für diesen so irritierenden, aber zunächst nicht in ihren systematischen Gründen bewussten Nichtkompatibilität der aus der eigenen Heimat mitgebrachten Alltagstypisierungen mit denjenigen der Mitglieder der Aufnahmegesellschaft. Und hinsichtlich der Sichtweise des Erlebnistypus des Heimkehrers war Schütz analytisch interessiert am Aspekt der von diesem selber nicht bemerkten typisierenden Abstraktheit seiner Wahrnehmung von singulären Alltagsereignissen und Alltagsbegegnungen, die er, der Heimkehrer, gegenüber den von früher her vermeintlich voll vertrauten Situationen und Personen im Heimatland vollzieht, deren tatsächliche Veränderung er aber – aufgrund des Stillstandes seines Heimatwelt-Wissens, das in der Erinnerung aus und in alten Zeiten eingefroren ist – in seiner Sichtweise systematisch ausblendet. – Dass die Klassiker der Erfassung des subjektiv gemeinten Sinns auch schon *hinter* dessen Selbstverständnis und Präsentations-Fassade geschaut haben, gilt sicherlich gerade auch für Max Webers Protestantismus-Studie. Max Weber beschreibt und analysiert zunächst die unreflektierte oder gar unbewusste (vielleicht besser gesagt: *ungewusste* bzw. unbemerkte) Selbstzufriedenheit der calvinistischen Puritaner und anderer (anfänglich nonkonformistischer) Protestanten des Siebzehnten bis Neunzehnten Jahrhunderts mit den zuerst ganz unbeabsichtigten und unerwarteten Auswirkungen ihrer vom religiösen Glauben durchdrungenen innerweltlichen Askese im Sinne des materiellen Erfolges. Sodann untersucht er, wie die später ganz massiv und regelmäßig sich einstellenden – ursprünglich aber, um es zu wiederholen, zunächst einmal unintendiert gewesenen – Wohlhabenheits- oder gar Reichtums-Folgen der religiösen Ablehnung aller Kreaturvergötterung von den protestantischen Laiengruppen systematisch umgedeutet, rationalisiert, und legitimiert und dann auch ohne jedwede religiöse Scham gezielt und regelmäßig angestrebt wurden. Weber interessiert sich hierbei insbesondere für die von den calvinistischen Laien der Enkelgeneration Calvins und späteren calvinistischen Generationen – und das entsprach keineswegs der Theologie Calvins – selbst gesetzte „laienreligiöse“ Bedeutungsqualität ihres weltlichen Erfolges oder gar materiellen Reichtums auf der Grundlage rastloser Berufsarbeit im Sinne eines eindeutigen Zeichens ihrer eigenen Erwähltheit durch Gott, und zwar dies inmitten einer komfortablen weltlichen Lebenssituation. Der Umstand ihrer eigenen Interpretationsmanipulation und der damit verbunden eher „unchristlichen“ Selbstzufriedenheit war den Puritanern selber nicht bewusst; genau auf diesen Prozess ungewusster bzw. von einem selbst unbemerkter Bedeutungszuschreibung will Max Weber mit dem theoretischen Kernelement seiner Protestantismus-These hinaus (Weber 1920, S. 104f, 110f, 160ff, 175, 189-193, 198).

Karl Mannheim (1964, S. 105ff) spricht die Ebene verdeckter oder gar ungewusster Erfahrungs-, Sinngewinnungs- und Interessensverfolgungsprozesse schon Anfang der zwanziger Jahre des 20. Jahrhunderts grundagentheoretisch und methodisch gezielt mit dem Terminus des „Dokumentsinns“ an (für eine eingehende Analyse des Dokumentsinns und der mit ihr verbundenen Methode vgl. Bohnsack 2003, 2006). Und Sigmund Freud (1982, 1982a) hat seit Beginn des Zwanzigsten Jahrhunderts „Verdrängung“ und „symptomatische Versprecher“ thematisiert und diese in genauen Einzelfall- und Vergleichsstudien untersucht. Beauftragt von dieser beeindruckenden Forschungstradition kann sich die qualitative Sozialforschung heute mehr denn je nicht mit der Analyse der Wahrnehmungs- und Interpretationsebene des subjektiv gemeinten Sinns begnügen. Zwar muss qualitative Sozialforschung von den Erfahrungsperspektiven der im thema-

tischen Feld lebenden Menschen und damit auch von deren subjektiv gemeinten Sinnzuschreibungen ausgehen; die Erfahrungsperspektiven dieser Menschen sind allerdings auch durch Ungewusstes, Nicht-Bemerktes, Halbbewusstes, Ausgeblendetes (Schütze 1989; 1992; 1994a, Kap. 4) mitkonstituiert. Um die Erfahrungsperspektiven der beobachteten Menschen in ihrer ganzen Tiefe zu erfassen, muss der qualitative Sozialforscher zwar stets zunächst – entsprechend dem von Alfred Schütz aufgestellten Adäquatheitspostulat (Schütz 1971, S. 50; 1972, S. 21, 47, 49) – von den Äußerungsgehalten der untersuchten Menschen und damit auch von ihrem subjektiv gemeinten Sinn ausgehen. Diese Äußerungsgehalte müssen dann aber auf diejenigen sozialen Prozesse hin pragmatisch gebrochen werden (Schütze 1993, S. 209f; 1994b, S. 232; Schütze, Lützen und Schulmeyer-Herbold 1993, S. 322), die in den kommunikativen Kundgaben der untersuchten Menschen sowohl auf der (sprachlichen und außersprachlichen) Präsentations-ebene als auch auf der Darstellungsgehalt-Ebene zum Ausdruck kommen. Was da zum Ausdruck kommt, bleibt dem Informanten bzw. dem Beobachteten selber oftmals partiell verborgen, obwohl er zugleich gerade auch *das* kommunikativ zum Ausdruck bringt. Der Forscher kann demgegenüber die verborgenen Aspekte der sozialen bzw. biographischen Prozesse durch sequenzialistische Kontextualisierung von (sprachlichen und nicht-sprachlichen) Aktivitätsabläufen und die Beachtung der formalen Textstrukturen, die oftmals „Unordnung“ repräsentieren (wie etwa Hintergrundkonstruktionen, Schütze 1992a, 2001b), systematisch erfassen. Die abschließende, sowohl inhaltliche als auch formal-darstellerische Aspekte der Aktivitäts- und/oder der Textkundgaben berücksichtigende analytische Rekonstruktion des sozialen Prozesses, der sich in seiner Aktivitäts- und/oder Textgestalt zum Teil direkt, zum Teil indirekt und zum Teil nur symptomatisch ausdrückt, muss der grundsätzlichen Idee nach für die Menschen im Untersuchungsfeld argumentativ nachvollziehbar und eine verständliche und faire, d. h. ihre Würde wahrende, Interpretation im Sinne des Schützischen Adäquatheitspostulats sein – auch wenn diese Interpretation aus der Sicht der Betroffenen nicht unbedingt in jeder Hinsicht inhaltlich zustimmungsfähig sein muss.

10. Prominente methodische Forschungsverfahren und komplexe Untersuchungsansätze der qualitativen Sozialforschung

Folgende methodische Untersuchungsverfahren sind in den letzten zwanzig Jahren besonders wichtig geworden:

- die Konversations-, Gesprächs- bzw. Interaktionsanalyse von aktuell ablaufenden kommunikativen Interaktionen (Bergmann 1981; Kallmeyer/Schütze 1976; Kallmeyer 1988; Kallmeyer 1994; Kallmeyer 1996, 2000);
- die Biographieanalyse auf der Grundlage von autobiographischen Erzähltexten, insbesondere des autobiographisch-narrativen Interviews (Riemann 1987, 2000; Reim 1996, Appel 2001, Ackermann 2005, Müller 2006);
- die Analyse von kollektiven Sichtweisen, Wissensbeständen und Haltungen in Gruppendiskussionsverfahren (Bohnsack 1989, 1991; Bohnsack et. al. 1995);

- die Mikroethnographie kleiner sozialer Welten, sozialer Milieus und Kommunikationsstile auf der Grundlage von gesprächsanalytisch untersuchten Transkriptionen von Aktualtexten (Kallmeyer 1987; Kallmeyer 1994; Kallmeyer/Keim 2003; Keim 1995, 2001; Riemann 2000; Wiesemann 2000) oder auch von narrativen Interviews (Riemann 2000; Otten 2000; Müller 2006) oder aber auf der Grundlage von beschreibenden ethnographischen Berichten, die dann einer Textanalyse unterzogen werden (Huf 2005).

Die gerade aufgezählten Untersuchungsansätze fußen jeweils auf einer systematisch ausgearbeiteten Erhebungs- und Analysemethode, die wiederum mehr oder weniger intensiv auf soziolinguistischen Einsichten in die Konstruktions- und Ablaufstruktur von elementaren Kommunikationsverfahren (wie ungesteuerten Alltagsgesprächen, Stegreiferzählungen, argumentativen Auseinandersetzungen und Situationsbeschreibungen) fußen. Die soziolinguistische Fundierung gilt im Prinzip auch für die folgenden Forschungsverfahren, wenn auch der besondere Charakter ihrer teilweise schriftlichen Datenbasis, insbesondere ihre stark reflektierte oder gar kalkulierte Hervorbringung und Konstruktion, oder die teilweise starke thematische Zuschneidung mit ihrer potentiellen Informantenbeeinflussung besonders zu berücksichtigen ist: wie die Aktenanalyse (Häbel 1984; Luszak 1994; Schütze 1996; Prokopp 2000), die Diskursanalyse öffentlicher Auseinandersetzungen (Hamel 1989; Czyzewski/Dunin/Piotrowski 1991; Czyzewski 2006) sowie die Analyse von narrativen Falldarstellungen bzw. von narrativen Darstellungen der Interaktionsbeziehungen zwischen Klienten und Professionellen (Reim 1996; Riemann 2000; Richter 1994). – Zudem haben sich grundlagentheoretisch-thematisch ausgerichtete Untersuchungsfelder und komplexe Untersuchungsansätze auskristallisiert, die in der Regel verschiedene der oben und gerade genannten Forschungsverfahren verknüpfen. – Solche komplexen grundlagentheoretisch bestimmten Untersuchungsansätze sind:

- die Arbeitsablaufsanalyse von lokalen Verrichtungen (dies insbesondere in Settings wissenschaftlicher Arbeit) im Stile der ethnomethodologischen "work studies" (Garfinkel/Lynch/Livingston 1981; Lynch 1985; Schrecker 1991; Mondada/Schütze 2004) – insbesondere mittels Mikroethnographie, Gesprächsanalyse und Aktenanalyse;
- die Arbeitsbogenanalyse des professionellen Handelns im Stile von Anselm Strauss (Strauss et. al. 1984; Strauss 1985, 1991, 1996) – die in Deutschland zentral auf der Grundlage des von Meuser und Nagel 1991, 1996 entwickelten offenen Experteninterviews, auf der Grundlage von Arbeitsablaufethnographien, von Gesprächsanalysen von Aktualtexten (Reitemeier 2006) sowie von narrativen Fall- bzw. Klientenbeziehungs-Darstellungen (Reim 1996; Riemann 2000; Ackermann 2005; Müller 2006);
- die Analyse sozialer Welten und sozialer Arenen (Strauss 1978a, 1982, 1984; Clarke 1991; Wiener 1991; Schütze 2002; Strübing 1994) insbesondere in den Bereichen der Konstruktion professioneller Sinnwelten (Bräu 2002; Prokopp 2000; Zocher 2000; Ackermann 2005; Müller 2006), der politischen Debatten über soziale Probleme (Spector/Kitsuse 2001; Schütze et. al. 1993) und der erkenntnisgenerierenden Verfahren (insbesondere in den Wissenschaften – Fujimura 1991; Otten 2000; Kreitz 2000) – dies insbesondere auf der Grundlage von Gruppendiskussionen, gesammelten schriftlichen und medial-mündlichen Diskursdokumenten und autobiographisch-narrativen Interviews; sowie

- die Analyse von kommunikativen Beratungssituationen sowie psychotherapeutischen Settings, Kommunikationsaktivitäten, Erkenntnisverfahren und Behandlungsstrategien (Frommer/Riemann/Marotzki 2000; Tiefel 2004; Frommer 1998; Frommer/Rennie 2001; Luif/Thoma/Boothe 2006; Boothe 1994).

Weitere Untersuchungsansätze – etwa zur Kommunikation im Internet und zum Aufbau sozialer Welten im Internet – sind in Entwicklung befindlich (Marotzki/Meister/Sander 2000; Marotzki/Sandbothe 2000; Brüdigam 2001). Ähnlich steht es mit der Analyse von stilistischen Präsentationsweisen auf sprachlicher und nichtsprachlicher Ebene – auf jeden Fall jedoch unter Einbeziehung visueller, insbesondere auch photographischer, Ausdrucksverfahren wie in der Reklame (Bohnsack/Krüger 2004; Bohnsack 2001a, 2000b; Hippmann 2004).

11. Das soziale Arrangement der Forschungswerkstatt

Die gerade angedeuteten methodischen Untersuchungsverfahren und komplexen Untersuchungsansätze der qualitativen Sozialforschung werden in spezifischen sozialen Arrangements besonders gepflegt und entwickelt. Dass das systematisch in der historischen und biographischen „Erfahrungshintergründigkeit“, der Hermeneutizität“ im Sinne der Bedeutungsbeziehung zwischen Teil und Ganzem, der „Perspektiventriangularität“ und dem Emotionalitätsgehalt und -appell der qualitativen Primärdaten motiviert ist, wurde bereits in der Einleitung vorläufig plausibilisiert. Qualitative Sozialforschung steht in der spezifischen Erkenntnis-situation der Interpretation komplexer bedeutungstragender Vorgänge. Diese müssen auf ihre biographischen und historischen Erfahrungshintergründe, d.h. auf die lebensgeschichtlichen, beziehungs- und interaktionsgeschichtlichen, kulturellen und sozillagerungs-spezifischen Tiefen der Kommunikationssituation, hin ausgedeutet und bewusst gemacht werden. Die komplexen bedeutungstragenden Vorgänge müssen zudem auf das hermeneutische Wechselspiel zwischen Einzelphänomen und Gesamtkontext für die Bedeutungskonstitution hin geklärt werden. Sie sind außerdem mehrseitig von den Sichtweisen der beteiligten Akteure geprägt, und sie müssen deshalb auf die Überschneidung der beteiligten Interaktions- und Erlebnisperspektiven hin differenziert und triangulierend gewürdigt werden. Sie rufen schließlich immer auch – mehr oder weniger heftig – emotionale Reaktionen der Rezipienten hervor, die bewußt gemacht werden müssen, weil sie auf hintergründige Entstehungskontexte und Konsequenzen von besonderer Relevanz für die betroffenen Erzeuger und Rezipienten (insbesondere auch für deren Sozialbeziehung) verschlüsselt hindeuten. Zwischen dem sozialen Arrangement der Forschungswerkstatt und den Aktivitätsschritten der qualitativen Sozialforschung besteht also ein sehr enger systematischer Zusammenhang, der sich insbesondere darin ausdrückt, dass die Werkstatt-Teilnehmer zunächst interaktiv, z. T. auch explizit emotional, auf die Akteure und Betroffenen im Primärmaterial reagieren, sich in deren Standpunkte und Interaktionsperspektiven einfühlen und eindenken und später dann auch im Interaktionsgeflecht der Forschungswerkstattssitzung unterschiedliche Rollen der Erkenntnisgenerierung übernehmen (wie etwa an den Gesamtkontext zu erinnern, die Betrachtung auf die Erkenntnispotentiale der Detailphänomene hinzulenken, oder die Emotionalität von interpretativen Reaktionen zu hinterfragen). Die Forschungswerkstatt

ist also ein soziales Arrangement der Erkenntnisgenerierung, welches die gerade benannten vier grundsätzlichen Bestimmungsmomente der Bedeutungskonstitution und der Interpretation in die spezifischen sozialen Standpunkte und Erkenntnisrollen der interpretativen Forschungssituation „sozial verkörpernd“ überführt und sie auf diese Weise erkenntnispositions-spezifisch ausdifferenziert, konkretisiert und „spiegelt“.

Das allgemeine Drehbuch einer Forschungswerkstattssitzung (Reim/Riemann 1997; Riemann 2005a) beinhaltet, dass ein einzelnes Forschungswerkstattmitglied in selbständiger Vorarbeit das primäre Datenmaterial eines Falls, z. B. die Lebensgeschichte eines Protagonisten in einer soziokulturellen Bewegung, zunächst erhoben, durch Transkription aufbereitet und vorläufig analysiert hat und dann in die Forschergemeinschaft der Werkstatt diskursiv einbringt. Die andern Mitglieder der Forschungswerkstatt verfügen ebenfalls über das empirische Datenmaterial, in diesem Falle die Transkription des autobiographisch-narrativen Interviews, und nach dem Erstvortrag des Falleinbringers beginnt dann die gemeinsame Forschungsarbeit, durch die die Prozessesstrukturen des Falles und seine Problemkonstellationen klargelegt werden sollen. In diesem Vollzug der gemeinsamen Forschungsarbeit sind die Aktivitäten des buchstäblichen Vormachens und Nachmachens der Forschungserfahreneren und weniger Forschungserfahrenen sowie der kommunikativen Kritik und Gegenkritik an der jeweiligen Forschungsaktivität ganz zentral. (Auf diese Weise werden also auch die Kompetenzen zu spezifischen Forschungsverrichtungen im konkreten interaktiven Vollzug eingeübt.) Alle Beteiligten stellen der Reihe nach dar, was sie im vorgelegten Primärmaterial empirisch sehen, aufgrund welcher Aufzeigemarkierer sie es sehen und wie sie es analysieren und interpretieren. Es werden miteinander – z. T. systematisch positions- und rollenverteilt – die Kommunikationsverfahren der Sachverhaltsdarstellung und -durcharbeitung wie Erzählen, Beschreiben und Argumentieren (Kallmeyer/Schütze 1977; Kallmeyer 1996) benutzt, und gerade durch den Explikations-, Konsistenz- und Kontextualisierungszwang dieser Darstellungs- und Durcharbeitungsverfahren und in der wechselseitigen Kritik an den jeweiligen Untersuchungsschritten und Sichtweisen werden die jeweiligen Fallentfaltungen und die involvierten Prozessesstrukturen und deren Analyse- und Erklärungsmöglichkeiten verdeutlicht. In den Dynamiken des Vollzugs der kommunikativen Verfahren der Sachverhaltsdarstellung und der in die Positions- und Rollenverteilung dieser Verfahren verwobene Interaktivität und „Symbolizität“ (z.B. der „Spiegelung“ der Beziehungskonstellation der Darstellungsinhaltsebene des Primärmaterials in der Beziehungskonstellation der Forschungswerkstatt-Sitzung – und auch umgekehrt) entstehen neue Gesichtspunkte und Ideen, die für die Fallanalyse, den Fallvergleich und die Theorieentwicklung Innovationswirkung haben. – Die Wirksamkeit der Forschungswerkstatt als erkenntnisgenerierendem Verfahrensarrangement soll nun an der Entwicklung der in der Einleitung erwähnten tri-nationalen Forschungswerkstatt erläutert werden:

Im Anschluss an eine (kultur- und sozialwissenschaftlich interdisziplinäre) große zweiwöchige gemeinsame Exkursion der Universitäten Magdeburg und Lodz zur sozialen und kulturellen Charakteristik von Wales als peripherer Nation in Europa gab es eine Reihe von inzwischen mehr als zehn dreitägigen bis einwöchigen Forschungswerkstatt-Workshops, die teilweise in Bamberg, in Magdeburg, in Lodz oder in Gregynog (dem Forschungs- und Begegnungslandsitz der Universität Wales) stattfanden. Im Zuge dieser Workshops wurden von den Anwesenden die in Vorbereitung und während der Exkursion gesammelten ethno-

graphischen Materialien (einschließlich historischer Dokumente und autobiographisch-narrativer Interviews) bearbeitet; später wuchs im Laufe der Zeit der Datenpool durch neue Erhebungen in Wales weiter an. In allen Forschungswerkstattveranstaltungen ging es um die Beziehung zwischen individuellen biographischen Identitäten und kollektiven Identitäten (z. B. Wir-Gemeinschaften von sozialen Bewegungen wie der der Welsh Language Society oder verschiedenen Versionen der Konstruktion nationaler und europäischer Identität sowie deren Verhältnis zueinander, usw.) in Wales. Die Beziehung zwischen biographischer und kollektiver Identität war und ist den Walisern besonders, oftmals sogar intensiv reflektierend, bewusst – das insbesondere im Zusammenhang der Sprachen-, der Peripherie- und der Devolutionsproblematik; insofern ist Wales ein ideales „Forschungslaboratorium“ für die Fragestellung der Beziehung zwischen individuell-biographischen und kollektiven Identitäten. An den Workshops nahmen Dozenten aus den Universitäten Bamberg, Lodz, Wales/Bangor und Magdeburg gemeinsam teil, und stets waren etwa 40 bis 50 Studierende aus allen vier Universitäten beteiligt.

In Forschungswerkstatt-Kursen wird stets und generell den Teilnehmern abverlangt, selber in Konfrontation mit qualitativ-empirischen Forschungsmaterialien, welche die jeweils untersuchten Lebenswelten repräsentieren, in direkter und damit zugleich auch besonders anregender Realitätskonfrontation forschungsaktiv zu werden – und zwar das auf einer gemeinsamen empirischen Materialgrundlage, so dass sich die Kommilitonen wechselseitig unterstützen und korrigieren können. Die intensive trinationale Zusammenarbeit in den Forschungswerkstattssitzungen ist besonders durch die Erfahrung der wechselseitigen Perspektivenübernahme geprägt. So müssen sich die deutschen Studenten fragen, was der (von ihnen zunächst prinzipiell unter Faschismus-Verdacht gestellte) Nationalismus für ein kleines Land bedeutet, das *gerade nicht* im Wege nationaler Selbstüberhöhung die andern Völker Europas bedroht hat, und der Impuls für die Wahrnehmung und Interpretation der diesbezüglichen Bedeutungsdifferenz zwischen dem walisischen und dem deutschen Nationalismus kann gerade von den polnischen Teilnehmern ausgehen, deren Großeltern während der deutschen Besetzung Polens im Zweiten Weltkrieg unter dem aggressiven und anti-universalistischen deutschen Nationalismus gelitten haben. – Wichtig für den Erfolg der Forschungswerkstatt-Arbeit ist zudem, dass man sich auf neue, offene, d.h. heuristische Überraschungen ermöglichende, Forschungsfragestellungen fokussiert, die auch noch für die Werkstatt-Moderatoren ein persönliches Erkenntnis- und Lernpotential beinhalten. Das ist gegenwärtig immer noch bei allen tiefergehenden Fragen der Beziehung zwischen individualbiographischer und kollektiver(n) Identität(en) tatsächlich der Fall.

Bei den konkret durchgeführten Forschungswerkstatt-Veranstaltungen zum Thema Wales kam es entsprechend der Wirkmächtigkeit der gerade beschriebenen erkenntnisgenerierenden Kommunikationsmechanismen zu einer intensiven Triangulation der national verankerten Sichtweisen, so dass diese bewusst gemacht und wechselseitig kritisierbar wurden. Auf diese Weise bildete sich eine theoretische Perspektive von „Europäischer Identitätsarbeit“ heraus, die von den Menschen in den europäischen Nationen zunehmend geleistet werden muss. Mit „Identitätsarbeit“ ist die biographische Arbeit gemeint, mit der moralisch verpflichtende Gemeinschaftsgesichtspunkte in die individuelle Identität inkorporiert werden. In der europäischen Geschichte der letzten drei Jahrhunderte waren das insbesondere die kollektiven Gesichtspunkte der Nation. Diese moralisch

verpflichtenden Orientierungsgesichtspunkte verlieren nun im europäischen Einigungsprozess ihre Ausschließlichkeit. Kulturelle und wirtschaftliche Regional-, bi- oder multi-nationale projektförmige Kooperations-, europäische Figurationsgesichtspunkte (wie die zwischen europäischen Peripherien und europäischen Zentren) und gesamteuropäische politisch-rechtliche Identifizierungs- und Gestaltungsgesichtspunkte (wie europäische politische Diskursarenen und professionelle Sozialwelten oder vorgestellte europäische Orientierungsgemeinschaften und deren Symbolisierung) sowie globalisierend-weltgesellschaftliche Wirtschafts- und Kulturgesichtspunkte werden neben den nationalen als die persönliche Identität moralisch verpflichtende biographische Kollektivitätsgesichtspunkte immer wichtiger. Es geht nun zunehmend darum, welches Engagement der einzelne mit diesen Gesichtspunkten bezüglich kollektiver Aufgabenstellungen auf mehreren unterschiedlichen Abstraktionsebenen in seiner biographischen Identitätskonstruktion verbinden kann, wie er sich von diesen aber auch umgekehrt wieder emotional und analytisch distanzieren kann und wie er schließlich die dabei auftretenden divergierenden oder gar diskrepanten Anforderungen einschätzen und austarieren sowie dabei moralische Orientierungsparadoxien aushalten und bearbeiten kann. Selbstverständlich werden für die biographische Arbeit auch kollektive Orientierungsfolien als kulturelle Ressourcen ausgebildet, die insbesondere von den kulturellen Eliten (wie Historikern, Schriftstellern, Kirchenleuten, Politikern) produziert werden. Über die Frage der Angemessenheit der kulturellen Orientierungsfolien kristallisieren sich in entsprechenden Diskursarenen auch teilweise heftige öffentliche Debatten und Auseinandersetzungen aus. – Wales ist bezogen auf Großbritannien schon seit mehreren hundert Jahren und bezogen auf Europa zumindest in den letzten zwanzig bis dreißig Jahren ein intensives „Praxislaboratorium“ für die skizzierte biographische Mehrebenen-Identitätsarbeit des Orientierungsbezuges auf verschiedene (Ebenen vorgestellter) Gemeinschaften/Kollektivitäten – ein „Laboratorium“, das sich durch weitgehende Gewaltfreiheit und große kulturelle Kreativität auszeichnet.

Die trinationalen Forschungswerkstätten zum Thema Wales – es gab auch noch andere zur nationalen und europäischen Identitätsarbeit sowie zur Analyse professionellen Handelns und zur damit verbundenen analytischen Fallarbeit – beschäftigten sich unter dem Oberthema der Konstruktion kultureller kollektiver Identität(en) in Wales mit den folgenden spezielleren Themen: der Konstruktion von "Welsh Welshness“, d.h. der dezidiert walisischsprachigen Konturierung der kollektiven Identitätsarbeit in Wales, und deren zum Teil paradoxen Auswirkungen der Irritation und Entfremdung des nicht-walisischsprachigen Teils der walisischen Gesellschaft, mit dem Leiden an der Bikulturalität und Bilingualität der walisischen Gesellschaft und den damit gesetzten verschiedenartigen soziokulturellen Lagerungen und Situationen der Marginalität, mit der Trennungs- und Vermittlungsarbeit von soziokulturellen Zentrums- und soziokulturellen Randpersönlichkeiten, mit den soziokulturellen Bewegungen in Wales mit deren oftmals theatralisch-burlesken Anstrich (wie Rebecca's Daughters), mit der Funktion der kulturellen Eliten als Produzenten und „Designern“ bei der Konstruktion der kulturellen und nationalen Identität in Wales, die auffällig häufig auf kanonische Schriften der walischen Kulturtradition und Geschichte (wie etwa das mittelalterliche Mabinogi mit den walisischen „Liedern von den Taten der Helden“) zurückgriffen, sowie mit der zentralen Rolle der kollektiven Identitätsarbeit der walisischsprachigen und englischsprachigen Historiker und Dichter.

Die Workshops waren stets so angelegt, dass neues empirisches Material (z.B. autobiographisch-narrative Interviews mit Zentralpersonen in sozialen Bewegungen wie derjenigen der walisischen Kindergartenbewegung, welche – wie das auch in andern europäischen Minderheitsnationen geschieht – die Kindergartenerziehung in der bedrohten Nationalsprache, hier der walisischen, propagiert) mit entsprechenden zentralen theoretischen Konzepten (z.B. solchen über soziale Bewegungen und soziale Welten) zusammengebracht wurden, so dass sowohl die Chance bestand, die Materialien vertieft zu analysieren als auch die theoretischen Konzepte den empirischen Befunden entsprechend zu kritisieren und weiter auszubuchstabieren. Außerdem gab es stets einen Tag, an welchem die neu eingeführten empirischen Materialien genauer strukturell (z. B. erzählanalytisch, argumentationsanalytisch, handlungsanalytisch) – den Prinzipien der neueren textanalytischen und bildanalytischen qualitativen Sozialforschung entsprechend – ausgewertet wurden; hierbei machten mitunter studentische Gruppen Vorlagen und arbeiteten an den strukturellen Beschreibungen und analytischen Abstraktionen aktiv mit. In diesem Zusammenhang wurde auch zur Explikation der jeweiligen Vorverständnisse ermutigt (der Studierenden untereinander, der Dozenten untereinander und gemischt – z.B. zu den nationalen Vorverständnissen von Nationalismus in den unterschiedlichen Heimatgesellschaften der Teilnehmer). Auf diese Weise wurde also faktisch auch ein intensives Praktikum in qualitativer Sozialforschung veranstaltet, und deren methodisch systematisierten Betrachtungsweisen wurden so reflektierend auf die selbstverständlich mitgebrachten Alltagswissensbestände bezüglich der nationalen „imagined communities“ (Anderson 2005) angewandt.

12. Ausblick

Es ist nicht sinnvoll, im Rahmen einer kurzen Darstellung allgemeiner Betrachtungsperspektiven der qualitativen Sozialforschung auf die einzelnen methodischen Untersuchungsverfahren und Forschungsansätze in ihren technischen Verrichtungen einzugehen. Es dürfte aber vielleicht in den kurzen Ausführungen aufgeschienen sein, dass die Untersuchungsaktivitäten der qualitativen Sozialforschung grundlagentheoretisch in den Aufzeige-, Weltdarstellung-, Erkundungs-, Erkenntnisgenerierungs-, Stilformungs-, Interaktions- und Handlungsverfahren der Alltagswelt fußen. Im Gegensatz um alltagsweltlich handelnden Laien macht sich die qualitative Sozialforscherin die Prinzipien bzw. die Logiken dieser Explikations-, Kommunikations- und Interaktionsverfahren bewusst, soweit das der heutige Stand der Forschung bezüglich dieser elementaren Aufzeigeverfahren schon ermöglicht. Im Zuge einer fokussierten, ungestörten und reinen Arrangierung, Inszenierung, Anwendung und/oder analytischen Ausschöpfung dieser Aufzeigeverfahren – die natürlich zugleich auch wiederum in der radikalen professionellen Reinheitsanforderung an ihre Nutzung hochgradig paradox sind, d. h. zu einer entsprechenden Verkünstlichungsschwierigkeit führen, die umsichtig in der Erhebungsinteraktion und Auswertungsinterpretation berücksichtigt und bearbeitet werden muss – können dann deren Darstellungs-, Klärungs- und Erkenntnispotentiale besonders intensiv ausgeschöpft werden. Auch die Auswertung der so gewonnenen Primärmaterialien folgt im Kern Er-

kundungs- und Analyseschritten, wie sie bereits in den alltagsweltlichen Explikations-, Kommunikations-, Interaktions- und Erkenntnisgenerierungsverfahren implizit vorgegeben sind. Allerdings lässt sich aus ihnen eine allgemeine Darstellungs- und Handlungslogik von expliziten Untersuchungsaktivitäten abstrahieren, die stets die Schritte – wie immer diese terminologisch benannt werden – formale Textsortenklärung, strukturelle Beschreibung, analytische Abstraktion, kontrastiver Vergleich, Generierung von theoretischen Modellvorstellungen und dessen Konfrontation mit neuen empirischen Daten samt anschließender partieller Umformulierung bzw. dimensionaler Differenzierung enthält. Da die theoretischen Modellvorstellungen abduktiv aus der sequenziellen, kontextuellen und kontrastiven Analyse der Primärdaten gewonnen werden, unterliegen sie nicht einer Falsifizierungs-, sondern einer Gestaltverfolgungs- und Alternativendifferenzierungs-Logik.

Über das Fußten in alltäglichen Explikations-, Kommunikations-, Interaktions- und Erkenntnisgenerierungsverfahren sind die Erhebungs- und Untersuchungsaktivitäten der qualitativen Sozialforschung in die interdisziplinäre Grundlagenforschung über die konstitutiven Aktivitäten der Schöpfung sozialer und kultureller Ordnungen und deren Störungen eingebettet. Qualitative Forschung muss deshalb in ihren konstitutiven erkenntnisgenerierenden Aktivitäten selber immer tiefergehender empirisch erforscht werden. Hierzu ist die Kooperation aller Sozialwissenschaften von der Soziolinguistik und der Literaturwissenschaft über die Sozialwissenschaften im engeren Sinne bis zur Geschichtswissenschaft und Kunstgeschichte wünschenswert. Dabei muss insbesondere auch – ähnlich wie in einer Balintgruppe oder einem Supervisionsverfahren oder wie das in Jane Austens Roman „Emma“ Mr. Knightly als umsichtig-abwägender Quasi-Supervisor gegenüber seiner jungen Familienfreundin Emma tut, die trotz ihrer Klugheit viele Fehler bei der Beobachtung und Analyse der südenglischen Landadeligen-Ortsgesellschaft zu Beginn des Neunzehnten Jahrhunderts macht (vgl. etwa Austen 1997, Kap. 5) – der Prozess und die Kultur der analytisch-professionellen Kritik an den „Fehlern bei der Arbeit“ (wie das der bedeutende Chicago-Soziologe Everett Hughes treffend genannt hat) mit allen Kräften gefördert werden. Solche systematischen Fehler der Erkenntnisarbeit sind: Mangel an pragmatischer Brechung und sozialer Kontextualisierung; Ausblendungen von schwierigen Prozessabläufen, -phasen oder -aspekten; Verzicht auf die Beachtung der formalen Aufzeigemarkierer; Reduktion der Perspektivtriangulationen; Missachtung des Prozess- und Präsentationscharakters der sozialen Realität, Absehen von den latenten Funktionen und Folgen von Handlungsmaßnahmen, usw. Auch bei der Entwicklung der Kultur der wissenschaftsprofessionellen Kritikaktivitäten kann man sich an kulturellen Vorbildern und ihrer künstlerisch-literarischen Tradition orientieren, wie das gerade für die Quasi-Transkription des Kritikgesprächs zwischen Mr. Knightly und Emma angedeutet wurde. Die empirische Grundlage der Negativkriterien der Erkenntnis Kritik der qualitativen Sozialforschung ist stets die Verletzung von Basisregeln der alltagsweltlichen Handlungs-, Interaktions-, Beziehungs-, Identitäts-, Kommunikations- und Erkenntnisgenerierungsverfahren, die im Prinzip auch, wenn vielleicht auch nicht immer so bewusst und reflektiert, in der Laiensphäre der Alltagswelt erfahren werden.

In Zukunft wird auch verstärkt die produktive Kombination von qualitativen mit quantitativen Untersuchungsverfahren möglich sein, da die unbedingte Eigenlogik der qualitativen Sozialforschung inzwischen hinreichend erfasst und die komplexen Untersuchungstechnologien zumindest ihrer wichtigen Verfahren

inzwischen hinreichend habitualisiert worden sind und insofern die alte, dem Erkenntnisfortschritt der Sozialwissenschaften so abträgliche Kolonisierung durch die Logik und Technologie der quantitativen Sozialforschung immer weniger naheliegt. Quantitative Fragen der repräsentativen Verteilung und Überkreuzung von Merkmalen in einer nationalen oder auch nur ortsgesellschaftlichen oder großorganisatorischen Grundgesamtheit in Abhängigkeit von (oftmals sozialstrukturellen) Ausgangsvariablen können nicht mit Mitteln der qualitativen Sozialforschung untersucht werden. Allerdings möchte man u. U. auch ganz gerne wissen, welche biographischen und kollektiven Identitäts- und Stilbildungsprozesse den zunächst quantitativ identifizierten und herausgearbeiteten Sozialmilieu- oder Lebensstilclustern, die dann auch nach religiösen Verhaltensweisen differenzieren, zugrunde liegen, d.h. durch welche Orientierungs-, Lern-, Vergleichs-, Beziehungs- und Identitätsentfaltungsprozesse diese in der Lebensführungs-Alltagswelt und in der langfristigen individuellen und kollektiven Identitätsarbeit konstituiert sind. Eine solche Frage kann nun wiederum nur mit Mitteln der qualitativen Sozialforschung untersucht werden. Da die beiden gerade vage skizzierten Fragestellungen, die quantitative und die qualitative, eng mit einander verflochten sind, ist dann eine Zusammenarbeit zwischen quantitativer und qualitativer Sozialforschung sinnvoll und wünschenswert – eine intensive Zusammenarbeit, wie sie z.B. bei der Vierten Mitgliedschaftsstudie der Evangelischen Kirche Deutschlands erfolgreich praktiziert wurde (Friedrich/Huber/Steinacker 2006). Bei der Zusammenarbeit der beiden Ausrichtungen der Sozialforschung müssen aber sicherlich noch viele Paradoxien des Zusammenwirkens zweier sehr unterschiedlicher Erkenntnislogiken und Forschungsmentalitäten entdeckt und produktiv bearbeitet werden.

Die ursprüngliche Abfassung des vorstehenden Textes war dadurch motiviert, Hochschulgremien und Nicht-Sozialwissenschaftlern die Existenzberechtigung der qualitativen Sozialforschung zu plausibilisieren. Dabei mussten die grundlegende Erkenntnishaltung und die Aktivitätsschritte der qualitativen Sozialforschung dargestellt werden – also nicht nur umrissen werden, was qualitative Sozialforschung ist, sondern auch ihr Erkenntniswert herausgearbeitet werden. Der Autor ist davon überzeugt, dass letzteres die Frage der Existenzberechtigung hinreichend beantwortet. Darüber hinaus kann aber noch darauf hingewiesen werden, dass qualitative Sozialforschung Aufklärungsfunktion über den engeren Bereich der Wissenschaft hinaus hat. So können sich professionelle Praktiker am Erkenntnisverfahren der expliziten qualitativen Fallanalyse orientieren und dieses in der professionellen Praxis abgekürzt zur Anwendung bringen. Das fällt ihnen meistens nicht sehr schwer – und professionelle Praktiker lernen die Erkenntnisverfahren bemerkenswert schnell, weil zwischen den naturwüchsig eingeübten Erkenntnisverfahren der professionellen Praktiker, die u. U. rudimentär und fehleranfällig sind (z. B. die pragmatische Brechung und die Perspektiventriangulation nicht hinreichend systematisch vollziehen), eine systematische epistemische Homologie besteht. Auch zwischen dem sozialen Arrangement der Forschungswerkstatt einerseits und dem der professionellen Fallbesprechung, der Gruppensupervision und der Balintgruppe andererseits besteht eine auffällige Wahlverwandtschaft. Und schließlich sind die Verfahren der Erkenntniskritik in der qualitativen Sozialforschung und in den reflektierenden professionellen Praxisdiskursen sehr ähnlich (Riemann 2004, 2005b). – Neben der Erkenntnissteigerungsfunktion für die professionelle Praxis verhilft die Einsozialisation in die Erkenntnisverfahren der qualitativen Sozialforschung – das insbesondere in

Werkstattzusammenhängen – auch dazu, die Gräben zwischen vorgeprägten Alltagsichtweisen samt ihren Stereotypisierungen und Vorurteilen zu überwinden, wie im Verlauf der oben beschriebenen trinationalen Forschungswerkstätten sichtbar wurde. Das mag im Zeitalter der politischen, medialen und religiösen Stilisierung von kulturellen Bruchlinien noch sehr wichtig werden.

Anmerkungen

- 1 Bei der Redaktion dieses Heftes der ZBBS Nicolle Pfaff und Walter Bauer bedanke ich mich für die guten Ratschläge und die große Geduld mit den verschiedenen Versionen dieses Artikels. Viel Rat und Hilfe für das paradoxe Unterfangen dieses so sehr auf das Allgemeine der qualitativen Sozialforschung ausgerichteten und doch zugleich so persönlich-subjektiven Beitrages erhielt ich zudem von Carsten Detka, Thomas Reim, Ulrich Reitemeier, Marcel Schilling, Sandra Tiefel und Bärbel Treichel sowie insbesondere von Gerhard Riemann und Anja Schröder. Zudem bedanke ich mich für die strengen, aber gerechten Kritikpunkte der anonymen Gutachter. Ich habe sie sämtlich zu beherzigen versucht, wenn ich auch mit einigen der so einleuchtenden Ratschläge, was die Gesamtgestalt des Artikels anbelangt, anders umging, als das die Gutachter vielleicht antizipiert haben. Mir kam es auf den Reflexionsgestus des Persönlichen an; einen Vergleich und ein abgewogenes Beurteilen der verschiedenen Ansätze der qualitativen Sozialforschung hätte ich in der kleinen Präsentationsform des vorliegenden Beitrages nicht leisten können. Last but not least danke ich der Brückenbuchhandlung Melsungen für wichtige bibliographische Hilfestellungen.
- 2 Auch der Autor hat in den letzten dreißig Jahren ständig in solchen sozialen Arrangements für Forschungswerkstätten und Diskursarenen des wechselseitigen Aufzeigens gearbeitet. Genauer gesagt handelt es sich dabei um die Werkstatt- und Diskurskontexte von Anselm Strauss in San Francisco (Strauss 1998; Riemann 2005a); um solche in der eigenen Zusammenarbeit mit Werner Kallmeyer in Bielefeld (und manchmal auch in Mannheim); um die mit Thomas Reim, Gerhard Riemann, Peter Straus, Monika Müller, Carsten Detka und Michaela Froberg in Kassel und später in Magdeburg betriebene allwöchentliche Forschungswerkstatt; um die ein- bis zweimal im Jahr für je knapp eine Woche insbesondere unter Beteiligung von Gerhard Riemann, Andrzej Piotrowski, Kaja Kazmierska, Bärbel Treichel, Aled Griffiths und John Borland stattfindenden trinationalen Forschungswerkstätten der Universitäten Bamberg, Lodz, Magdeburg und Wales/Bangor zur biographischen, kollektiven und europäischen Identitätsarbeit und zum professionellen Handeln einschließlich der Fallarbeit; um die regelmäßigen Werkstatt-Treffen des früheren Graduiertenkollegs Schulentwicklungsforschung in Bielefeld und Kassel; sowie um die verschiedenen Diskurskontexte des ZBBS in Magdeburg und Halle, insbesondere die Sommerschulen des von der Hans-Böckler-Stiftung mitfinanzierten Promotionskollegs „Biographische Risiken und neue professionelle Voraussetzungen“ und des ihm nachfolgenden Aufbaustudiengangs „Qualitative Bildungs- und Sozialforschung“ und den bundesweiten Methodenworkshops zur qualitativen Bildungs- und Sozialforschung. Aus dieser Aufzählung geht einerseits hervor, warum spezifische Beispiele in der folgenden Argumentation herangezogen worden sind und entsprechende Literatur erwähnt worden ist. Andererseits wird auf diese Weise auch deutlich, dass die folgenden Grundüberlegungen zur qualitativen Sozialforschung in lebendigen Diskurskontexten vorbereitet worden sind: sie sind zwar unrettbar persönlich, aber dennoch in diesem diskursiven Sinne allgemein (wenn auch keinesfalls als allgemeinverbindlich gedacht). Sie verdanken sich den Diskursen der konkreten Forschungszusammenarbeit mit den Kooperationspartnern, denen ich in diesen Werkstatt-Diskursen immer wieder begegnet bin.

Literatur

- Ackermann, E. (2005): Psychosoziale Beratung im Kontext pränataler Diagnostik. Herzogenrath.
- Anderson, B. (2005): Die Erfindung der Nation. Neuauflage. Frankfurt a.M..
- Appel, M. (2001): Indianische Lokalkultur und gesellschaftlicher Wandel in Mexiko. Sautobiographisch-narrative Interviews mit Kulturmittlern der Otomi. Opladen.
- Austen, J. (1997): Emma. Roman. Aus dem Englischen übersetzt von Helene Henze.
- Bergmann, J. (1981): Ethnomethodologische Konversationsanalyse. In: Schröder, P./Steiger, H. (Hrsg.): Dialogforschung. Jahrbuch 1980 des Instituts für deutsche Sprache. Düsseldorf, S. 9-51.
- Bhabha, H. K. (1994): The Location of Culture. London and New York.
- Bohnsack, R. (1989): Generation, Milieu und Geschlecht. Opladen.
- Bohnsack, R. (1991): Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in die Methodologie und Praxis qualitativer Forschung. Opladen. 5. Auflage 2003.
- Bohnsack, R. (2001a): Die dokumentarische Methode in der Bild- und Fotointerpretation. In: Bohnsack, R./Nentwig-Gesemann, I./Nohl, A.-M. (Hrsg.): Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Opladen, S. 67-89.
- Bohnsack, R. (2001b): „Heidi“: Eine exemplarische Bildinterpretation auf der Basis der dokumentarischen Methode. In: Bohnsack, R./Nentwig-Gesemann, I./Nohl, A.-M. (Hrsg.): Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Opladen, S. 323-337.
- Bohnsack, R. (2003): Dokumentarische Methode und sozialwissenschaftliche Hermeneutik. In: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft (ZfE), Jg. 6, Heft 4/2003, S. 480-505.
- Bohnsack, R. (2006) (erscheint): Mannheims Wissenssoziologie als Methode. In: Tänzler, D./Knoblauch, H./Soeffner, H.-G. (Hrsg.): Neue Perspektiven in der Wissenssoziologie. Band 1: Abklärung des Wissens. Konstanz.
- Bohnsack, R./Loos, P./Schäffer, B./Stadtler, K./Wild, B. (1995): Die Suche nach Gemeinsamkeit und die Gewalt der Gruppe. Hooligans, Musikgruppen und andere Jugendcliquen. Opladen.
- Bohnsack, R./Krüger, H.-H. (Hrsg.) (2004): Schwerpunkt-Heft „Methoden der Bildinterpretation“. Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung, 2004, H. 1.
- Boothe, B. (1994/2004): Der Patient als Erzähler in der Psychotherapie. Neuauflage. Gießen.
- Borland, J. (2001): Graffiti, Paraden und Alltagskultur in Nordirland. In: Welzer, H. (Hrsg.): Das soziale Gedächtnis, Geschichte, Erneuerung, Tradierung. Hamburg, S. 276-295.
- Bräu, K. (1998): Selbständiges Lernen in der gymnasialen Oberstufe. Grundlagen – Fallbeispiele – Anregungen für die Praxis. Baltmannsweiler.
- Brüdigam, U. (2001): Strukturelle Aspekte moderner Bildungsprozesse. Das Beispiel der Star-Trek-Fans. Opladen.
- Cicourel, A. V. (1974): Theory and Method in a Study of Argentine Fertility. New York u.a.O.
- Clarke, A. E. (1991): Social Worlds/Arenas Theory as Organizational Theory. In: Maines, D.R. (ed.): Social Organization and Social Process. Essays in Honor of Anselm Strauss. New York, S. 119-158.
- Czyzewski, M. (2006): Öffentliche Kommunikation und Rechtsextremismus. Habilitationsschrift, Universität Magdeburg.
- Czyzewski, M./Dunin, K./Piotrowski, A. (1991): Cudze problemy. O waznosciltego, co niewazne. Analiza dyskursu publicznego w Polsce. Warszawa.
- Davis, H./Scase, R. (2000): Managing Creativity. The Dynamics of Work and Organization. Buckingham.

- Detka, C./Müller, M./Schütze, F. (2002): Zwischenbericht zum Forschungsprojekt „Prozessanalyse der Diabetes-Behandlung in Sachsen-Anhalt. Eine qualitative sozialwissenschaftliche Untersuchung“. ISOZ, Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg.
- Dewey, J. (1980/1934): Kunst als Erfahrung. Frankfurt a.M.
- Dilthey, W. (1924): Die Entstehung der Hermeneutik. In: Wilhelm Diltheys Gesammelte Schriften, V. Band: Die geistige Welt. Leipzig Berlin, S. 317-338.
- Flick, U. (1991): Triangulation. In: Ders. u.a. (Hrsg.): Handbuch Qualitative Sozialforschung, München, S. 432ff.
- Freud, S. (1982): Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse (1917). Neue Folge zur Einführung in die Psychoanalyse (1933). Freud-Studienausgabe in zehn Bänden. Band 1. Frankfurt a.M.
- Freud, S. (1982a): Psychologie des Unbewußten. Freud-Studienausgabe, Band III. Frankfurt a.M.
- Freud, S. (1982b): Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben. [„Der kleine Hans“]. In: Freud-Studienausgabe, Band VIII, Frankfurt a. M., S. 9-123.
- Freud, S. (1982c): Aus der Geschichte eine infantilen Neurose. [„Der Wolfsmann“]. In: Freud-Studienausgabe, Band VIII, Frankfurt a. M. S. 125-232.
- Freud, S. (1982d): Der Mann Moses und die monotheistische Religion: Drei Abhandlungen. In: Freud-Studienausgabe, Band IX, Frankfurt a. M., S. 455-581.
- Friedrich, J./Huber, W./Steinacker, P. (Hrsg.) (2006): Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge. Die vierte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft. Gütersloh.
- Frommer, J. (1988): Die Bedeutung qualitativer Methoden für die Forschung in Psychosomatischer Medizin und Psychotherapie. Ein integrativer Ansatz. In: Zeitschrift für psychosomatische Medizin und Psychoanalyse, 44. Jg., H.1, S. 72-87.
- Frommer, J./Marotzki, W./Riemann, G. (Hrsg.) (2000): Themenheft „Beratung“. Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung, H. 2.
- Frommer, J./Rennie, D. L. (Hrsg.) (2001): Qualitative Psychotherapy Research. Methods and Methodology. Themenheft der Vierteljahresschrift „Psychologische Beiträge“. PABST, Lengerich u.a.O.
- Fujimura, J. H. (1991): On Methods, Ontologies, and Representation in the Sociology of Science. Where do we stand? In: Maines, D. R. (ed.): Social Organization and Social Process. Essays in Honor of Anselm Strauss. Hawthorne, New York, S. 207-248.
- Fuchs, A./Majewski, C. (2000): Black Metal – Musiksoziologische Analyse der Darstellungsformen und –inhalte einer Subkultur. Unveröffentlichte Magisterarbeit am Institut für Soziologie der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg.
- Gardiner, M. (Hrsg.) (1982): Der Wolfsmann vom Wolfsmann. Siegmund Freuds berühmtester Fall. Frankfurt a. M.
- Garfinkel, H. (1971): Studies in Ethnomethodology. New York.
- Garfinkel, H./Lynch, M./Livingston, E. (1981): The Work of a Discovering Science Constructed with Materials from the Optically Discovered Pulsar. In: Philosophy of the Social Sciences, Vol.11, H. 1, S. 131-158.
- Geertz, C. (1973): Thick Description: Towards an Interpretive Theory of Culture. In: Ders.: The Interpretation of Cultures. Selected Essays. New York.
- Glaser, B. G./Strauss, A. (1967): The Discovery of Grounded Theory: Strategies for Qualitative Research. Chicago.
- Goffman, E. (1976): Gender Advertisement. Introduction by Vivian Gornick. New York.
- Gombrich, E. H. (1996): Die Geschichte der Kunst. Erweiterte, überarbeitete und neugestaltete 16. Ausgabe. Frankfurt a. M.
- Häbel, G. (1984): Inwieweit beeinflussen Verwaltungsroutinen wie Aktenführung die Aktivitäten von Sozialarbeitern? Unveröffentlichte Diplomarbeit im Aufbaustudiengang Supervision im Fachbereich Sozialwesen der Universität Gesamthochschule Kassel
- Hamel, R. E. (1989): Sprachkonflikt und Sprachverdrängung. Die zweisprachige Kommunikationspraxis der Otomi-Indianer in Mexico. Bern.

- Hippmann, C. (2004): Das Männerbild in der Werbung. Eine qualitative Analyse. Unveröffentlichte Magisterarbeit am Institut für Soziologie der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg.
- Hitzler, R./Bucher, T./Niederbacher, A. (2001): Leben in Szenen. Formen jugendlicher Vergemeinschaftung heute. Opladen.
- Honer, A. (1993): Lebensweltliche Ethnographie. Ein explorativ-interpretativer Forschungsansatz am Beispiel von Heimwerker-Wissen. Wiesbaden.
- Honer, A. (1999): Bausteine zu einer lebensweltorientierten Wissenssoziologie. In: Hitzler, R./Reichert, J./Schröder, N. (Hrsg.): Hermeneutische Wissenssoziologie. Standpunkte zur Theorie der Interpretation. Konstanz.
- Huf, C. (2005): Didaktische Arrangements aus der Perspektive von SchulanfängerInnen. Eine ethnographische Feldstudie über Alltagspraktiken, Deutungsmuster und Handlungsperspektiven von SchülerInnen der Eingangsstufe der Bielefelder Laborschule. Bad Heilbrunn.
- Imdahl, M. (1981): Bildautonomie und Wirklichkeit. Mittenwald.
- Imdahl, M. (1990): Erläuterungen zur modernen Kunst. Sechzig Texte von Max Imdahl, seinen Freunden und Schülern. Kunstsammlung der Ruhruniversität Bochum.
- Jahoda, M./Lazersfeld, P./Zeisel, H. (1933/1975): Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch. Frankfurt a.M.
- Kallmeyer, W. (1993): Wo bleibt der Kontext? Zur computergestützten Arbeit mit ethnographischen Korpora. In: LiLi. Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 23, H. 90/91, S. 88-103.
- Kallmeyer, W. (1987): Stadtsprache als ein Schwerpunkt soziolinguistischer Forschung in Europa. In: Ammon, U./Mattheier, K. J./Nelde, P.H. (Hrsg.): Sociolinguistica. Bd. 1, Brennpunkte der Soziolinguistik, Tübingen, S. 80-99.
- Kallmeyer, W. (1988): Konversationsanalytische Beschreibung. In: Ammon, U./Dittmar, N./Mattheier, K.J. (Hrsg.): Soziolinguistik/Sociolinguistics. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft. 2. Halbband. Berlin New York, S. 1095-1108.
- Kallmeyer, W. (Hrsg.) (1994): Kommunikation in der Stadt. Teil 1: Exemplarische Analysen des Sprachverhaltens in Mannheim. Berlin und New York.
- Kallmeyer, W. (Hrsg.) (1996): Gesprächsrhetorik. Rhetorische Verfahren im Gesprächsprozess. Tübingen.
- Kallmeyer, W. (2000): Beraten und Betreuen. Zur gesprächsanalytischen Untersuchung von helfenden Interaktionen. In: Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung (ZBBS) 1, H. 2, S. 227-252.
- Kallmeyer, W. (2001): Perspektivenumkehrung als Element des emanzipatorischen Stils in Migrantengruppen. In: Jakobs, E.-M./Rothkegel, A. (Hrsg.): Perspektiven auf Stil. Tübingen 2001, S. 401-422.
- Kallmeyer, W.: Keim, Inken; 1986: Formulierungsweise, Kontextualisierung und soziale Identität. Dargestellt am Beispiel des formelhaften Sprechens. In: LiLi. Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 16, H. 64, 98-126.
- Kallmeyer, W./Keim, I. (2003): Eigenschaften von sozialen Stilen der Kommunikation: Am Beispiel einer türkischen Migrantinnengruppe. In: Erfurt, J. (Hrsg.): „Multisprech“: Hybridität, Variation, Identität. OBST 65, S. 35-56.
- Kallmeyer, W./Schütze, F. (1976): Konversationsanalyse. In: Studium Linguistik 1, S. 1-28.
- Kallmeyer, W./Schütze, F. (1977): Zur Konstitution von Kommunikationsschemata der Sachverhaltsdarstellung. Dargestellt am Beispiel von Erzählungen und Beschreibungen. In: Wegner, D. (Hrsg.): Gesprächsanalysen, Hamburg, S. 159-274.
- Keim, I. (1995): Kommunikation in der Stadt. Teil 3: Kommunikative Stilistik einer sozialen Welt „kleiner Leute“ in der Mannheimer Innenstadt. Berlin New York.
- Keim, I. (2001): Die Powergirls. Aspekte des kommunikativen Stils einer Migrantinnen-Gruppe aus Mannheim. In: Jakobs, E./Rotkegel, A. (Hrsg.): Perspektiven auf Stil. Akten des Kolloquiums zum 60. Geburtstag von Barbara Sandig. Tübingen, S. 375-400.

- Klandermans, B. (1997): *The Social Psychology of Protest*. Oxford and Cambridge.
- Knierim, A. (1999): *Coaching and Produktentwicklung. Beobachtungsprozesse im Designmanagement*. Dissertation am Fachbereich Wirtschaftswissenschaften der Universität Gesamthochschule Kassel.
- Kreitz, R. (2000): *Vom biografischen Sinn des Studierens. Die Herausbildung fachlicher Identität im Studium der Biologie*. Opladen.
- Labov, W. (1972): *The Transformation of Experience in Narrative Syntax*. In: Ders.: *Language in the Inner-City: Studies in the Black English Vernacular*. Philadelphia, S. 254-296.
- Labov, W./Waletzky, J. (1973): *Erzählanalyse: mündliche Versionen persönlicher Erfahrung*. In: Ihwe, J. (Hrsg.): *Literaturwissenschaft und Linguistik*. Bd. 2, Frankfurt a. M., S. 78-126.
- Luckmann, B. 1970: *The Small Life Worlds of Modern Man*. In: *Social Research*, No. 4/1970, S. 580-596.
- Luif, V./Thoma, G./Boothe, B. (Hrsg.) (2006): *Beschreiben – Erschließen – Erläutern. Psychotherapieforschung als Qualitative Wissenschaft*. Lengerich u.a.O.
- Luzsas, E. (1994): *Biographisch relevante Interaktionsbeziehungen im narrativen Interview und in den Briefen eines forensischen Patienten an seine Behandler*. Unveröffentlichte Diplomarbeit im Aufbaustudiengang „Soziale Therapie“ des Fachbereichs Sozialwesen der Universität Gesamthochschule Kassel.
- Lynch, M. (1985): *Art and Artifact in Laboratory Science. A Study of Shop Work and Shop Talk in a Research Laboratory*. London u.a.O.
- Lynd, R. S./Lynd, H. M. (1929/1956): *Middletown. A Study in Modern American Culture*. New York.
- Lynd, R. S./Lynd, H. M. (1937): *Middletown in Transition. A Study in Cultural Conflicts*. New York.
- Mannheim, K. (1964): *Beiträge zu einer Theorie der Weltanschauungsinterpretation*. In: Ders.: *Wissenssoziologie*. Neuwied, Berlin, S. 91-154.
- Marotzki, W. (1990): *Entwurf einer strukturalen Bildungstheorie. Biographietheoretische Auslegungen von Bildungsprozessen in komplexen Gesellschaften*. Weinheim.
- Marotzki, W./Meister, D. M./Sander, U. (Hrsg.) (2000): *Zum Bildungswert des Internet. Bildungsräume digitaler Welten*. Band 1. Opladen.
- Marotzki, W./Sandbothe, M. (Hrsg.) (2000): *Subjektivität und Öffentlichkeit. Kulturwissenschaftliche Grundlagensprobleme virtueller Welten*. Köln.
- Mecheril, P. (2003): *Prekäre Verhältnisse: Über die natio-ethno-kulturelle (Mehrfach-) Zugehörigkeit*. Münster.
- Mead, G. H.: *Geist, Identität und Gesellschaft*. Frankfurt a. M.
- Metzing, D. (1976): *Argumentationsanalyse*. In: *Studium Linguistik*, Jg. 1, H. 2, S. 1-24.
- Meuser, M./Nagel, U. (1991): *ExpertInneninterviews – vielfach erprobt, wenig bedacht*. In: Garz, D. et al. (Hrsg.): *Qualitativ-empirische Sozialforschung*. Opladen, S. 441-471.
- Meuser, M./Nagel, U. (1996): *Das Experteninterview – Wissenssoziologische Grundlagen und methodische Durchführung*. In: Friebertshäuser, B. Prengel, A. (Hrsg.): *Handbuch qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft*. München, S. 481-491.
- Mondada, L./Schütze, F. (Hrsg.) (2004): *Soziale Interaktion und die Herstellung von Wissenschaft*. Themenheft der Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung, H. 2.
- Müller, M. 2006 (erscheint): *Von der Fürsorge in die soziale Arbeit. Fallstudien zur Berufsbiographie und den Orientierungskernen des beruflichen Handelns in zwei Gesellschaftsformationen*. ZBBS-Buchreihe, Leverkusen.
- Oevermann, U. (1986/1987): *Eugène Delacroix – biographische Konstellation und künstlerisches Handeln*. In: *Georg Büchner Jahrbuch* 6, S. 12-58.
- Otten, A. (2000): *„Supervision Lernen“ als professionskritischer Wandlungsprozess. Zum Vergleich der Supervisionsausbildung an Universitäten, Akademien und Instituten*. Dissertation, Institut für Soziologie, Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg.

- Panowski, E. (1939/1980): Studien zur Ikonologie, Humanistische Themen in der Geschichte der Renaissance. Köln.
- Panowski, E. (1977): Kunsttheorie und Einzelwerk. Köln, Wien.
- Park, R. E. (1967): On Social Control and Collective Behavior. Selected Papers. Edited and with an Introduction by Ralph H. Turner. Chicago, London.
- Perelman, C./Olbrechts-Tyteca, L. (1969): The New Rhetoric. A Treatise in Argumentation. Notre Dam London.
- Prokopp, K. (2000): Die Innenseite der Schulreform. Fallstudie der Weiterentwicklung einer integrierten Gesamtschule in Hessen während der Jahre 1979-1993 im Anschluß an die Institutionalisierung der Gesamtschulreform. Dissertation. Fakultät für Geistes-Sozial- und Erziehungswissenschaften der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg.
- Rammstedt, O. (1966): Sekte und soziale Bewegung. Soziologische Analyse der Täufer in Münster (1534/35). Köln, Opladen.
- Reim, T. (1996): Die Weiterbildung zum Sozialtherapeutenberuf. Bedeutsamkeit und Folgen für Biographie, professionelle Identität und Berufspraxis. Eine empirische Untersuchung von Professionalisierungstendenzen auf der Basis narrativ-autobiographischer Interviews. Dissertation am Fachbereich Sozialwesen der Universität Gesamthochschule Kassel.
- Reitemeier, U. (2006) (erscheint): Aussiedler treffen auf Einheimische. Paradoxien der interaktiven Identitätsarbeit und Vorenthaltung der Marginalitätszuschreibung in Situationen zwischen Aussiedlern und Binnendeutschen. Tübingen.
- Richter, O. (1994): Einblicke in die Arbeit von SozialarbeiterInnen und ErzieherInnen in der Kinder- und Jugendpsychiatrie. Eine Studie auf der Grundlage narrativer Interviews. Diplomarbeit am Fachbereich Sozialwesen der Universität Gesamthochschule Kassel.
- Rickert, H. (1899): Kulturwissenschaft und Naturwissenschaft. Freiburg.
- Rickert, H. (1929): Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung. 5. Auflage, Tübingen.
- Riemann, G. (1987): Das Fremdwerden der eigenen Biographie. Narrative Interviews mit psychiatrischen Patienten. München.
- Riemann, G. (2000): Die Arbeit in der sozialpädagogischen Familienberatung. Weinheim, München.
- Riemann, G. (2004): Die Befremdung der eigenen Praxis. In: Hanses, A. (Hrsg.): Biographie und Soziale Arbeit. Institutionelle und biographische Konstruktionen von Wirklichkeit. Baltmannsweiler, S. 190-208.
- Riemann, G. (2005a): Zur Bedeutung von Forschungswerkstätten in der Tradition von Anselm Strauss. Mittagsvorlesung auf dem 1. Berliner Methodentreffen Qualitative Forschung, FU Berlin, 24. und 25. Juni 2005. Verfügbar über: <http://www.berliner-methodentreffen.de/material/2005/riemann.pdf>
- Riemann, G. (2005b): Zur Bedeutung ethnographischer und erzählanalytischer Arbeitsweisen für die (Selbst-)Reflexion professioneller Arbeit. Ein Erfahrungsbericht. In: Völter, B./Dausien, B./Lutz, H./Rosenthal, G. (Hrsg.): Biographieforschung im Diskurs. Wiesbaden, S. 248-270
- Riemann, G./Schütze, F. (1991): „Trajectory“ as a Basic Theoretical Concept for Analyzing Suffering and Disorderly Social Processes. In: Maines, D. R. (Hrsg.): Social Organization and Social Process. Essays in Honor of Anselm Strauss. Hawthorne, N.Y., 333-357.
- Schrecker, F. (1991): Ethnomethodologie des Fremdsprachenunterrichts. Dissertation am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften der Universität Gesamthochschule Kassel.
- Schütz, A. (1971): Wissenschaftliche Interpretation und Alltagsverständnis wissenschaftlichen Handelns. In: Ders., Gesammelte Aufsätze. Band I: Das Problem der sozialen Wirklichkeit. Martinus Nijhoff, Den Haag, S. 1-54
- Schütz, A. (1971): Gesammelte Aufsätze. Band I: Das Problem der sozialen Realität. Band II: Studien zur soziologischen Theorie. Den Haag.
- Schütz, A. (1972): Der gut informierte Bürger. In: Ders.: Gesammelte Aufsätze, Bd. II, Studien zur soziologischen Theorie. Den Haag, S. 85-101.

- Schütz, A. (1972a): Der Fremde. In: Ders.: Gesammelte Aufsätze, Bd. II, Studien zur soziologischen Theorie. Den Haag, S. 53-69.
- Schütz, A. (1972b): Der Heimkehrer. In: Ders.: Gesammelte Aufsätze, Bd. II, Studien zur soziologischen Theorie. Den Haag, S. 70-84.
- Schütze, F. (1975): Sprache soziologisch gesehen. Bd. 1: Strategien sprachbezogenen Denkens innerhalb und im Umkreis der Soziologie. Bd. 2: Sprache als Indikator für egalitäre und nicht-egalitäre Sozialbeziehungen. München.
- Schütze, F. (1978): Strategische Interaktion im Verwaltungsgericht – eine soziolinguistische Analyse zum Kommunikationsverlauf im Verfahren zur Anerkennung als Wehrdienstverweigerer. In: Hassemer, W./Hoffmann-Riem, W./Weiss, M. (Hrsg.): Interaktion vor Gericht. Schriften der Vereinigung für Rechtssoziologie. Bd. 2, Baden-Baden, S. 19-100.
- Schütze, F. (1980): Interaktionspostulate am Beispiel literarischer Texte (Dostojewski, Kafka, Handke u.a.) In: Hess-Lüttich, E. W.B. (Hrsg.): Literatur und Konversation. Sprachsoziologie und Pragmatik in der Literaturwissenschaft. Wiesbaden, S. 72-94.
- Schütze, F. (1981): Prozessstrukturen des Lebensablaufs. In: Matthes, J. et al. (Hrsg.): Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive. Kolloquium am sozialwissenschaftlichen Forschungszentrum der Universität Erlangen-Nürnberg. Nürnberg, S. 67-156.
- Schütze, F. (1983): Biographieforschung und narratives Interview. In: Neue Praxis, Jg. 13, H. 3, S. 283-293.
- Schütze, F. (1984): Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens. In: Kohli, M./Robert, G. (Hrsg.): Biographie und soziale Wirklichkeit. Stuttgart, S. 78 – 117.
- Schütze, F. (1987): Das narrative Interview in Interaktionsfeldstudien: Erzähltheoretische Grundlagen. Teil I: Merkmale von Alltagserzählungen und was wir mit ihrer Hilfe erkennen können. Studienbrief der Fernuniversität Hagen.
- Schütze, F. (1987a): Symbolischer Interaktionismus. In: Ammon, U./Dittmar, N./Mattheier, K. J. (Hrsg.): Sociolinguistics/Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft. Erster Halbband. Berlin, New York, S. 520-553.
- Schütze, F. (1989): Kollektive Verlaufskurve oder kollektiver Wandlungsprozess. In: Bios, H. 1, 1989, S. 31-109.
- Schütze, F. (1991): Biographieanalyse eines Müllerlebens – Innovationsbereitschaft als Familientradition und Lebensführungshabitus: Wie die Müllerfamilie Berger die Krisen des Mühlensterbens um die Jahrhundertwende und in den Fünfziger Jahren überwunden hat. In: Scholz, H.-D. (Hrsg.): Wasser- und Windmühlen in Kurhessen und Waldeck-Pyrmont, Kaufungen bei Kassel, S. 206-227.
- Schütze, F. (1992): Pressure and Guilt: War Experiences of a Young German Soldier and their Biographical Implications. Part 1 and 2. In: International Sociology. Vol. 7, No. 2 and 3., S. 187-208, 347-367.
- Schütze, F. (1993): Die Fallanalyse. Zur wissenschaftlichen Fundierung einer klassischen Methode der sozialen Arbeit. In: Rauschenbach, T., et al. (Hrsg.): Der sozialpädagogische Blick. Lebensweltorientierte Methoden in der Sozialen Arbeit. Weinheim, München, S. 191-221.
- Schütze, F. (1994): Das Paradoxe in Felix' Leben als Ausdruck eines „wilden“ Wandlungsprozesses. In: Koller, H.-C./Kokemohr, R. (Hrsg.): Biographie als Text. Weinheim, S. 13-60.
- Schütze, F. (1994a): Ethnographie und sozialwissenschaftliche Methoden der Feldforschung. Eine mögliche methodische Orientierung in der Ausbildung und Praxis der Sozialen Arbeit? In: Groddeck, N./Schumann, M. (Hrsg.): Modernisierung Sozialer Arbeit durch Methodenentwicklung und -reflexion. Freiburg i.B., S. 189-297.
- Schütze, F. (2000): Schwierigkeiten bei der Arbeit und Paradoxien des professionellen Handelns. Ein grundlagentheoretischer Aufriß. In: Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung 1, H. 1, S. 49-96.
- Schütze, F. (2001): Ein biographieanalytischer Beitrag zum Verständnis von kreativen Veränderungsprozessen: Die Kategorie der Wandlung. In: Burkholz, R./Gärtner, C./

- Zehentreiber, F. (Hrsg.): *Materialität des Geistes. Zur Sache Kultur – Im Diskurs mit Ulrich Oevermann*. Weilerswist, S. 137-162.
- Schütze, F. (2001a): *Symbolisch-interaktionistische Theorie und ihr Beitrag zur Analyse des Umweltschutzes*. In: Mackensen, R./Serbser, W. (Hrsg.): *Akteure beim Bodenschutz*. Opladen 2001.
- Schütze, F. (2001b): *Rätselhafte Stellen im narrativen Interview*. In: Koller, C./Marotzki, W. (Hrsg.): *Themenheft: Grundlagentheoretische Probleme qualitativer Sozialforschung*. H 1/2001, Handlung, Kultur, Interpretation.
- Schütze, F. (2002): *Das Konzept der sozialen Welt im symbolischen Interaktionismus und die Wissensorganisation in modernen Komplexgesellschaften*. In: Keim, I./Schütte, W. (Hrsg.): *Soziale Welten und kommunikative Stile*. Tübingen, S. 57-83.
- Schütze, F./Lützen, C./Schulmeyer-Herbold, U. (1993): *Unterschiede in der Berichterstattung der FR und der FAZ zu studentischen Anliegen 1968 und heute. Eine qualitative Auswertung*. In: Leuzinger-Bohleber, M./Maler, E. (Hrsg.): *Phantasie und Realität in der Spätadoleszenz. Gesellschaftliche Veränderungen und Entwicklungsprozesse bei Studierenden*. Opladen, S. 300-341.
- Spivak, G. C. (1993): *Outside in the Teaching Machine*. New York, London.
- Spector, M./Kitsuse, J. I. (2001): *Constructing Social Problems*. New Brunswick, London.
- Stonequist, E. V. (1937/1961): *The Marginal Man. A Study in Personality and Culture Conflict*. New York.
- Strauss, A. L. (1978): *Negotiations: Varieties, Contexts, Processes, and Social Order*. San Francisco.
- Strauss, A. L. (1978a): *A Social World Perspective*, In: Denzin, N.K.: *Studies in Symbolic Interaction*, Vol. 1, Conn., S. 129-145. Wiederabgedruckt in Strauss 1991, S. 233-244.
- Strauss, A. L. (1982): *Social Worlds and Legitimation Processes*. In: Denzin, N. K. (Hrsg.): *Studies in Symbolic Interaction*, Vol. 4, Conn., S. 171-190.
- Strauss, A. L. (1984): *Social Worlds and Their Segmentation*. In: Denzin, N. K. (Hrsg.): *Studies in Symbolic Interaction*, Vol. 5, Conn., S. 123-129.
- Strauss, A. L. (1985): *Work and the Division of Labor*. In: *The Sociological Quarterly* 26, H. 1, S. 1-19. Wiederabgedruckt in Strauss 1991, S. 71-98.
- Strauss, A. L. (1987): *Qualitative Analysis for Social Scientists*. Cambridge u.a.O.
- Strauss, A. L. (1991): *Creating Sociological Awareness. Collective Images and Symbolic Representation*. New Brunswick, London.
- Strauss, A. L. (1993): *Continual Permutation of Action*. New York.
- Strauss, A. L. (1998): *Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. 2. Auflage. München.
- Strauss, A. L./Glaser, B. G.: (1970): *Anguish. A Case History of a Dying Trajectory*. Mill Valley, CA.
- Strauss, A. L./Corbin, J. (1990): *Basics of Qualitative Research. Grounded Theory. Procedures and Techniques*. Newbury Park, London.
- Tiefel, S. (2004): *Beratung und Reflexion. Eine qualitative Studie zu professionellem Beratungshandeln in der Moderne*. Wiesbaden.
- Thukydides (1962): *Geschichte des Peloponnesischen Krieges*. Reinbek bei Hamburg.
- Toulmin, S. (1976): *Der Gebrauch der Argumente*. Kronberg/Ts.
- Treichel, B. (2004): *Identitätsarbeit, Sprachbiographien und Mehrsprachigkeit. Autobiographisch-narrative Interviews mit Walisern zur sprachlichen Figuration von Identität und Gesellschaft*. Frankfurt a. M.
- Turner, R. (1967): *Introduction*. In: Park, R.E.: *On Social Control and Collective Behaviour*. Chicago, London, S. IX-XLVI.
- Turner, V. (1974): *Hidalgo: History as Social Drama*. In: Ders.: *Dramas, Fields, and Metaphors. Symbolic Action in Human Society*. Ithaca, London, S. 98-155.
- Turner, V./Turner, E. L.B. (1978): *Image and Pilgrimage in Christian Culture*. New York.
- Weber, M. (1920): *Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus*. In: Ders., *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie*, Bd. 1. Tübingen, S. 17-206.

- Wiener, C. L. (1991): Arenas and Careers: The Complex Interweaving of Personal and Organizational Destiny. In: Maines, D.R. (ed.): *Social Organization and Social Process. Essays in Honor of Anselm Strauss*. Hawthorne, New York, S. 175-188.
- Wiesemann, J. (2000): *Lernen als Alltagspraxis. Lernformen von Kindern an einer freien Schule*. Bad Heilbrunn.
- Williams, C. (2002): *Sugar and Slate*. Aberistwyth.
- Williams, D. (1971): *The Rebecca Riots. A Study in Agrarian Discontent*. Cardiff.
- Windelband, W. (1924): *Geschichte und Naturwissenschaft*. In: Ders.: *Präludien, Aufsätze und Reden zur Philosophie und Geschichte*. Zweiter Band. 9. Aufl., Tübingen, S. 136-160.
- Wohlrapp, H. (1975): *Analytische versus konstruktive Wissenschaftstheorie*. In: *Zeitschrift für allgemeine Wissenschaftstheorie*. Bd. VI, H. 2, S. 252-275.
- Zetterberg, H. L. (1962): *Theorie, Forschung und Praxis in der Soziologie*. In: König, R. (Hrsg.): *Handbuch der empirischen Sozialforschung*, Bd. 1. Stuttgart, S. 64-104.
- Zocher, U. (2000): *Entdeckendes Lernen lernen. Zur unterrichtspraktischen Umsetzung eines didaktischen Konzeptes in Unterricht und Lehrerfortbildung*. Donauwörth.

Nicolle Pfaff

Triangulation standardisierter und nicht standardisierter Forschungsmethoden – Eine Studie aus der Jugendforschung

Triangulation of Standardized and Non-Standardized Research Methods – A study in the field of youth research

Zusammenfassung:

Dieser Beitrag plädiert für eine gegenstandsbezogene Anwendung von Forschungsmethoden in den Sozialwissenschaften – und zwar unter Aufgabe des unfruchtbaren Schulstreits zwischen Anhängern unterschiedlicher Forschungstraditionen. Am Beispiel einer Forschungsfrage aus dem Bereich der Jugendforschung werden die Möglichkeiten der Triangulation standardisierter und nicht standardisierter Forschungsstrategien anschaulich gemacht und diskutiert. Die Studie, an deren Beispiel die Bedingungen und Chancen multimethodischer Studien in diesem Beitrag diskutiert werden sollen, fragt nach der Bedeutung jugendkultureller Stile und Szenen im Prozess der politischen Sozialisation Jugendlicher. Die Darstellung der Methodentriangulation in dieser Untersuchung geschieht vor dem Hintergrund einer knappen Skizze des Positivismusstreits und seiner Folgen und der Beschreibung aktueller Konzepte der Verbindung standardisierter und nicht standardisierter Zugänge mit dem Ziel, abschließend Möglichkeiten und Grenzen einer gegenstandsbezogenen Methodentriangulation zu skizzieren.

Schlagerworte: Methodentriangulation, Forschungsmethoden, Jugendforschung, Jugendkultur, politische Sozialisation

Abstract:

This paper pleads for an object-oriented use of research methods in the social sciences – and for abandoning the fruitless controversy between advocates of different research traditions. Based on a research question in the field of youth research, the potential inherent in the triangulation of quantitative and qualitative research strategies is highlighted and discussed. A study dealing with styles and scenes in youth culture and their relevance for young people's political socialization is taken as an example illustrating the constraints and the potential of studies that make use of a variety of methods. As a background for the presentation of the triangulation of methods, a short outline of the debate about positivism and its consequences is given as well as a description of current concepts that combine standardized and non-standardized approaches, leading up to a final summary of the potential and the challenges of an object-oriented triangulation of research methods.

Keywords: triangulation of research methods, methodology, youth research, youth culture, political socialization

Für verschiedene sozialwissenschaftliche Forschungsgebiete wird immer wieder festgestellt, dass die Disziplinen sowohl auf empirisch-analytische als auch auf hermeneutische Methoden angewiesen sind (vgl. z.B. Jahoda/Lazarsfeld 1979 für die Soziologie; Roth 1975 für die Erziehungswissenschaft, Groeben 1986 für die Psychologie, Tegethoff 1999 für die Sozialisationsforschung). Dennoch sind Forschungsdesigns, die beide Zugänge zu verbinden suchen, in fast allen Forschungsbereichen noch immer wenig verbreitet. Über vierzig Jahre nach Beginn des Positivismusstreits und lange nach der Etablierung und Ausdifferenzierung einer Vielzahl methodologisch reflektierter und methodisch kontrollierter qualitativer Forschungsstrategien bestehen bei einem Großteil der Akteure in den Disziplinen Soziologie, Psychologie und Erziehungswissenschaft noch immer methodische Präferenzen entweder für standardisierte oder für nicht standardisierte Methoden, die oft mit Vorbehalten gegenüber den Leistungen der jeweils anderen Forschungstradition einhergehen.

Dieser Beitrag schließt an die in den letzten Jahren erstarkte Diskussion um eine Verbindung beider sozialwissenschaftlicher Zugänge an und plädiert für einen gegenstandsbezogenen Methodeneinsatz unter Aufgabe bestehender methodologischer Grabenkämpfe. Einleitend geht es dabei um methodologische und methodische Differenzen zwischen standardisierten und nicht standardisierten Forschungsmethoden (1) sowie um eine Skizze bestehender Konzepte der Verbindung beider Perspektiven (2). Im Wesentlichen wird hier jedoch am Beispiel einer multimethodischen empirischen Studie eine Möglichkeit der Verknüpfung standardisierter und nicht standardisierter Methoden vorgestellt (3). Bedingungen und Chancen triangulativ angelegter Studien werden hier am Beispiel der Forschungsfrage diskutiert, welche Bedeutung jugendkulturellen Stilen und Szenen gegenwärtig im Prozess der politischen Sozialisation Jugendlicher zukommt. Diesem Gegenstand näherte sich die hier dargestellten Untersuchung in der komplementären Anwendung eines Jugendsurveys und einer Gruppendiskussionsstudie, deren Ergebnisse auszugsweise vor dem Hintergrund der Forschungsfrage und des Untersuchungsdesigns beschrieben werden. Abschließend (4) werden die Möglichkeiten und Grenzen der Triangulation von standardisierten und nicht standardisierten Zugängen diskutiert.

1. Quantitative vs. Qualitative Sozialforschung – Geschichte und Folgen eines Methodenstreits

Die polarisierende Gegenüberstellung von ‚qualitativen‘ und ‚quantitativen‘ Zugängen in der Sozialforschung ist das Resultat einer Auseinandersetzung über die Rolle der Sozialwissenschaften in der Gesellschaft, über das Verhältnis von Theorie und ‚Erfahrung‘ bzw. Theorie und Praxis in den Sozialwissenschaften sowie über die erkenntnistheoretischen Bedingungen empirischen Arbeitens (vgl. Adorno/Albert/Dahrendorf 1969; Dahms 1994). Im sogenannten Positivismusstreit wurden in der deutschen Soziologie der 1960er Jahre die Grundannahmen der einheitswissenschaftlichen Position des kritischen Rationalismus, wie er zu dieser Zeit u.a. von Popper (1969) und Albert (1969) vertreten wurde, infrage gestellt. Die Kritik namhafter Vertreter der kritisch-dialektischen Position (vgl. z.B.

Habermas 1968; Adorno 1969) wies darauf hin, dass dieser die Realität der sozialen Welt nur unzureichend beschreiben könne und ihrer Erfassung durch die empirischen Sozialwissenschaften nur wenig dienlich sei.

Im Anschluss an diese wissenschaftstheoretische Auseinandersetzung setzte zu Beginn der 1970er Jahre eine intensive Methodendebatte ein, die zwar einerseits zu einer stärkeren Verwendung und Akzeptanz qualitativer Zugänge in Soziologie, Psychologie und Erziehungswissenschaft führte, andererseits jedoch standardisierte und nicht standardisierte Zugängen als einander ausschließende Methodologien thematisierte und damit dazu beitrug, dass sich beide Forschungstraditionen in der Folgezeit weitgehend getrennt voneinander entwickelten (vgl. Wolf 1995; Engler 1997; Erzberger 1998).

Die Vielfalt der Argumente und die inhaltliche Breite dieser Debatten prägen bis heute den Katalog der Kriterien, die zur Unterscheidung beider Zugänge herangezogen werden (vgl. z.B. Schnell u.a. 1992; Erzberger 1998). Dazu gehören bspw. die Konstruktion des Gegenstandes durch eine Methode, deren Umgang mit Begriffen, Vorannahmen und Theorien, die Konstruktion des Samples oder auch die allgemeine Abfolge einzelner Untersuchungsschritte.

In verkürzt vorgetragenen Gegenüberstellungen von Grundsätzen und Grundannahmen standardisierter und nicht standardisierter Verfahren werden dabei bis heute jene Positionen vertreten, die die Auseinandersetzung zwischen den Positionen des kritischen Rationalismus und der Frankfurter Schule in den 1960er Jahren kennzeichneten. Dabei wurde neben den Inhalten auch die Diskursstruktur des Positivismusstreits tradiert. So tragen qualitative Methoden vorstellende Überblickswerke regelmäßig die Argumente der Abgrenzung vor (vgl. z.B. Lamnek 1995; Friebertshäuser/Prenzel 1997), Lehrbücher quantitativer Verfahren klammern dagegen qualitative Methoden systematisch aus der Darstellung aus (z.B. Kromrey 1990, 1998; Wellenreuter 2000).

Die Gegenüberstellung von standardisierten und nicht standardisierten Zugängen galt lange als eine unüberbrückbare Differenzierung innerhalb der empirischen Sozialwissenschaften. So schrieb etwa Filstead (1970, S. 45):

„Quantitative and qualitative methods are more than just differences between research strategies and data collection procedures. These approaches represent fundamentally different epistemological frameworks for conceptualizing the nature of knowing, social reality, and procedures for comprehending these phenomena.“

Erst in den 1980er und 1990er Jahren kam es zu Annäherungen und Vermittlungsversuchen zwischen den Positionen (vgl. Newman/Benz 1998; Prein/Erzberger 2000, S. 347f.). Diese Entwicklung hatte mehrere Ursachen: Zum einen haben sich qualitative Zugänge in den Sozialwissenschaften als methodisch und theoretisch fruchtbar erwiesen und stehen inzwischen gleichberechtigt neben standardisierten Verfahren (vgl. Krüger 2000, S. 323). Zum anderen ging in beiden Forschungstraditionen ein Prozess der internen Ausdifferenzierung von staten. Die Pluralisierung innerhalb beider Paradigmen führte zunächst zur Entwicklung von Methoden, die Verfahren beider Zugänge kombinieren, wie bspw. bei Formen der quantifizierenden Analyse von Texten (vgl. z.B. Prein/Erzberger 2000; Mayring 2001). Außerdem etablierten sich vor allem innerhalb der nicht standardisierten Forschungstradition Strategien der Verknüpfung verschiedener Verfahren (vgl. Denzin 1978; Flick 2004; Engler 1997).

Darüber hinaus realisierten einzelne soziologische und auch erziehungswissenschaftliche Studien ungeachtet der starken methodologischen, methodischen

und institutionellen Trennung zwischen den Traditionen erfolgreich die Kombination standardisierter und nicht standardisierter Zugänge (vgl. z.B. Jahoda/Lazarsfeld/Zeisel 1982; Projektgruppe Jugendbüro 1975, 1977; Böttcher/Plath/Weishaupt 1999; Klieme/Bos 2000).

Erst im letzten Jahrzehnt wurden jedoch vermehrt konzeptuelle Arbeiten auf dem Gebiet der Verknüpfung, Verbindung oder Triangulation beider Zugänge vorgelegt (vgl. u.a. Bryman 1992; Erzberger 1998; Newman/Benz 1998; Prein/Erzberger 2000). Sie zielen auf die Überwindung der hier angedeuteten methodologischen und methodischen Differenzen in den Sozialwissenschaften, die in der Folge des Positivismusstreits in den 1960er Jahren in den Sozialwissenschaften zur getrennten Entwicklung der beiden sich wechselseitig voneinander abgrenzenden Forschungstraditionen geführt haben.

2. Multimethodische Studien – Konzepte für komplexe Untersuchungsdesigns

In der methodologischen Diskussion um die Möglichkeiten der Verknüpfung von standardisierten und nicht standardisierten Zugängen stehen sich, grob zusammengefasst, zwei Auffassungen von Triangulation¹ gegenüber: Einerseits fassen so genannte Konvergenzmodelle die Verknüpfung von Methoden als Strategie der Validierung von Forschungsergebnissen (vgl. u.a. Denzin 1978; Newman/Benz 1998; Klieme/Bos 2000) bzw. (in der ursprünglichen Fassung) als Konzept der Evaluation wissenschaftlicher Verfahren (Campbell/Fiske 1959; Webb u.a. 1966). Andererseits geht es um die Herstellung eines „kaleidoskopartigen“ (Köckeis-Stangel 1980, S. 363) Gesamtbildes von einem Gegenstand durch die Kombination verschiedener Zugänge (vgl. z.B. Burges 1927; Barton/Lazarsfeld 1979; Bryman 1992; Kelle/Erzberger 1999; Prein/Erzberger 2000). Dazu zählen, wenn auch mit unterschiedlichen methodologischen Grundannahmen, Phasenmodelle und Konzepte, die von der Komplementarität von mit unterschiedlichen Methoden gewonnenen Ergebnissen ausgehen.

In *Konvergenzmodellen*, wie dem von Denzin (1978) formulierten, dient die Anwendung unterschiedlicher Methoden vor allem dazu, die Validität von Feldforschungen zu maximieren². Der Vorschlag der Validierung von Forschungsergebnissen durch Methodentriangulation zielt auf Konvergenz, d.h. auf Übereinstimmung von mit standardisierten und nicht standardisierten Methoden gewonnenen Ergebnissen (vgl. Prein/Erzberger 2000). Die Bezeichnung Triangulation als Metapher für die Kombination verschiedener Verfahren wurde von Campbell und Fiske (1959) im Kontext einer Theorie psychologischer Tests als Begriff für die Aufeinanderfolge mehrerer quantitativer Messungen mit verschiedenen Messinstrumenten eingeführt (vgl. auch Webb u.a. 1966). Denzin machte den Triangulationsbegriff vor allem für die qualitative Sozialforschung nutzbar (Denzin 1978; vgl. Flick 2004) und öffnete ihn in methodischer Hinsicht auch für die Kombination nicht standardisierter und standardisierter Verfahren. Ging es Campbell und Fiske (1959) sowie Webb u.a. (1966) jedoch bei der Triangulation verschiedener Messinstrumente gerade darum, die Spezifik der Konstruktion eines Gegenstandes durch eine spezielle Methode zu prüfen und damit um die Evaluation von

Methoden, vernachlässigt Denzin (1978) in seinen Darstellungen zur methodologischen Triangulation das Problem der Reaktivität von Methoden (vgl. Erzberger 1998; Kelle/Erzberger 1999). Die breite Kritik an seinem Konzept weist darauf hin, dass aus verschiedenen Theorietraditionen hervorgehende Methoden Gegenstände unterschiedlich konstruieren und durch ihre Kombination zwar das Blickfeld auf ein Phänomen erweitert, nicht aber die Validität der Ergebnisse erhöht werden könne (vgl. Fielding/Fielding 1986).

Demgegenüber liegt für *Phasen- und Komplementaritätsmodelle* gerade in der spezifischen Art und Weise, in der eine Methode einen Gegenstand konstruiert und beobachtet der Reiz des kombinierten Methodeneinsatzes.

Zu den wohl bekanntesten Konzepten der Triangulation standardisierter und nicht standardisierter Verfahren zählt das Phasenmodell von Barton und Lazarsfeld (1997). Sie nehmen in ihrer Konzeption der Verknüpfung qualitativer und quantitativer Methoden eine zeitliche und auch eine hierarchische Ordnung der Methoden vor. Dieses Modell weist den Zugängen im Untersuchungsablauf je einen spezifischen Gegenstandsbereich zu. Qualitative Methoden dienen nach Barton und Lazarsfeld (ebd.) der Generierung neuer Forschungsfragen und der Erkundung und detaillierten Beschreibung des Untersuchungsgegenstands, wohingegen nur mit Hilfe von quantitativen Verfahren die kontrollierte Fundierung und Überprüfung der so gewonnenen Annahmen über die soziale Wirklichkeit gewährleistet werden kann. Das Konzept schreibt so quantitativen Forschungsmethoden die entscheidende Rolle im Forschungsprozess zu (vgl. Kelle/Erzberger 1999, S. 509ff.) und steht damit im Widerspruch zum Anspruch der qualitativen Sozialforschung, Instrumente der Theoriebildung bereitzustellen. Das Phasenmodell von Lazarsfeld und Barton (1979) trifft damit eine Leerstelle in der Konzeption quantitativer Untersuchungen, da der Prozess der Hypothesengewinnung durch das Phasenmodell methodisch kontrolliert und die Gefahr der Entwicklung einseitiger bzw. der Komplexität des Gegenstandes unangemessener Annahmen reduziert werden. Dieses Modell ist forschungspraktisch derzeit das meist realisierte Programm der Triangulation standardisierter und nicht standardisierter Teilstudien, wobei die eindeutige Präferenz für eine Seite der Methodenlandschaft schrittweise aufgegeben wurde. In neueren Konzeptionen der Kombination beider Zugänge, und auch in der in diesem Beitrag vorgestellten Studie, gehen standardisierte Suveystudien hermeneutisch orientierten Fallstudien voran (vgl. z.B. Erzberger 1998). Insgesamt kann der sequentielle Einsatz qualitativer und quantitativer Methoden innerhalb eines Untersuchungsdesigns unter methodologischen Gesichtspunkten als die unproblematischste Form der Methodentriangulation bewertet werden, da es hierbei nicht zu unzulässigen Vermischungen der Forschungslogiken kommt, sondern die verschiedenen Teilstudien zumeist gesondert voneinander realisiert werden (vgl. Bryman 1992; Treuman 2000).

Auf der Annahme, dass verschiedene Methoden einen Gegenstand je spezifisch konstruieren, basieren Ansätze der Methodentriangulation, die auf die gegenseitige Ergänzung, d.h. auf Komplementarität von mit standardisierten und nicht standardisierten Methoden gewonnenen Forschungsergebnissen setzen (vgl. Devereux 1978; Fielding/Fielding 1986; Bryman 1992; Erzberger 1998; Kelle/Erzberger 1999). Sie gehen anders als Phasenmodelle davon aus, dass verschiedene methodische Zugänge der Beobachtung und Untersuchung unterschiedlicher Gegenstände vorbehalten sind. Oft wird mit dieser Annahme eine Zuordnung der Analyse von Handlungskontexten und -folgen bzw. von Makroprozessen an die standardisierte Sozialforschung vorgenommen, der die Untersuchung von subjek-

tiven Handlungsintentionen oder Mikroprozessen durch die nicht standardisierte Sozialforschung gegenübersteht (vgl. Erzberger 1998; Prein/Erzberger 2000). Die Verfechter dieses Modells vertreten das Konzept einer „Arbeitsteilung zwischen den Methoden“ (Erzberger 1998, S. 137), bei dem blinde Flecken einer Methode durch die jeweils andere ausgeglichen werden – wobei jedoch kaum Studien den Anspruch vertreten, einen Gegenstand mit Hilfe von Methodentriangulation umfassend abzubilden. Der Einsatz von Forschungsprogrammen und -methoden wird in *Komplementaritätsmodellen* durch den Gegenstand selbst bestimmt. Dabei sollen die Zugänge separat voneinander auf den Gegenstand angewandt werden, um forschungslogische Standpunkte und methodische Instrumentarien nicht zu vermischen (vgl. Devereux 1978). In diesen Zusammenhang gehören vor allem Konzepte der Integration von Forschungsergebnissen aus Untersuchungen, in denen verschiedene methodische Ansätze parallel in einem Untersuchungsdesign eingesetzt werden, wie sie z.B. Kelle und Erzberger (1999) vertreten (vgl. auch Bryman 1992). Ansätze wie diese gehen davon aus, dass der Komplexität sozialer Phänomene allein durch die Integration von mit qualitativen und quantitativen Methoden gewonnenen Ergebnissen Rechnung getragen werden kann. Der sich dabei entfaltende ‚Synergieeffekt‘ entsteht jedoch, wie Erzberger (1998, S. 137ff.) verdeutlicht, erst „durch die Bereitstellung eines theoretischen Rahmens, in den die Ergebnisse eingebettet werden können“.

3. Ein Beispiel aus der Jugendforschung: Jugendkultur und Politisierung

Im Folgenden soll die Anwendung von nicht validierend angelegten Triangulationskonzepten am Beispiel einer multimethodischen Untersuchung aus dem Gebiet der Jugendforschung vorgestellt werden (vgl. Pfaff 2006). Die empirische Studie untersucht auf der Basis eines zweischrittigen Forschungsdesigns die Bedeutung jugendkultureller Kontexte für die politische Sozialisation im Jugendalter. Auf der Basis eines Jugendsurveys geht es dabei darum, ob adoleszente Jugendliche in jugendkulturellen Kontexte politische Orientierungen erwerben. Vergleichend angelegte Gruppenstudien aus zwei ausgewählten Jugendszenen fragen darüber hinaus mit Hilfe der dokumentarischen Interpretation von Gruppendiskussionstexten nach der Einbettung politischer Deutungen und Orientierungen in stilspezifische jugendkulturelle Praxen.

Die folgende Darstellung geht von der Fragestellung und dem Untersuchungsdesign der Studie aus und skizziert anschließend in zwei Schritten ausgewählte Ergebnisse der standardisierten und der nicht standardisierten Teilstudie, wobei die Resultate jeweils vor dem Hintergrund der sie generierenden Forschungsmethoden dargestellt werden. In einem abschließenden Abschnitt erfolgt eine exemplarische Triangulation der Ergebnisse beider Teilstudien vor dem Hintergrund sozialisationstheoretischer Überlegungen.

Fragestellung und Untersuchungsdesign

Wenngleich die politischen Orientierungen von Jugendlichen schon seit geraumer Zeit ein zentrales Thema der Jugendforschung sind und mit den rechten Jugendszenen im vergangenen Jahrzehnt eine jugendkulturelle Protestwelle durch Deutschland gegangen ist, die das Thema weiter in den Mittelpunkt gerückt hat, wurde die allgemeine Bedeutung jugendkultureller Kontexte für die Entwicklung politischer Orientierungen bei deren sozialwissenschaftlicher Beobachtung weitgehend ausgeblendet (vgl. z.B. Möller 1995; Roth/Rucht 2000). Verschiedene Studien weisen auf kulturelle Ausformungen politischer Meinungen, Einstellungen, Mentalitäten und Verhaltensweisen bei Jugendlichen in Gestalt von jugendkulturellen Stilen, Praxen und Symboliken hin (vgl. etwa Nohl 2000; Weinfeld 2000; Meyer 2001; Richard 2001). Eine systematische Beschreibung der Bedeutung jugendkultureller Kontexte für die Entwicklung politischer Orientierungen bei adoleszenten Jugendlichen stand jedoch bislang noch aus und wurde mit der Studie „Jugendkultur und Politisierung“ erstmals in Angriff genommen³. Die Untersuchung verfolgte dabei zwei zentrale Ziele: einerseits die *Beschreibung von jugendkulturspezifischen politischen Einstellungen und Handlungsformen in ihrem jeweiligen Bedingungsgefüge* und andererseits die *Rekonstruktion politikbezogener Deutungen und politischer Ausdrucksformen in jugendkulturellen Kontexten*.

Theoretisch wie auch methodisch knüpft die Jugendstudie an zwei bislang weitgehend unverbundene Forschungstraditionen an. Dabei handelt es sich einerseits um die auf Theorien zur Politischen Kultur basierende politikwissenschaftliche Jugendforschung und andererseits um die gegenwärtig mit erheblichen Systematisierungsproblemen kämpfende Jugendkulturforschung. Beide Forschungslinien werden hier über sozialisierungstheoretische Annahmen zur Entwicklung politischer Orientierungen in der Gleichaltrigengruppe verbunden. Dabei geht die grundlegende Konzeption des Gegenstandsfeldes in dieser Untersuchung von der Annahme aus, dass Jugendliche in ihren Gleichaltrigengruppen vor dem Hintergrund soziohistorischer und milieuspezifischer Bedingungen über ihre Stile und ästhetische Praxen spezifische politische Orientierungen entwickeln (vgl. u.a. Möller 1995; Sünker 1996). Im Sinne einer umfassenden Beschreibung dieses Gegenstandes und im Hinblick auf die Mehrdimensionalität der Frage nach der Bedeutung jugendkultureller Kontexte für die Entwicklung politischer Orientierungen in der Adoleszenz wurden dabei in der Untersuchung standardisierte und nicht standardisierte Forschungszugänge kombiniert angewandt.

So erfolgt die Analyse der Bedeutung von Formen der jugendkulturellen Selbstverortung für die Entwicklung politischer Einstellungen in der vorliegenden Studie unter Bezug auf den Stand der Forschungen zum Thema mit den Mitteln der politikwissenschaftlichen Jugendforschung. Der kollektiven Verfasstheit, der Einbettung politischer Orientierungen in stilspezifische ästhetische Praxen und dem aktionistischen Charakter dieser Praxen geht die Untersuchung dagegen auf der Basis rekonstruktiver Zugänge zu Jugendgruppen in der Tradition der Jugendkulturforschung nach. Dem methodischen Gesamtdesign der Studie liegt damit ein komplementäres Verständnis verschiedener Forschungsmethoden zugrunde.

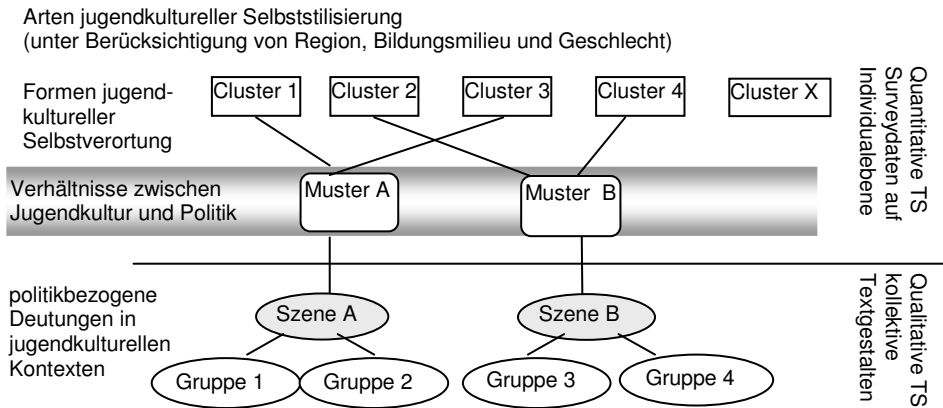


Abbildung 1: Untersuchungsdesign

Dabei untersuchte die standardisierte Teilstudie den Zusammenhang zwischen jugendkulturellen und politischen Orientierungen und zeigte auf, welche Formen jugendkultureller Selbstverortung für die Entwicklung politischer Einstellungen von Bedeutung sind⁴. Die Überprüfung der Hypothese, dass mit bestimmten Formen jugendkultureller Selbstverortung die Entwicklung spezifischer politischer Positionen einhergeht, erfolgte dabei in zwei Schritten: Erstens wurden verschiedene Formen jugendkultureller Selbstverortung mittels *Clusteranalysen* unterschieden (vgl. auch Strzoda/Zinnecker/Pfeffer 1996). Für diese wurden anschließend die politischen Einstellungen und Protesterfahrungen der Jugendlichen vergleichend untersucht. So konnte festgestellt werden, dass sich die politischen Einstellungen von Jugendlichen mit verschiedenen Formen jugendkultureller Selbstverortung voneinander unterscheiden. Zweitens wurden auf Basis dieser Ergebnisse verschiedene *Muster* des Verhältnisses zwischen Jugendkultur und Politik unterschieden und auf dieser Grundlage Bedingungsanalysen durchgeführt, die einige Formen jugendkultureller Selbstverortung als Einflüsse der Entwicklung politischer Einstellungen einbezogen.

Die rekonstruktive Teilstudie untersuchte im Anschluss daran für zwei ausgewählte Formen jugendkultureller Selbstverortung die Realisierung von deren Einfluss auf die Entwicklung politischer Einstellungen auf der Ebene der ästhetischen Handlungspraxis von Szenen. Denn die Entwicklung politischer Positionen vor dem Hintergrund einer bestimmten Selbststilisierung vollzieht sich in den jugendlichen Peergroups als eine kollektive Handlungspraxis (vgl. z.B. Bohnsack u.a. 1995; Gaffer/Liell 2001). Auf der Ebene von Gleichaltrigengruppen in jugendkulturellen Szenen wurde dabei die Einbettung politischer Orientierungen in die ästhetische Praxis und die Aktionismen der Jugendlichen in ihren stilspezifischen Gleichaltrigengruppen rekonstruiert⁵.

Beide Untersuchungsteile zielten damit in der Untersuchung auf verschiedene Dimensionen des Gegenstandes. Auf der Grundlage von Kriterien der Repräsentativität wurden dabei mittels hochgradig standardisierter Daten auf der Ebene des Individuums Aussagen über Zusammenhänge zwischen Jugendkultur

und Politisierung getroffen. Die Darstellung der Vermittlung kollektiver politischer Orientierungen über Jugendstile und deren ästhetische Praxen erfolgte im Anschluss daran mittels dokumentarischer Rekonstruktionen.

In der Studie wurden also im Sinne einer umfassenden Klärung der Forschungsfrage standardisierte und nicht standardisierte sozialwissenschaftliche Verfahren in einer Kombination angewandt. Das Untersuchungsdesign folgte dabei gleichermaßen einem Phasenmodell (indem die Auswahl der innerhalb der qualitativen Teilstudie untersuchten Szenen auf der Basis der Resultate der quantitativen Teilstudie erfolgte) wie auch einem Komplementaritätsmodell (da davon ausgegangen wird, dass beide Teilstudien spezifische Bereiche des Gegenstandes beleuchten). Dem oben dargestellten methodischen Verlauf der Studie folgt der Beitrag in der folgenden knappen Ergebnisdarstellung.

Jugendkulturelle und politische Einstellungen im Zusammenhang – Befunde des Jugendsurveys

Sollen Aussagen darüber getroffen werden, ob zwischen jugendkulturellen Stilen und Szenen politische Grenzlinien verlaufen und ob jugendkulturellen Kontexten eine Bedeutung für die Entwicklung politischer Positionen zukommt, dann geschieht dies vor dem Hintergrund konkreter Hypothesen aus Studien zu jugendkulturellen Szenen (vgl. z.B. Bohnsack u.a. 1995; Strzoda/Zinnecker/Pfeffer 1996, Eckert/Reis/Wetzstein 2000; Farin 2000; Krüger/Pfaff 2004). Diesbezüglich erschien eine repräsentative Befragung als die Untersuchungsform mit dem höchsten systematisierenden Erkenntnispotential.

Bereits Mitte der 1990er Jahre wurden auf der Basis von 2 Datensätzen aus Shell-Jugendstudien so neun Formen jugendkultureller Selbstverortung von Jugendlichen und zwei Wege unterschieden, wie sich Jugendliche gegenüber bekannten Gruppenstilen positionieren (vgl. Strzoda/Zinnecker/Pfeffer 1996). Jugendliche mit *globalen Selbstverortungsformen* positionieren sich gegenüber den jeweils abgefragten jugendkulturellen Gruppenstilen insgesamt. Sie fällen sozusagen Pauschalurteile. Entweder sympathisieren sie mit allen Stilen oder sie sind gleichgültig bzw. ablehnend eingestellt (ebd.). Nach aktuellen Resultaten trifft das etwa für ein Drittel der Jugendlichen zu (vgl. Pfaff 2006). *Spezifische Formen jugendkultureller Selbstverortung* zeigen dagegen Sympathien mit bestimmten Stilen oder Stilgruppen und Ablehnungen gegenüber anderen. Gegenwärtig können auf der Basis des Jugendsurveys in Sachsen-Anhalt und Nordrhein-Westfalen insgesamt zehn Formen jugendkultureller Selbstverortung unterschieden werden, davon sind sieben spezifischer Art (vgl. Pfaff 2005, S. 123ff.). Von diesen sollen hier auszugsweise die vier Formen kurz vorgestellt werden, die bezogen auf das Rahmenthema der politischen Sozialisation in jugendkulturellen Kontexten zentral sind. Es geht um das knappe Drittel Jugendlicher, die sich selbst im Kontext von Protestszenen und alternativen Musikstilen verorten (vgl. auch Hitzler/Bucher/Niederbacher 2001). Ganz im Gegensatz zur Diagnose einer höheren Politikverdrossenheit unter Jugendlichen in den neuen Bundesländern, sind diese Formen jugendkultureller Differenzierung in Sachsen-Anhalt stärker vertreten als in Nordrhein-Westfalen (vgl. Pfaff 2006, S. 144ff.). Sie identifizieren mit sich oder sympathisieren mit insgesamt sieben der abgefragten 14 Gruppenstile (vgl. Abbildung 2). Darunter sind zwei politische Gruppierungen an den

Enden des politischen Spektrums, denen in der Öffentlichkeit gemeinhin Jugendlichkeit unterstellt wird: Neonazis und Antifa. Sie werden von den Jugendlichen jeweils im Zusammenhang mit anderen ‚subkulturellen‘ Stilen bewertet, d.h. wer Neonazis mag, mag auch Skinheads (95%). Wer mit der Antifa sympathisiert, steht auch auf Punk (95%). Darin bestätigen sich öffentliche Klischees von jugendkulturellen Stilen.

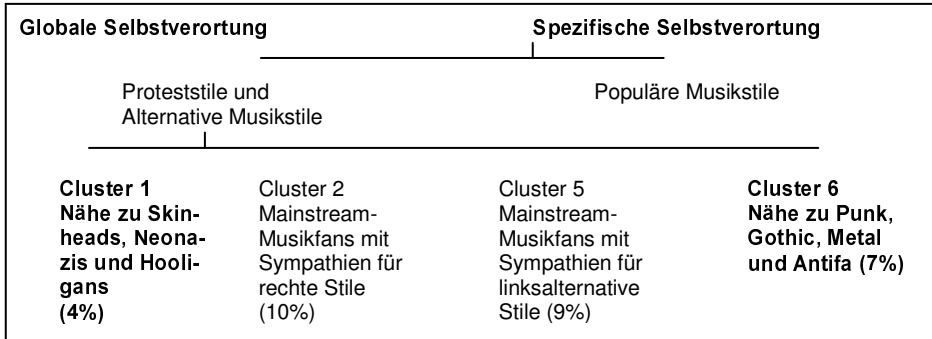


Abbildung 2: Klassifikation von Formen jugendkultureller Selbstverortung auf der Basis des Jugendsurveys (thematischer Ausschnitt)

Bei einer Analyse der politischen Einstellungen und Partizipationserfahrungen in den vier ausgewählten Clustern konnte festgestellt werden, dass die Heranwachsenden in diesen Gruppen verhältnismäßig konsistent die jeweiligen politischen Positionen vertreten. Als hoch politisiert haben sich die Jugendlichen in den Clustern 1 und 6 erwiesen, die sich selbst im Kontext von protestbezogenen Jugendstilen verorten (insgesamt etwa 1/10 der Befragten). Diese 13-16-jährigen sind deutlich häufiger politisch interessiert als andere Jugendliche. Sie verorten sich mit großer Mehrheit (je zwei Drittel) an den beiden Polen der politischen Landschaft in Deutschland und zeigen zu einem erheblichen Teil entsprechende Parteienpräferenzen. Jugendliche, die sich an protestbezogenen Jugendstilen orientieren, verfügen über umfangreiche Protesterfahrungen.

Die quantitativen Analysen bestätigen also die Annahme, dass Heranwachsende mit protestbezogenen jugendkulturellen Orientierungen einen hohen Politisierungsgrad und vergleichsweise polarisierende politische Einstellungen aufweisen. Dies kann als ein Hinweis darauf gelesen werden, dass die Differenzierung jugendkultureller Stile und Szenen auch gegenwärtig noch u.a. entlang politischer Konfliktlinien verläuft (vgl. Möller 1995, Roth/Rucht 2000).

Darüber hinaus kann festgestellt werden, dass das Verhältnis zwischen jugendkultureller Selbstverortung und politischen Einstellungen der Befragten unterschiedliche Formen annimmt. So zeigen Jugendliche mit globaler jugendkultureller Selbstverortung keine spezifischen politischen Einstellungen und Protestformen. Dagegen weisen die Anhänger protestbezogener Jugendstilen z.T. sehr deutliche politische Positionen und auch spezifische Protestformen auf, die mit den gängigen öffentlichen Bildern über die betreffenden Stile übereinstimmen. Dies galt auch für einige Formen jugendkultureller Selbstverortung im Kontext moderner Medien- und Musikstile, was schließlich zu der Annahme

führt, dass spezifische Formen jugendkultureller Selbstverortung einen Einflussfaktor bei der Entwicklung politischer Einstellungen und Erfahrungen darstellen. Diese Annahme wurde in der Untersuchung in Bedingungsanalysen geprüft und bestätigt (vgl. Pfaff 2006, S. 172ff.).

Politisierung im Kontext von Stil und Szene – Resultate aus der Gruppenstudie

Wenngleich auf der Grundlage der standardisierten Teilstudie Aussagen über die Orientierung jugendkultureller Stilisierungen an politischen Sinngehalten getroffen werden können und sich Hinweise auf eine bedeutsame Rolle von einzelnen Jugendstilen für die Entwicklung politischer Einstellungen finden, bleibt die Frage danach, wie diese Vermittlung geschieht, durch das Jugendsurvey unbeantwortet. Denn der auf Politik und Gesellschaft bezogene Sinngehalt der ästhetischen Praxen von Jugendgruppen ist in einen bestimmten Erlebniszusammenhang, also in einen konjunktiven Erfahrungsraum eingebettet, der sich mit standardisierten Methoden nicht beschreiben lässt. Denn eine Rekonstruktion entsprechender Deutungen und Ausdrucksformen muss diesen Erfahrungsraum jugendlicher Peergroups einbeziehen und der kollektiven Verfasstheit von deren Orientierungen und Praxen gerecht werden. Entsprechend erschienen das Gruppendiskussionsverfahren und die dokumentarische Methode der Interpretation als die adäquaten Mittel zur Untersuchung dieser Fragestellung. Mit diesen Methoden wurden in der Untersuchung Texte aus vier Gleichaltrigen Gruppen aus zwei städtischen Szenen (Gothic-Punk in einer ostdeutschen und Hip-Hop in einer westdeutschen Großstadt) erhoben und interpretiert.

Im Folgenden werden am Beispiel von eines kurzen Diskussionsauszuges aus einer Gothic-Punk-Gruppe einige ausgewählte kollektive Orientierungen der Jugendlichen zu Politik und Gesellschaft vorgestellt. Die ausgewählte Gesprächssequenz stammt aus der Gruppe p-park, die aus vier Jungen und einem Mädchen besteht, die sich hauptsächlich als Angehörige der selbst so genannten „Schwarzen Szene“ beschreiben (ausführlich dazu vgl. Pfaff 2006, S. 196ff.).

- 106 Bm: großartig einsetzen irgendwie wo hingehen. ich meine jetzt zum Beispiel in Sachen
 107 diesen Wahlen die jetzt anstehen da bin ich natürlich ständig wenn irgendwelche
 108 Parteien ihre Reden halten bin ich natürlich dabei. weil ich will schon hören was die
 109 mir bieten. letztendlich sind das eh nur alles Lügen aber ehm @
- 110 Em: Das sind alles Verbrecher in meinen Augen.@
- 111 Bm: @ Aber da gehe ich schon. aber ansonsten irgendwie wo einsetzen bei diesen gan-
 112 zen ehm linken Demos da gehe ich immer nicht hin weil das steht immer in Frage
 113 ob dann vielleicht doch irgendwelche Gegendemos sind. und ich bin sowieso grund-
 114 sätzlich einer der irgendwelchen Gewalttaten aus dem Weg geht und von daher
 115 mische ich mich da nicht ein@
- 116 Aw: Das seh' ich och so.
- 117 Cm: Wir sind alle irgendwie Pazifisten.
- 118 Bm: Kann man eigentlich sagen ja. (4)

Wie auch die andere Gruppe aus der Gothic-Punk-Szene in dieser Stadt beschreiben sich diese Jugendlichen als politisch links und als Feinde rechter Jugendgruppen. Beide Gruppen entfalten im Zusammenhang mit der Beschreibung ihres

Stils sozialkritische Argumente. Auf eine Nachfrage der Diskussionsleiterin zum politischen Engagement entwickelt sich in der Gruppe der hier stark gekürzt abgedruckte Diskurs, in dem zunächst alle Teilnehmer gemeinsam auf ihre Teilnahme an den Friedensdemonstrationen im Frühjahr 2004 hinwiesen, bevor die Beschreibung der Verweigerung politischen Engagements durch Bm erfolgt. Die dabei entfaltete Selbstbeschreibung als nicht politisch aktiv bei gleichzeitiger Aktivität in politischen Kontexten (z.B. Teilnahme an Friedensdemonstrationen) findet sich auch in der anderen Gruppe innerhalb dieser Szene. Die Jugendlichen dort berichten von ihrer Arbeit in der Schülervertretung in ihrer Schule, wo sie ganz selbstverständlich politische Institutionen und Programme für ihre Interessen nutzen. Im hier gewählten Beispiel erzählt Bm statt dessen im Anschluss an die Bekundung seines politischen Desinteresses von seiner Teilnahme an laufenden Wahlkampfveranstaltungen bei der Europawahl. Er will hören, was ihm die Parteien „bieten“. Sein ernstes Interesse an traditioneller Parteipolitik wird jedoch mit der anschließenden Äußerung wieder aufgehoben, dort würden „eh nur alles Lügen“ (109) verbreitet. Der Modus des Hervorbringens scharfer Kritik an politischen Institutionen in einer metaphorischen Sprache ist der des lächerlich Machens derselben. Die Kritik wird in beiden Gruppen an verschiedenen Stellen konkretisiert: Veraltete politische Strukturen, Lobbyismus, Inkompetenz, Selbstbereicherung, Aufrechterhaltung von Ungerechtigkeiten – um nur einige Vorwürfe zu nennen. Die Bundesrepublik Deutschland erscheint in den Deutungen der Jugendlichen als Zweiklassengesellschaft, in der ökonomische und politische Macht bei Herrschenden zusammenlaufen, denen die Realität der Regierten fremd ist.

Eine weitere Form des politischen Engagements, die in dieser kurzen Sequenz angesprochen wird, sind „linke Demos“ (112), an denen die Jugendlichen aus Angst vor Gegendemonstrationen und gewalttätigen Auseinandersetzungen nicht teilnehmen. In der anderen untersuchten Gruppe in dieser Szene berichten die Jugendlichen durchaus amüsiert von ihrer Teilnahme an diesen Veranstaltungen. Die dargestellte Diskussionssequenz mündet schließlich in die explizite Formulierung einer kollektiven Orientierung in der Gruppe Die Jugendlichen bestimmen sich politisch als Gegner von Gewalt. Dem abschließenden Statement „Wir sind alle irgendwie Pazifisten.“ (117), kommt für die vorangegangenen Diskussionssequenzen der Status einer Fokussierungsmetapher zu, denn es lässt sich sowohl auf die naheliegendste Form politischen Engagements für die Gruppe, die Teilnahme an Friedensdemonstrationen als auch auf die Meidung gewalttätiger Auseinandersetzungen beziehen. Hier zeigt sich auch wie über die gemeinsame Praxis des Diskutierens kollektive Selbstdeutungen hergestellt werden. Die kommunikative Praxis dieser Diskussion nimmt ihren Ausgangspunkt bei der aktionistischen Handlungspraxis der Jugendlichen. Die grundsätzliche Ablehnung von Gewalt ist ebenfalls beiden Gruppen in dieser Szene gemeinsam und geht einher mit der Wertschätzung von Wissen über politische Zusammenhänge: Protest ohne Sachkenntnis ist verpönt.

Die Jugendlichen beider Gruppen sehen sich als Teil einer kritischen Öffentlichkeit, die die Herrschaftsverhältnisse in Deutschland anprangert bzw. sich diesen zu entziehen sucht. Die eigene ästhetische Praxis erscheint in diesem gemeinsamen Orientierungsrahmen als Ausdruck der Differenz zur „Restbevölkerung“ wie auch als Herstellung von Gemeinschaft und Zugehörigkeit innerhalb der Szene, die in diesem Zusammenhang mehrfach als „Familie“ und damit als emotionale Sicherheit gewährleistender Sozialraum gedeutet wird. Die Jugendli-

chen betrachten die Sozialkontexte ihres Stils als eine Form des Zusammenlebens, die in mehrfacher Hinsicht das Gegenteil der diskriminierenden und Anerkennung verweigernden Gesellschaft darstellen. Der Modus des Zusammenlebens, der hier erprobt wird, ist der der „Gleichberechtigung“ und „Toleranz“ unterschiedlicher ästhetischer Praxen und politischer Positionen. Zugleich erfährt diese Haltung ihre Grenze in der deutlichen Ablehnung rechter Jugendszenen und fremdenfeindlicher sowie gewaltaffiner Orientierungen.

Im Vergleich dazu zeigt sich für die untersuchten Hip-Hop-Gruppen, für die hier aus Platzgründen keine exemplarische Rekonstruktion erfolgt und für die auf der Basis des Jugendsurveys eine leichte inhaltliche Positionierung bei erhöhten Erfahrungen mit gewaltförmigen Protestformen gemessen wurde, eine ganz andere Einbettung politischer Orientierungen in die stilspezifische Praxis. Die gemeinsame soziale Handlungspraxis der beiden untersuchten Rap-Bands schließt nämlich unmittelbar an eine Konzeption der lokalen Gesellschaft der Gleichaltrigen als kultureller Kreis an, in der Hip-Hop als musikalischer Stil fest verwurzelt ist (vgl. Pfaff 2006, S. 250ff.). Vor dem Hintergrund eines marginalisierten urbanen Raums und eigener Diskriminierungserfahrungen erfolgt Kritik hier über den Rap, und somit in der Sprache der lokalen Gemeinschaft, und nicht, wie in den linksalternativen Gruppen, in der der Politik. Auch die Sozialkritik der Hip-Hop-Gruppen richtet sich, vorgetragen mit Mitteln der stilspezifischen Praxis und damit dem politischen Diskurs äußerlich bleibend, vor allem an Akteure in der eigenen stil- und milieuspezifischen Gemeinschaft, und nicht wie bei den untersuchten Gothic-Punk-Gruppen auf die politische Handlungssphäre und die gesellschaftliche Öffentlichkeit. Ebenso bezieht sich die mit dieser Kritik einhergehende Handlungspraxis bei den untersuchten Hip-Hop-Gruppen auf gemeinschaftliche Kontexte. In der Übernahme von Verantwortung für die eigene Generation und damit verbundenen Beteiligungsformen handelt es sich im Gegensatz zu den linksalternativen Gruppen um eine soziale Praxis der Eigeninitiative, die politische Gestalt annimmt, wenn sie mit der Artikulation kollektiver Interessen über diese Gemeinschaft hinaus einhergeht.

Insgesamt dokumentieren sich in der qualitativen Teilstudie szeneweise gruppenspezifische ästhetische, diskursive und aktionistische Praxen, über die die Vermittlung zwischen Stil und Politik bzw. Protest besteht und auf denen die politikbezogenen kollektiven Orientierungen der Jugendlichen beruhen. Im Hinblick auf die hier in Auszügen vorgestellte Analyse der Gothic-Punk Kultur beschreibt die Studie einen auf den Dimensionen Ästhetik, Diskurs und Aktionismus basierenden Modus der Einmischung. Innerhalb der Szene kann auf dessen Grundlage die dort entwickelte Kritik an den gesellschaftlichen Machtverhältnissen und an der Verteilung von ökonomischen und kulturellen Ressourcen durch eine Praxis der politischen Kommunikation ebenso wie durch eine ästhetische Praxis der Selbstdarstellung und durch Aktionismen im Rahmen von im politischen System angelegten Strukturen (Demonstration, Gremienarbeit) nach außen getragen wird (vgl. Pfaff 2006).

Vermittlung der Ergebnisse im Szenevergleich

Multimethodische Untersuchungen, die standardisierte und nicht standardisierte Verfahren der Sozialforschung im Sinne von Phasen- oder Komplementaritäts-

modellen miteinander verbinden, praktizieren eine nachträgliche gegenstandsbezogene Vermittlung der Resultate der realisierten Teilstudien unter Bezug auf die sie integrierende Rahmentheorie (vgl. Erzberger 1998), die im Falle der vorgestellten Untersuchung zur Bedeutung jugendkultureller Kontexte für die Entwicklung politischer Orientierungen im frühen Jugendalter die Theorie der politischen Sozialisation im Jugendalter bildet (vgl. z.B. Claußen 1993, 1996; Fend 2000; Bock/ Reinhart 2002).

In Abbildung 3 sind einige ausgewählte Resultate für die eben vorgestellte Selbstverortung im Kontext linker Protestgruppen und alternativer Musikstile im Vergleich zu einer musikbezogenen Selbstverortungsform der Identifikation mit dem Hip-Hop-Stil exemplarisch in einer Übersicht dargestellt.

Die beiden dargestellten Gruppen (Nähe zu linksalternativen Stilen und Identifikation mit dem Hip-Hop-Stil) stehen hier beispielhaft für die insgesamt zwei Drittel der Befragten, die sich im Kontext von protestbezogenen oder musikbezogenen Stilen verorten. Für beide können mit den Mitteln der quantitativen Sozialforschung verschiedene Formen von Politisiertheit bestimmt werden; für beide erbrachten Bedingungsanalysen Hinweise auf einen Einfluss der jugendkulturellen Selbstverortung auf den Umfang der Protesterfahrungen.

Formen jugendkultureller Selbstverortung	Proteststile - Cluster 6 Nähe zu linksalternativen jugendkulturellen Stilen	Populäre Musikstile - Cluster 3 Identifikation mit dem Hip-Hop-Stil
Verhältnis zwischen Jugendkultur und Politik <i>(quantitative Teilstudie)</i>	<ul style="list-style-type: none"> - hoch politisiert - eindeutige politische Einstellungen, große Protesterfahrung - Selbstverortung hat Einfluss auf beides 	<ul style="list-style-type: none"> - leicht politisiert - Selbstverortung hat keinen Einfluss auf die Entwicklung politischer Einstellungen
politische Orientierungen in jugendkulturellen Kontexten <i>(qualitative Teilstudie)</i>	Gothic-Punk-Gruppen	Rap-Gruppen
	<ul style="list-style-type: none"> - politische Codes dienen zur Selbstbeschreibung und Abgrenzung nach außen - Kritik an der Gesellschaft und politische Aktivität im Anschluss an politische Prozesse und Strukturen (z.B. Demo, Diskurs) und durch ästhetisch-modebezogene Distinktion 	<ul style="list-style-type: none"> - erfahrungsgebundene Kritik an der Gesellschaft und politische Aktivität als Teil der ästhetisch-musikalischen Handlungspraxis vor dem Hintergrund des lokalen Kontexts - politische Selbstverortung erfolgt innerhalb des Stils (im Anspruch an die eigene Praxis)
	Einmischung	Eigeninitiative

Abbildung 3: Ausgewählte Resultate im Stil- und Szenevergleich

Erst in der rekonstruktiven Teilstudie treten die Spezifika der Vermittlung von Stil und Politik vor dem Hintergrund des Szenevergleichs deutlich hervor. Dabei sieht man zum Beispiel, dass die Kritik an der Gesellschaft jeweils vor dem Hintergrund der ästhetischen Praxis des Stils entwickelt wird, die bei der linksalternativen Szene auch direkt auf politische Prozesse zielt und bei den Rap-Gruppen im milieuspezifischen lokalen Umfeld verbleibt. Politisches Handeln der Gruppen erfolgt vor dem Hintergrund des Erlebens und der Reflektion von Diskriminierungsprozessen auf Basis der ästhetischen und aktionistischen Praxen innerhalb eines Stils. Zusammenfassend können diese verschiedenen Formen der Deutung von und des Handelns in politischen Zusammenhängen als *Einmischung* und *Eigeninitiative* etikettiert werden.

Jugendliche erwerben, so kann zusammengefasst mit Bezug auf Theorien zur Rolle der Gleichaltrigengruppe im Prozess der politischen Sozialisation formuliert werden, vermittelt über ihre stilspezifische ästhetische Praxis in bestimmten jugendkulturellen Kontexten, politische Orientierungen. Das geschieht einerseits über die Entwicklung inhaltlicher politischer Standpunkte, andererseits läuft Beteiligung bzw. Protest auch direkt vor dem Hintergrund stilistischer Bezüge ab, sozusagen ohne reflektierte politische Einstellungen im Sinne von Motiven politischen Handelns vorauszusetzen. Artikulationen von Kritik und Proteste vollziehen sich dabei aus der Eigendynamik der Handlungspraxis heraus, die öffentliche Darstellung politischer Kritik ist so gesehen ein Teil der aktivistischen Praxis in jugendkulturellen Stilen. Die Untersuchung hat gezeigt, dass für einen erheblichen Teil der Jugendlichen die Orientierung an sowie die Rezeption und Ästhetik eines jugendkulturellen Stils entlang politischer Konfliktlinien verläuft. Jugendliche nehmen mit ihrer ästhetischen Praxis Positionen zu zentralen gesellschaftlichen Problemen ein. Jugendkulturelle Kontexte gewinnen somit eine Bedeutung für die Entwicklung politischer Orientierungen im frühen Jugendalter, weil für Jugendliche mit der Orientierung an bestimmten jugendkulturellen Stilen und Szenen Politisierungsprozesse einhergehen. Anders gesagt: Wenn die Handlungspraxis von Jugendlichen Teil einer kollektiven Stilisierung vor dem Hintergrund spezifischer jugendkultureller Stile ist, dann erfolgt über diese ästhetische Praxis die Entwicklung bestimmter politischer Orientierungen.

4. Triangulation von standardisierten und nicht standardisierten Zugängen – Möglichkeiten und Grenzen

Die komplementäre Anwendung verschiedener Forschungsperspektiven hat sich noch längst nicht etabliert, auch wenn sie gerade im Bereich der Jugendforschung schon früh Anwendung fand (z.B. Projektgruppe Jugendbüro 1975) und es hier auch zu erstaunlicher Popularität gebracht hat (z.B. Shell-Jugendstudien). Während sich bspw. multimethodische qualitative Forschungsdesigns im Bereich nicht standardisierter Jugendstudien inzwischen durchgesetzt haben (vgl. z.B. Willis 1979; Bohnsack u.a. 1995; Schäffer 1996; Weller 2003), sind Untersuchungen, die standardisierte und nicht standardisierte Forschungsmethoden gleichberechtigt verbinden, immer noch die Ausnahme. Abschließend soll am Beispiel der vorgestellten Studie geklärt werden, was mit Hilfe beider Verfahren beobachtet werden konnte und wo die Möglichkeiten aber auch die Grenzen eines paradigmengenübergreifenden methodischen Vorgehens liegen.

In der vorgestellten Untersuchung wurde über den Jugendsurvey eine allgemeine Beschreibung des Zusammenhangs zwischen der jugendkulturellen Selbstverortung und den politischen Einstellungen und Beteiligungserfahrungen von Jugendlichen vorgenommen, an die anschließend für ausgewählte Stile und Szenen eine Rekonstruktion dieser Orientierungen vor dem Hintergrund der ästhetischen, politischen und sozialen Praxis der Jugendlichen in ihren jugendkulturellen und milieuspezifischen Kontexten erfolgte. So gesehen beantwortete die

quantitative Teilstudie hier Fragen zur Feststellung eines Zusammenhangs zwischen Jugendkultur und Politik, dessen Konstitution vor dem Hintergrund von Gruppe, Szene, Stil und Milieu in der qualitativen Teilstudie ausgeleuchtet wurde. Die diesem Vorgehen zugrunde liegende Fokussierung der beiden Zugänge auf spezifische Aspekte des Gegenstandes erlaubt schließlich, wie im vorangegangenen Abschnitt überblicksartig skizziert, eine mosaikartige Integration von mit verschiedenen sozialwissenschaftlichen Methoden gewonnenen Resultaten im gemeinsamen Bezug auf die zentralen Forschungsfragen. Komplementarität der Perspektiven wird dabei über eine strikte inhaltliche Trennung erzielt, die den eingesetzten Forschungsmethoden spezifische, ihrer Methodologie entsprechende Fragestellungen zuweist.

Die Chancen eines solchen Vorgehens liegen in der Verschränkung verschiedener Perspektiven, die jeweils unterschiedliche Facetten des Gegenstandes beleuchten. Dass sich diese Multiperspektivität nicht darauf beschränkt, mit Mitteln der quantitativen Sozialforschung eine präzisere Fallauswahl für qualitative Teilstudien oder umgekehrt, mittels qualitativer Verfahren methodisch kontrolliert Hypothesen für die quantitative Forschung aufzustellen, zeigt das Beispiel der hier beschriebenen Untersuchung. Denn wenn Forschungslogiken unterschiedlicher Methodologien unabhängig voneinander auf einen Gegenstand angewandt werden und Perspektivenvermittlung auf der Ebene der zusammenfassenden Abstraktion und Theoretisierung von Ergebnissen geschieht, dann eröffnet die Triangulation der so gewonnenen Resultate vor dem Hintergrund einer integrierenden Rahmentheorie eine umfassendere Darstellung des Forschungsgegenstands (bei der vorgestellten Untersuchung z.B. die Ergänzung von Verteilungs- und Zusammenhangsdaten mit einer Rekonstruktion der jeweiligen szenespezifischen Vermittlung von Stil und Protest).

Die Grenzen einer solchen vermittelnden Anwendung unterschiedlicher Verfahren liegen vor dem Hintergrund eines solchen nicht validierenden Verständnisses von Triangulation dann wohl auch eher in den Voraussetzungen von Forschung denn in der praktischen Durchführung solcher Vorhaben. Denn die Verknüpfung von qualitativen und quantitativen Verfahren der Sozialforschung setzt zum einen vielseitige methodische Kenntnisse auf Seiten der Durchführenden und ausreichende personelle wie finanzielle Mittel für die Realisierung komplexer Forschungsdesigns voraus. Zum anderen aber erfordert sie die Überwindung des methodologischen Paradigmenstreits, der, wie bereits beschrieben, die empirische Sozialforschung fast ein halbes Jahrhundert nach dem Positivismusstreit noch immer nachhaltig zu prägen scheint.

Anmerkungen:

- 1 Der Begriff der Triangulation stammt ursprünglich aus der Landvermessung und bezeichnet dort die Fixierung eines Punktes durch die Verwendung eines Netzwerkes von Dreiecken.

- 2 Denzin unterscheidet in seinen Ausführungen die Methoden- oder methodologische Triangulation; die Triangulation von Datenquellen, die an verschiedenen Erhebungszeitpunkten und -orten sowie an unterschiedlichen Personenkreisen erhoben wurden; die Beobachter-Triangulation, in der verschiedene Beobachter oder Interviewer den Einfluss subjektiver Wahrnehmungen der Forschenden reduzieren sollen und schließlich die Triangulation von Theorien, mit deren Hilfe ein Forschungsgegenstand von unterschiedlichen Perspektiven aus beobachtet werden soll (vgl. auch Klieme/Bos 2000).
- 3 Die Studie wurde im Rahmen eines von der Hans-Böckler-Stiftung geförderten Promotionsvorhabens am Fachbereich Erziehungswissenschaften und am Zentrum für Schulforschung und Fragen der Lehrerbildung (ZSL) der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg realisiert.
- 4 Die Daten des Jugendsurveys, auf denen die Auswertungen in dieser Studie basieren, stammen aus dem Projekt „Politische Orientierungen im Rahmen schulischer Anerkennungsbeziehungen“, dass in der Zeit von 2002-2005 vom Bundesministerium für Bildung und Forschung finanziert und unter Leitung von Prof. Dr. Heinz-Hermann Krüger und Prof. Dr. Werner Helsper am ZSL durchgeführt wurde. Dabei wurden an allgemeinbildenden Schulen in Sachsen-Anhalt und Nordrhein-Westfalen insgesamt ca. 4.800 Jugendliche im Alter zwischen 13 und 16 Jahren befragt.
- 5 Für die rekonstruktive Teilstudie im Rahmen der Untersuchung wurden, basierend auf einer Fallauswahl zweier Formen jugendkultureller Selbstverortung in großstädtischen Regionen in Sachsen-Anhalt und Nordrhein-Westfalen auf der Grundlage der Ergebnisse der quantitativen Teilstudie, Gruppendiskussionen mit insgesamt 7 Gruppen mit Gothic-Punk- und Hip-Hop-Szenen durchgeführt. Vier dieser Diskussionen wurden im Rahmen der Studie einer dokumentarischen Interpretation unterzogen.

Literatur

- Adorno, T.W. (1969): Einleitung zum Positivismusstreit. In: Adorno, T. W./Albert, H./Dahrendorf, R. u.a. (Hrsg.): Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie. Neuwied, Berlin, S. 7-79.
- Adorno, T.W. (1969): Zur Logik der Sozialwissenschaften. In: Adorno, T.W./Albert, H./Dahrendorf, R.: Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie. Neuwied/Berlin, S. 125 ff.
- Adorno, T.W./Albert, H./Dahrendorf, R. (1969): Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie. Neuwied/Berlin.
- Albert, H.: Kleines verwundertes Nachwort zu einer großen Einleitung, in: Adorno, T. W./Albert, H./Dahrendorf, R. u.a. (1969) (Hrsg.): Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie. Neuwied, Berlin, S. 335-339.
- Barton, A.H./Lazarsfeld, P.F. (1979): Einige Funktionen von qualitativer Analyse in der Sozialforschung. In: Hopf, Ch./Weingarten, E. (Hrsg.): Qualitative Sozialforschung. Stuttgart, S. 41-81.
- Bergold, Jarg B. & Breuer, Franz (1992). Zum Verhältnis von Gegenstand und Forschungsmethoden in der Psychologie. *Journal für Psychologie*, 1(1), S. 24-35.
- Bock, K./Reinhardt, S.: Jugend und Politik. In: Krüger, H.H./Grunert, C. (2002) (Hrsg.): Handbuch der Kindheits- und Jugendforschung. Opladen, S. 719-742.
- Bohnsack, R. (1991): Rekonstruktive Sozialforschung. Opladen.
- Bohnsack, R./Loos, P./Schäffer, B./Städtler, K./Wild, B. (1995): Die Suche nach Gemeinsamkeit und die Gewalt der Gruppe – Hooligans, Musikgruppen und andere Jugendcliquen. Opladen.

- Bohnsack, R. (2004): Rituale des Aktionismus bei Jugendlichen. Kommunikative und konjunktive, habitualisierte und experimentelle Rituale In: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft (ZfE), Beiheft Nr. 2, S. 81-90.
- Böttcher, I./Plath, M./Weishaupt, H. (1999): Gestaltung einer neuen Schulstruktur. Zur inneren Entwicklung von Regelschulen und Gymnasien in Thüringen. München, Berlin
- Bryman, A. (1992): *Quantity and Quality in Social Research*. London, New York.
- Burges, E.W. (1927): Statistics and case studies as methods of sociological research. In: *Sociology and Social Research*, Vol. 12, pp. 103-120.
- Campbell, D.T./Fiske, D.W. (1959): Convergent and discriminant validation by the multi-trait-multimethod matrix. In: *Psychological Bulletin* 56, Vol. 2, pp. 81-105.
- Claußen, B. (1993): Jugend und Politik. In: Krüger, H.-H. (Hrsg.): *Handbuch der Jugendforschung*. Opladen, S. 527-539
- Claußen, B. (1996): Die Politisierung des Menschen und die Instanzen der politischen Sozialisation: Problemfelder gesellschaftlicher Alltagspraxis und sozialwissenschaftlicher Theoriebildung. In: Claußen, B. /Geißler, R. (Hrsg.): *Die Politisierung des Menschen: Instanzen der politischen Sozialisation*. Opladen, S. 15-48
- Claußen, B./Geißler, R. (Hrsg.) (1996): *Die Politisierung des Menschen. Die Instanzen der politischen Sozialisation. Ein Handbuch*. Opladen
- Dahms, J.-H. (1994): *Positivismusstreit. Die Auseinandersetzung der Frankfurter Schule mit dem logischen Positivismus, dem amerikanischen Pragmatismus und dem kritischen Rationalismus*. Frankfurt a.M.
- Denzin, N.K. (1978): *The Research Act*. – Englewood Cliffs.
- Devereux, G. (1978): *Ethnopschoanalyse: Die komplementaristische Methode in den Wissenschaften vom Menschen*. Frankfurt a. M.
- Deutscher Bildungsrat (1975) (Hrsg.): *Bildungsforschung. Probleme – Perspektiven – Prioritäten*. 2 Teile, Stuttgart.
- Diekmann, A. (1995): *Empirische Sozialforschung: Grundlagen, Methoden, Anwendung*. Reinbek.
- Eckert, R./Reis, C./Wetzstein, T. A. (2000): „Ich will halt anders sein wie die anderen.“ Abgrenzung, Gewalt und Kreativität bei Gruppen Jugendlicher. Opladen.
- Engler, S. (1997): Zur Kombination von qualitativen und quantitativen Methoden. In: Friebertshäuser, B./Prenzel, A. (Hrsg.): *Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft*. Weinheim, München, S. 118-130.
- Farin, K. (2001): *generation kick.de. Jugendsubkulturen heute*. München.
- Fend, H. (2000): *Entwicklungspsychologie des Jugendalters*. Opladen.
- Fielding, N.G./Fielding, J.L. (1986): *Linking Data. Qualitative Research Methods*. Beverly Hills.
- Filstead, W.J. (1970): *Qualitative Methodology. Firsthand Involvement with the social World*. Chicago.
- Flick, U. (2004): *Triangulation. Eine Einführung*. Wiesbaden.
- Friebertshäuser, B./Prenzel, A. (Hrsg.) (1997): *Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft*. Weinheim, München.
- Gaffer, Y./Liell, C. (2001): Handlungstheoretische und methodologische Aspekte der dokumentarischen Interpretation jugendkultureller Praktiken. In: Bohnsack, R.; Nentwig-Gesemann, I.; Nohl, A.-M. (Hg): *Die Dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis*. Opladen, S. 179-207.
- Groeben, N. (1986): *Handeln, Tun, Verhalten als Einheiten einer verstehend-erklärenden Psychologie*. Tübingen.
- Habermas, J. (1968): Erkenntnis und Interesse. In: Ders.: *Technik und Wissenschaft als ‚Ideologie‘*. Frankfurt a. M., S. 92 ff.
- Hitzler, R./Bucher, T./Niederbacher, A. (2001): *Leben in Szenen. Formen jugendlicher Vergemeinschaftung heute*. Opladen.
- Jahoda, M., Lazarsfeld, P., Zeisel, H. (1933/1980): *Die Arbeitslosen von Marienthal*. Suhrkamp: Frankfurt.

- Kelle, U./Erzberger, Ch. (1999): Integration qualitativer und quantitativer Methoden. Methodologische Modelle und ihre Bedeutung für die Forschungspraxis. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 51, S. 509-531.
- Klieme, E./Bos, W. (2000): Mathematikleistungen und mathematischer Unterricht in Deutschland und Japan. Triangulation qualitativer und quantitativer Analysen am Beispiel der TIMS-Studie. In: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft, H. 3, S. 359-380.
- Köckeis-Stangel, E. (1980): Methoden der Sozialforschung. In: Hurrelmann, K./Ulich, D.: Handbuch der Sozialforschung. Weinheim/Basel, S. 321-370.
- Kromrey, H. (1990): Empirische Sozialforschung. Frankfurt a.M.
- Krüger, H.-H. (2000): Stichwort: Qualitative Forschung in der Erziehungswissenschaft. In: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft, H. 3, S. 323-342.
- Krüger, H.-H./Pfaff, N. (2004): Entpolitisierung von Jugendkulturen? Zum Zusammenhang von jugendkulturellen und politischen Orientierungen bei ostdeutschen Jugendlichen. In: Helsper, W./Kamp, M./Stelmaszyk, B. (Hrsg.): Schule und Jugendforschung zum 20. Jahrhundert. Festschrift für Wilfried Breyvogel. Opladen, S. 230-249.
- Lamnek, S. (1995): Qualitative Sozialforschung, Bd.1: Methodologie. Weinheim.
- Mayring, P. (2001): Kombination und Integration qualitativer und quantitativer Analyse. Forum Qualitative Sozialforschung (Online-Journal), 2(1). <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/1-01/1-01mayring-d.htm> (27.6.2005).
- Meyer, E. (2001): Zwischen Partys, Paraden und Protest. Anmerkungen zu Form und Funktion von Gottesdienst und Technoevent. In: Hitzler, E./Pfadenhauer, M. (Hrsg.): Techno-Soziologie. Zur Erkundung einer Jugendkultur. Opladen, S. 51-68.
- Möller, K. (1995): Jugend(lichkeits)kulturen und (Erlebnis)Politik. Terminologische Verständigungen. In: Ferchhoff, W./Sander, U./Vollbrecht, R.: Jugendkulturen – Faszination und Ambivalenz. Einblicke in jugendlichen Lebenswelten. Weinheim, S. 172-185.
- Newman, I./Benz, C.R. (1998): Qualitative-Quantitative Research Methodology. Exploring the interactive Continuum. Carbondale, Edwardsville.
- Nohl, A.-M. (2000): Von der praktischen Widerständigkeit zum Generationsmilieu. Adoleszenz und Migration einer Breakdancegruppe. In: Roth, R./Rucht, D. (Hrsg.): Jugendkulturen, Politik und Protest. Opladen, S. 237-252.
- Pfaff, N. (2006): Jugendkultur und Politisierung. Eine multimethodische Studie zur politischen Sozialisation im Jugendalter. Wiesbaden.
- Popper, K.R. (1969): Die Logik der Sozialwissenschaften. In: Adorno, T.W./Albert, H./Dahrendorf, R.: Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie. Neuwied/Berlin, S. 103-124.
- Prein, G./Erzberger, Ch. (2000): Integration statt Konfrontation. Ein Beitrag zur methodologischen Diskussion um den Stellenwert quantitativen und qualitativen Forschungshandelns. In: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft 3, H. 3, S. 343-357.
- Projektgruppe Jugendbüro (1975/1977): Subkultur und Familie als Orientierungsmuster: Zur Lebenswelt von Hauptschülern. München.
- Richard, B. (2001): „Love is war for miles“ (Theo Parrish) Zur Ästhetik der Techno- und House-Szene. In: Hitzler, R./Pfadenhauer, M. (Hrsg.): Techno-Soziologie. Erkundungen einer Jugendkultur. Opladen, S. 291-308.
- Roth, H./Friedrich, D. (1975): Einleitung. In: Deutscher Bildungsrat (Hrsg.): Bildungsforschung. Probleme – Perspektiven – Prioritäten, Teil 1, Stuttgart, S. 19-86.
- Roth, R./Rucht, D. (2000) (Hrsg.): Jugendkulturen, Politik und Protest. Opladen.
- Roth, R./Rucht, D. (2000a): Jugendliche heute: Hoffnungsträger im Zukunftsloch? In: Roth, R./Rucht, D. (Hrsg.): Jugendkulturen, Politik und Protest. Opladen, S. 9-34.
- Schäffer, B. (1996): Die Band: Stil und ästhetische Praxis im Jugendalter. Opladen.
- Schnell, R./Hill, P./Esser, E. (1992): Methoden der empirischen Sozialforschung. München, Wien.
- Sünker, H. (1996): Gleichaltrigen - Gruppen im Jugendalter und die Konstitution politischen Alltagsbewusstseins. In: Claußen, B./ Geissler (Hrsg.), Die Politisierung des Menschen. Instanzen der politischen Sozialisation. Opladen, S. 101-111.

- Strzoda, C./Zinnecker, J./Pfeffer, S. (1996): Szenen, Gruppen, Stile. Kulturelle Orientierungen im Jugendraum. In: Silbereisen, R. K./Vaskovics, L. A./Zinnecker, J. (Hrsg.): Jungsein in Deutschland. Jugendliche und junge Erwachsene 1991 und 1996. Opladen, S. 57-83.
- Tegethoff, H.G.: Qualitative Methoden in der Sozialisationsforschung. Eine Zwischenbilanz. In: Diskussionspapiere der Fak. f. Sozialwissenschaft, Bochum 99-1, online zugänglich unter: <http://www.ruhr-uni-bochum.de/sowi/top/sowibibliothek/diskpaper/dp99-1.doc> (27.6.2005).
- Treumann, K. (2000): Triangulation als Kombination qualitativer und quantitativer Forschung. In: Abel, J./Möller, R./Treumann, K.: Einführung in die empirische Pädagogik. Stuttgart, S. 154-189.
- Webb, E.J./Campbell D.T./Schwartz R.D./Sechrest L. (1966): Unobtrusive Measures: Non-reactive Research in the Social Sciences. Chiacago.
- Weinfeld, J. (2000): HipHop – Licht und Schatten einer Jugendkulturbewegung. In: Roth, R./Rucht, D. (Hrsg.): Jugendkulturen, Politik und Protest. Opladen, S. 253-262.
- Wellenreuter, M. (2000): Quantitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Eine Einführung. Weinheim.
- Weller, W. (2003): HipHop in Sao Paulo und Berlin. Ästhetische Praxis und Ausgrenzungserfahrungen junger Schwarzer und Migranten. Opladen.
- Willis, P. (1979): Spaß am Widerstand. Gegenkultur in der Arbeiterschule. Frankfurt a.M.
- Wolf, W. (1995): Qualitative versus quantitative Forschung. In: König, E./Zedler, P. (Hrsg.): Bilanz qualitativer Forschung. Bd.I, Weinheim, S. 309-329.

Ulrike Nagel, Christina Teipen, Andrea Velez

Die Macht der Verhältnisse und die Stärke des Subjekts.

Eine Studie über ostdeutsche Manager vor und nach 1989. Zugleich eine biographietheoretische Erklärung für Stabilität und Instabilität der DDR

The Power of Societal Settings and the Force of the Subject.

A study of East-German Managers Before and After 1989. Also, an Explanation in Terms of a Theory of Biography for the Stability and Instability of the GDR

Zusammenfassung:

Im Zentrum der Diskussion über die Identitätsformation durch die DDR-Diktatur stehen zwei Fragen, zum einen die Frage nach der Determinationskraft der Regimevorgaben, zum anderen die Frage, wie die Gleichzeitigkeit von Stabilität und Instabilität der DDR zu erklären sei. Der Beitrag bestärkt solche Erklärungsansätze, die die selbstdestruktiven Mechanismen der sozialistischen Regime in den Vordergrund stellen. Fußend auf einer qualitativ-empirischen Untersuchung über ostdeutsche Managerbiographien, wird die These entwickelt, dass die DDR ein straffes institutionelles Lebenslaufregime errichtete, das insbesondere auf seiten der zukünftigen (Wirtschafts)Kader wenig Raum für individuelle Biographieentwürfe ließ. Diese Konstellation, in der Individuierungschancen im Sinne von Aufstiegskarrieren um den Preis von Autonomieverzicht eröffnet werden, zeitigt zweierlei Folgen. Einerseits entwickelt sich zwar eine stabile Haltung der Machtkonformität, andererseits bildet diese Konstellation aber auch das Einfallstor für destabilisierende Machtvorbehalte. Letztere schichten sich im Verlauf des biographischen und beruflichen Alterungs- und Reifungsprozesses immer mehr auf, so dass es in der politischen Krise 1989 zum Abriss der staatsbürgerlichen Loyalität

Abstract:

The discussion of identity formation by the GDR dictatorship focuses on two issues: the determinative strength of institutional settings and the question of how to explain stability and instability as simultaneous features of the GDR. The paper endorses explanations pointing to the mechanisms of self-destruction inherent in socialist regimes. Based on a qualitative empirical study of the biographies of East German managers, it is argued that the GDR had established a close-knit institutional regime that regulated the life course and left little room for individual biographical scripts, in particular where future (economic) cadres were concerned. This constellation where opportunities for individuation in terms of career-bound upward mobility were provided at the cost of people's autonomy resulted in a double outcome: On the one hand, a stable attitude of conforming to power emerged; on the other hand, an opening for destabilization in terms of reservations about this very power was provided. Accumulating in the course of biographical as well as occupational aging and maturation processes, these reservations led up to the collapse of civic allegiance in the 1989 political crisis. The conclusion is that the mechanism of social integration as constituted by institutional settings for channelling the life course can by no means

kommen kann. Der durch das institutionelle Lebenslaufregime konstituierte Vergesellschaftungsmechanismus, so das Fazit, kann dabei keineswegs als „kommode Diktatur“ gelten.

Schlagworte: Transformationsforschung, Biographieanalyse, Managementforschung

be seen as a “comfortable dictatorship”.

Keywords: transformation research, biographical research, management research

1 Einleitung

Eine der zentralen Auseinandersetzungslinien, die die soziologische Forschung über die Transformation der DDR kennzeichnet, ist die der „Eindringtiefe der Diktatur“ (Pollack 1998, S. 13); zur Beantwortung steht die Frage nach der formativen Kraft der Regimevorgaben im Hinblick auf die Individuierung des Subjekts. Zum Thema werden die Grenzen und Brechungen der Regimevorgaben sowie die Spannungslinien im Verhältnis von gesellschaftlich-institutionellen Konformitätserwartungen und individualistisch-eigensinnigen Identitätswürfen. Dass eine einfache Beantwortung der Frage nach dem Niederschlag der makrogesellschaftlichen Strukturen auf der Ebene der Individualbiographie in Gestalt der Unterstellung einer homogenen DDR-Gesellschaft den tatsächlichen Verhältnissen nicht angemessen ist, hat die Transformationsforschung schon zu Beginn der 1990er Jahre gezeigt. Es ist davon auszugehen, dass die Regimevorgaben nicht in allen gesellschaftlichen Teilbereichen gleichermaßen stringent implementiert wurden, und vor allem nicht alle Stausebenen im selben Ausmaß erreichten.

Der Beitrag behandelt diesen Problemkomplex auf der Basis einer empirischen Untersuchung über operative Wirtschaftskader. Im Ergebnis der Datenanalyse tritt die Strukturlogik des institutionellen Lebenslaufregimes und die dadurch konstituierte individualbiographische Erfahrungsaufschichtung in den Vordergrund. Es wird die These vertreten, dass das Lebenslaufregime der DDR ein eigentümliches Spannungsverhältnis im Kern der Individuierungsproblematik erzeugt. Zu fragen ist dann nach den empirischen Bedingungen, die dafür sorgen, dass dieses Spannungsverhältnis über 40 Jahre stabil bleibt, dann aber aufbricht, und es zu einem Loyalitätsabriss kommt. Die Analyse mündet in eine biographietheoretische Erklärung des „Paradox von Stabilität und Untergang“ der DDR (Pollack 1998, S. 111).¹

Um Missverständnisse zu verhindern, wie sie in der Rezeption von wissenschaftlich generierten Aussagen über die DDR, insbesondere wenn sie von westdeutschen ForscherInnen getroffen werden, auftreten, soll hier folgendes vorangeschickt werden: Mit den operativen Wirtschaftskadern gerät ein typisch ausgeprägter Gesellschaftsbereich ins Blickfeld, an dem sich der Staatssozialismus als bessere Modernisierungsalternative insbesondere bewähren sollte. Insofern kam hier der Implementierung der gesellschaftlichen Ordnungsprinzipien exemplarische Bedeutung zu. Entsprechend werden bei der Untersuchung von Managerbiographien die Regimevorgaben besonders plausibel. Mit großem Nachdruck ist allerdings darauf hinzuweisen, dass es auch Sozillagen mit weiter gespannten Spielräumen der biographischen Arbeit und Entwicklung gab, insbesondere unterhalb der Kaderebene.

Eine weitere Vorbemerkung: Die vom Untersuchungssample repräsentierte Generation gehört nicht zu denen, die am Sinnhimmel der DDR aktiv partizipiert haben. Ihre Mitglieder verorteten sich z. B. weder explizit in der antifaschistischen Bewegung noch orientierten sie sich am humanistischen Gedankengut. Es handelt sich vielmehr um die um 1945 geborene dritte Generation von DDR-BürgerInnen (die erste die um 1910 geborene Weimarer Generation, die zweite die Aufbaugeneration). Sie besetzte ab den 70er Jahren die Leitungspositionen in der Wirtschaft. Anders als die vierte Generation der um 1960 Geborenen war sie nicht von den Schließungsprozessen der höheren Ausbildungswege und Aufstiegskanäle betroffen. Sie erfuhr allerdings die Verkrustung und Immobilität der gesellschaftlichen Verhältnisse ab 1980 gerade in dem Lebensalter, in dem sie, zu großen Teilen hoch qualifiziert, für Wandel und Innovation prädestiniert gewesen wäre. Die Begünstigung dieser Generation im berufsbiographischen Sinne ging also einher mit einer soziokulturellen Blockierung von Kreativitätspotentialen und Innovationstalenten. Der für diese Generation typische Erfahrungszusammenhang führte zu einem Loyalitätsabriss, der von der untersuchten sozialen Gruppe repräsentiert wird und im folgenden in seiner lebenszeitlichen Aufschichtung biographietheoretisch erklärt werden soll.

Dazu werden zunächst die empirischen Ergebnisse der Untersuchung dargestellt, beginnend mit dem institutionellen Lebenslaufregime für den Kadernachwuchs (2) und dem durch die schulische und berufliche Lenkungspraxis konstituierten Erfahrungszusammenhang (3, 4). Des Weiteren wird darauf eingegangen, dass den familialen Hinterbühnen, statt dass ihr Einfluss auf die Sozialisationsprozesse durch die institutionellen Arrangements minimiert würde, eine zentrale Rolle bei der Erfahrungsverarbeitung zufällt und soziale Differenzierung gleichsam kontrafaktisch zu den institutionellen Arrangements Einzug hält (5). Aus den Erkenntnissen über die Kaderbiographien wird sodann eine biographietheoretische Erklärung des Paradox von Stabilität und Instabilität der DDR einschließlich ihres Endes entwickelt (6), gefolgt von einer Typisierung empirischer Differenzen der Identitätsformation (7). Abschliessend werden einige transformationstheoretische Erklärungsansätze im Lichte der Forschungsergebnisse diskutiert (8).

Das empirische Material der Untersuchung umfasst 18 biographisch-narrative Interviews mit ostdeutschen Managern (darunter 1 Frau) der Jahrgänge 1945-1954. Sie waren 1989 in einer Leitungsposition der 1. bis 3. Ebene tätig, also nicht auf der Kombinatsebene angesiedelt, sondern als operative Kader auf der Ebene von Betrieben und Abteilungen. Sie waren es, die die Transformation der Industriebetriebe in Gang setzten, die Privatisierung durchführten und entweder als Geschäftsführer westlicher Unternehmen oder als Geschäftsführende Gesellschafter von Management-Buy-Out-Unternehmen tätig waren und blieben (Schmidt/Pohlmann 1996). Die Auswahl der Interviewpartner war aus pragmatischen Gründen regional auf ein ostdeutsches Bundesland beschränkt und branchenmäßig auf das verarbeitende Gewerbe und hier auf Mittel- und Großbetriebe ab 50 Beschäftigte, damit eine Ausdifferenzierung von Managementfunktionen gewährleistet war. Die Samplebildung folgte zunächst dem Prinzip der minimalen, dann der maximalen Kontrastierung. Erhebungsmethode war das narrative Interview, die Auswertung war zwar orientiert an der Erzählanalyse des narrativen Interviews, allerdings, aufgrund der doppelten Fragestellung des Projekts nach Berufsbiographien und betrieblichen Handlungspotentialen, abgewandelt unter Heranziehung von Techniken des Experteninterviews. Es wurden zunächst Fallanalysen durchgeführt und dann fallvergleichend die Gemeinsamkeiten und

Unterschiede der Kaderbiographien über verschiedene Stufen der Abstraktion rekonstruiert.

In diesem Beitrag wird besonderes Gewicht auf die theoretische Verallgemeinerung der den empirischen Differenzen zugrunde liegenden und sie erklärenden Strukturprobleme der kaderbiographischen Erfahrung gelegt, wie sie sich z. B. ausdrücken im institutionellen Lebenslaufregime und dem ihm korrespondierenden Erfahrungszusammenhang, in der Hinterbühnenrolle der Familie, der schicksalhaften Passung von generationstypischer Kindheitserfahrung und sozialistischer Herrschaftskultur u.a. Dabei wird auf die je fallspezifisch-besonderen Erscheinungsweisen des behaupteten Sachverhalts im Interviewmaterial und seine Interpretation nur unsystematisch und im Sinne eines Belegs für die theoretischen Aussagen verwiesen (s. insbesondere Abschnitt 5 und 7). Die Plausibilisierung der Forschungsergebnisse erfolgt in diesem Beitrag also nicht durch die Darstellung der theoriebildenden Schritte, sondern durch die möglichst reichhaltige Explikation der theoretischen Rekonstruktion des Untersuchungsgegenstandes. Die verwendeten Kategorien wurden in klassischer qualitativer Manier aus dem Material heraus entwickelt.

2 Das Lebenslaufregime

Die Staatsphilosophie der DDR knüpfte an die Semantik der Gleichheit der Subjekte an und verstand sich als explizite Alternative zur Semantik der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft, Gleichheit und Freiheit. Als Vergemeinschaftungsressourcen dienten das Primat des Kollektivinteresses über das Individualinteresse, die zentralistische Planung des Gesellschaftsprozesses und Antifaschismus und Antiimperialismus.² Sozialpolitische Programmatik und damit Integrationsmuster par excellence war die sozialstrukturelle Entgrenzung von Partizipationschancen für die Arbeiter- und Bauernschichten. Damit einher ging eine materielle und symbolische Deprivilegierung der anderen gesellschaftlichen Gruppen des Bürgertums, der Selbständigen, Akademiker etc. Diese Umschichtung der Sozialstruktur bedeutete einen weitreichenden Eingriff in die Soziokulturen, die Lebensgewohnheiten der hergebrachten Milieus; sie wurde instrumentiert durch ein institutionelles Lebenslaufregime, das dem Prinzip der Bildungs-, Berufswahl-, Arbeitsplatz- und Aufstiegslenkung folgte. Auf der Ebene der Kader wurden die Karrieren durch das Delegationsprinzip gesteuert, d. h. durch Abordnung und Übertragung von Befugnissen von oben nach unten. Die Kriterien für solche Delegationen waren die Klassenzugehörigkeit der sozialen Herkunft, individuelle Leistung, politische Loyalität und gesellschaftliches Engagement. Empirisch-praktisch schlug sich dieses hier sogenannte delegatorische Lebenslaufregime in der Form nieder, dass die je übergeordnete Nomenklaturebene über die biographischen Weichenstellungen auf der je untergeordneten Ebene entschied.

Aus der empirischen Analyse erschließt sich, dass mit diesem Lebenslaufregime ein Erfahrungszusammenhang der Begünstigung korrespondiert; Kehrseite der Medaille ist die Nicht-Begünstigung – beides nach Kriterien der Klassenzugehörigkeit und Regimetreue, von Eltern und Kindern. Die Begünstigung bestand in der Zuweisung (bzw. im Fall der Nicht-Begünstigung in der Verriegelung) von Teilhabechancen, z.B. Bildungs- und Berufschancen. Biographietheore-

tisch gesprochen, konstituiert ein solches Lebenslaufregime eine „Herrschaftskultur“ (Niethammer 1997, S. 380), die aufgrund der Instanzenabhängigkeit des Biographieverlaufs, ihres Prozessiertwerdens, einer Konstellation entspricht, wie sie auch in Patronageverhältnissen gegeben ist. Kristallisationspunkte dieses Erfahrungszusammenhangs sind die adoleszenten Statuspassagen zwischen Schule, Ausbildung oder Studium, und Beruf. Von großer Bedeutung war die Abordnung zur Erweiterten Oberschule (EOS), auf einen Studienplatz (in einer institutionell vorgegebenen Fachrichtung), und späterhin die beruflichen Delegationen bzw. deren Nicht-Gewährung.

Für das Verständnis dieses Lebenslaufregimes ist es entscheidend, folgendes zu berücksichtigen: dass diese Art der institutionellen Bildungs- und Berufslenkung auf Seiten der Betroffenen keineswegs mit dem Entzug von Motivation beantwortet wurde. Der Erfahrungsgehalt dieser institutionellen Lenkung kann nicht, wie dies auf den ersten und materialfernen Blick scheinen mag, pauschal als krude Unterdrückung, als Repression von individuell-eigenen Bildungs-, Aufstiegs- und sonstigen biographischen Veränderungsinteressen bestimmt werden. Er muss vielmehr im Horizont der Begünstigung begriffen werden, der Gratifikation – und im Gegenhorizont einer breiten Skala von Formen der Nicht-Berücksichtigung von Autonomieansprüchen und verriegelten Partizipationschancen, von denen die als staatsfern oder illoyal eingeschätzten Milieus betroffen waren.

Charakteristisch für dieses delegatorische Lebenslaufregime ist, dass es die Biographiesteuerung institutionell ‚monopolisiert‘ und individuelle Bildungs-Berufs- und lebensgeschichtliche Veränderungsinitiativen als Kontingenzen erscheinen lässt. Dies schafft eine zwar nicht zwangsläufig nach außen konfliktträchtige, wohl aber nach innen spannungsreiche Selbsterfahrung.³ Bei ihrer Verarbeitung kommen die Milieus mit Macht ins Spiel. Als Vermittler im Spannungsverhältnis von Individuum und Gesellschaft, von Konformität und Eigensinn, von Biographie- und Gesellschaftsprozess bzw. institutionellem Lebenslaufregime und Individualisierung geraten sie in eine verstärkte Spannung zur Herrschaftskultur, die begünstigten ebenso wie deprivilegierten Milieus. Im Sog der anfänglich die DDR konstituierenden Transformation der politischen Semantik von Freiheit und Gleichheit zur „Monosemantik“ (Srubar o.J., S. 7) der Gleichheit werden die hergebrachten, der Logik des Besitzindividualismus folgenden Lösungsmuster für die Bewältigung der Spannung von Individuum und Gesellschaft irritiert. Die bewährten Reproduktionsroutinen im Sinne des Erwerbs von gesellschaftlicher Anerkennung, Privatbesitz, Boden, Bildung, Wissen, Kapital, usw. werden kollektivistisch überformt. Es wird so eine Reorientierung in den Fragen des guten Lebens, der biographischen Sinnerfüllung, der Autonomie und Identität des Subjekts eröffnet und erzwungen.

In der Bewertung und Bearbeitung dieser Spannung von hergebrachten individualistischen Partizipationsmustern und kollektivistischer Institutionenbildung und Inklusion entwickeln die Milieus ihre je eigentümlichen Integrationspfade. Diese manifestieren sich in den individuellen Biographieprojekten. Aufgrund der ‚Monopolisierung‘ der Entscheidungen über den Lebenslauf auf seiten der Institutionen ist dabei von einer Verstärkung der auf der Individuierungsproblematik in der Auseinandersetzung von Individuum und Gesellschaft immer schon liegenden Spannung von Konformität und Eigensinn auszugehen.

Von hierher betrachtet, ist im Hinblick auf das Ende der DDR nach den Bedingungen zu fragen, unter denen dieses Spannungsverhältnis im Kern der sozialistischen Individuierungsproblematik aufbricht. Zu fragen ist auch nach dem Prozess-

verlauf, durch den das Dogma der Führungsrolle der Partei als Legitimationsformel für eine Politik der ‚Monopolisierung‘ des Herrschaftsverhältnisses zwischen StaatsbürgerIn und Staat durch die Staatspartei immer weniger funktioniert, d. h. für eine Politik der Monopolisierung des Lebenslaufs durch ein Kollektivinteresse.⁴

Die hier vertretene These lautet: auf der Ebene der individualbiographischen Erfahrung sind es zwar auch z.B. die Mangelwirtschaft und ihre Verletzung der technisch-ökonomischen Intelligenz und der Konsumfreiheit, auch die Entmoralisierung der politischen Klasse und das Unglaubwürdigwerden der Staatsgründungssemantik der Gleichheit, die die Legitimationsressourcen erschöpfen. Insbesondere aber, so das Ergebnis unserer Untersuchung, ist es die anhaltende gesellschaftliche Praxis, die Entscheidungen über den Lebenslauf staatlicherseits zu dominieren. Die These lautet, dass sich das Machtmonopol der Staatspartei über den Lebenslauf je länger desto weniger mit dem biographischen Alterungs- und Professionalisierungsprozess verträgt. In der untersuchten 3. Generation äußert sich dies als Abschwächung der staatsbürgerlichen Loyalität. Während sich in dieser Generation die abnehmende Loyalitätsverpflichtung noch als innere Widerständigkeit manifestiert, äussert sie sich in der Generation der Botschaftsflüchtlinge und Freitagsdemonstranten dann auch als offener Protest. Dieser Prozess, insbesondere im Hinblick auf die Generationsfolge, wird in dem Maße vorangetrieben, wie sich im Innern des Gesellschaftssystems sukzessive die in den ersten ca. 30 Jahren zunächst geöffneten Chancenstrukturen für die ab 1960 Geborenen schließen. Hinzu kommt, dass sich das Beobachtungsfenster nach außen, insbesondere zum Westen, aber auch zu den Ländern des sogenannten Goulaschkommunismus öffnet. Das delegatorische Lebenslaufregime unter der Herrschaft der Partei wird in dem Maße arbiträr, wie ihm die materiale Legitimationsbasis, gesellschaftlicher Fortschritt in der Herstellung von Gleichheit und Volkwohl entschwindet, und der Mythos der Überlegenheit der Staatsphilosophie, des Herrschaftssystems und der Führungsrolle der Partei falsifiziert wird.

Auf welchen Wegen und mit welchen Erfahrungsgehalten sich das Machtmonopol der Staatspartei über den Lebenslauf individualbiographisch niederschlägt, wie das Ineinander von Loyalitätsverpflichtung und Loyalitätsvorbehalt lebenspraktisch entsteht, davon wird im folgenden die Rede sein.

3 Das schulische Arrangement des Lebenslaufregimes

Die folgenden Ausführungen stellen den Versuch dar, das schulische Arrangement in der DDR im Hinblick auf seinen Erfahrungsgehalt für die SchülerInnen zu analysieren und die Frage zu beantworten, ob und in wieweit es mit dem delegatorischen Lebenslaufregime konvergiert. Da trotz einer Vielzahl von Untersuchungen eine zuverlässige Bestimmung der Erziehungswirklichkeit der DDR noch aussteht (vgl. Fabel 2002, S. 25f), sollen hier lediglich die Ordnungsprinzipien des Schulwesens als allgemeine Strukturvoraussetzungen der Habitusformation rekonstruiert werden.⁵

In der sowjetisch besetzten Zone wurde ab 1946 die Pädagogik im Sinne einer weitreichenden institutionellen Lenkung und Kontrolle der SchülerInnen durch

Mitgliedschaft in Kollektiven, z.B. den Jungen Pionieren, durch Ferienlager und Arbeitsbrigaden geformt (vgl. Schmidt 1996, S. 20), im Sinne einer „allseitig hohen Bildung mit einem festen Klassenstandpunkt“. Als weiteres Ordnungsprinzip wurde 1958 die polytechnische Ausrichtung des Unterrichts eingeführt. Damit wird die Sozialisation an der Passung des Individuums mit den Bedingungen von Arbeit und Produktion orientiert, d.h. an einer zweckrationalen Form der Vergesellschaftung, die an die Idee der gesellschaftlichen Nützlichkeit des Einzelnen gebunden ist. Mitte der 60er Jahre kommt es ansatzweise zu einer Individualisierung der pädagogischen Programmatik. Zu diesem Zeitpunkt stehen allerdings die von uns interviewten Manager bereits vor dem Schulabschluss.

Die Akzeptanz für die weitreichende Transformation des Bildungswesens und die Übernahme eines großen Teils der bisher elterlichen Erziehungsverantwortung durch die staatlichen Institutionen wurde durch die Abschaffung der Risiken des Arbeiterschicksals hergestellt. Für diejenigen Teile der Bevölkerung, die womöglich zunächst nicht an die Semantik der Gleichheit und des Aufbaus einer neuen Gesellschaft anschließen konnten, sowie für diejenigen, denen durch Krieg und Nachkriegswirren Heimat und Sozialbindung abhanden gekommen waren, stellte sich der Arbeiter- und Bauernstaat als Garant einer zuverlässigeren Existenz und Zukunft dar, der Bildungs-, Aufstiegs- und Partizipationschancen gerade für diejenigen Soziallagen eröffnete, die bis dahin strukturell davon ausgeschlossen waren. Mit der Umwertung des Status-Rollen-Gefüges verbindet sich eine zwar nicht luxuriöse, aber zunehmend und im Rahmen des Ostblocks vergleichsweise komfortable Einkommens- und Konsumsituation. Der DDR-Staat wurde so zum Inbegriff der sozialstrukturellen Entgrenzung von Teilhabechancen sowie der allgemeinen Befreiung von den Risiken des Arbeitslebens. Für viele Familien wird dies das erste Mal in ihrer Geschichte gewesen sein, dass sie ein von der unmittelbaren Sorge um die Subsistenz und um die Lebens- und Aufstiegschancen des Nachwuchses befreites Leben führen konnten.

Man kann bereits annehmen, dass jenseits aller Fragen der politischen Einstellung zur Staatsphilosophie der DDR die staatlichen sozialen Sicherheitsgarantien mit der Münze der Loyalität und Konformität vergolten und dies im Sinne einer Dankbarkeitsverpflichtung an den Nachwuchs weitergegeben wurde. Es erscheint insofern als folgerichtig, dass die „Wende“ 1989 nicht von der hier untersuchten Nachwuchsgeneration ausgelöst wurde, sondern erst von der nächsten, für die eine solche Dankbarkeitsverpflichtung angesichts der weitgehenden Selbstrekrutierung der Eliten und der verriegelten Chancenstrukturen nicht mehr gültig war.

Mit der programmatischen Neuordnung des Schulwesens am Beginn der DDR geht die staatliche Planung der Erziehungs- und Unterrichtstätigkeit einher, des Lehrstoffs, der Mittel und Techniken bis ins Detail der pädagogischen Arbeit (vgl. Fabel 2002, S. 34f); das gilt auch für die Krippen, die seit 1950 eingerichtet werden und Kinder ab dem 6. Monat aufnehmen. Es werden Lehrplanwerke für die verschiedenen Schulstufen entwickelt, die den LehrerInnen in der Regel wenig Bewegungsfreiheit lassen. (Unterhalb der Ebene gab es dennoch Spielräume des Lehrerhandelns, die auch durchaus genutzt wurden.)

Auf der Grundlage unserer Daten gehen wir davon aus, dass durch die enge Verregelung des schulischen Arrangements für LehrerInnen und SchülerInnen eine spannungsreiche Konstellation nach dem Muster der Patronage eingerichtet ist. Da die Schule über die Abordnung in die weiterführenden Bildungswege, insbesondere EOS und Studium entschied und da diese Delegationen immer knapp waren, ist des Weiteren davon auszugehen, dass besonders diejenigen, die

eine höhere Bildung anstreben, unter einigem Erwartungsdruck hinsichtlich des Wohlverhaltens standen. (Dies ist auch im Hinblick auf spätere berufliche Statuspassagen geltend zu machen.) In diesem Sinne lässt sich sagen, dass die Schule in die Herrschaftskultur des delegatorischen Lebenslaufregimes einübt. Die Analyse der Managerinterviews führt zugleich auch zu dem Ergebnis, dass unter den Bedingungen eines weitreichend institutionell verregelten Schul-, peer group- und Freizeitarrangements die Familie – gleichsam kontrafaktisch zum institutionellen Arrangement – als Hinterbühne für eine nicht-lizenzierte Selbsterfahrung und -entfaltung gestärkt wird.

Es ergibt sich so die Paradoxie, dass der Versuch, die Familie als Erziehungsinstanz zurückzudrängen und einzuengen, gleichsam das Gegenteil bewirkt hat, nämlich die Stärkung der Familie als Hinterbühne einer eigenlogischen Selbsterfahrung und Selbsterprobung.⁶ Dies ist auch dann noch geltend zu machen, wenn man in Rechnung stellt, dass auch die Familie letztlich dem Durchgriff der Macht ausgesetzt war. Die These von der großen Bedeutung der Milieuzugehörigkeit für die Formung von Habitus und Identität unter den Bedingungen des Staatssozialismus, über die sich die Transformationsforschung unterschiedlicher Couleur einig ist, wird durch unsere Studie ein weiteres Mal bestätigt.

Dennoch ist angesichts des Mechanismus von Wohlverhalten und Begünstigung daran festzuhalten, dass die schulische Sozialisation wesentlich eine Handlungsdisposition des Wohlverhaltens, der Konformität generiert und nicht, wie der spätere Loyalitätsabriss zeigt, die angestrebte Wertbindung im Sinne eines *commitments* zur Staatsphilosophie. Die hier untersuchte Generation als die erste in der DDR geborene sowie die 1960er Generation haben dies 1989 dokumentiert.

Um die Verknüpfung der Konformitätshaltung mit dem späteren Loyalitätsabriss, der für diese (Manager)Generation typisch ist, zu erklären, wird man auch die weiteren gesellschaftlichen Verhältnisse in ihrer Kindheit und Jugendzeit heranziehen. Man trifft dann mit dem Aufstand des Jahres 1953 auf eine Loyalitätskrise der Elterngeneration, sie drückt sich des weiteren in der Abwanderung von über 2 Millionen DDR-Bürgern nach Westdeutschland bis 1961 aus, und sie wird wahrscheinlich auch durch die ideologisch motivierten Verfolgungen der 50er Jahre genährt. Auf seiten der Jugendlichen wird die strenge Kontrolle der Alltagskultur sowie später der Prager Frühling und seine Niederschlagung gewirkt haben. Allerdings: von alledem ist in den Interviews, mit einer Ausnahme, nicht die Rede, weder von den politischen Ereignissen noch von den Begrenzungen der Alltagskultur. Im Ergebnis der empirischen Analyse haben wir diese Nichtthematisierung unter dem allgemeinen Sachverhalt einer Emotions- und Kritikabstinenz zusammengefasst. Damit wird auf die Beobachtung Bezug genommen, dass an Sequenzstellen der Interviews, die eine Verletzung des Autonomieanspruchs der Person zum Gegenstand haben und eine analoge Gefühlsäußerung, z. B. der Enttäuschung, oder eine normenkritische Äußerung erwarten ließen, diese unterbleiben. Oder es kommt zu einer legitimatorischen, normalisierenden oder entdramatisierenden Erlebnisdarstellung. Beispiele sind etwa die Erfahrung der Delegation in ein ungewolltes Studienfach, die Delegation in einen Betrieb oder auf einen Arbeitsplatz, die den eigenen Vorstellungen nicht entsprechen, oder auch eine vorenthaltene Delegation.

Eindrucksvoll stellt sich diese Emotions- und Kritikabstinenz auch im Zusammenhang mit den Versorgungsmängeln im Betrieb dar; in der Regel kommt es nicht zur Problematisierung der Ordnungsprozeduren des Wirtschaftssystems oder z.B. zum Ausdruck der Frustration über Autonomieverletzungen und, wie

man sagen könnte, Verletzungen der ökonomisch-technischen Intelligenz, sondern zu heroischen Episoden des Krisenmanagements nach dem Muster von Münchhausengeschichten.

In den Managerinterviews zeigt sich die Wirkungskraft des Mechanismus der Emotions- und Kritikabstinenz – in einer Situation vom Typ Interview, also auf einer (semi)offiziellen Bühne – selbst dann, wenn sich kritische Äußerungen über die DDR finden, auch sie tragen den Stempel der Patronage, des Wohlverhaltens. Es ist eine Kritik, die das kritisierte Handlungssystem zugleich in Schutz nimmt, das gerade noch Kritisierte sogleich normalisiert und legitimiert und in diesem Sinne ihr eigenes Verbot in sich trägt. Indem sie sich mit der Thematisierung von Vorzügen des Kritisierten verbindet, entsteht eine widersprüchliche Momentaufnahme, die zudem in der Regel Nebenschauplätze erfasst. Es entsteht so eine Kritikform, auf die zutrifft, was Engler (1992, S. 115) in einem anderen Zusammenhang festgestellt hat: „Sie steht sowohl der Objektivierung wie der Subjektivierung im Wege. Indem man sich ihrer bedient, wird man weder seiner Stellung in einer umfassenden Handlungskonfiguration realitätsbezogen gewahr, noch vermag man es, seinen Bedürfnissen, Hoffnungen, Wünschen und Ängsten einen angemessenen, für andere verständlichen und anschlussfähigen Ausdruck zu verleihen.“

Vor diesem Hintergrund gehen wir davon aus, dass die Rekonstruktion der Beziehungsstruktur, die durch das schulische und Freizeit-Arrangement in der DDR konstituiert wird, gleichsam *in nuce* das allgemeine Herrschaftsverhältnis zu erkennen gibt, das mit dem Dogma der führenden Rolle der Partei in allen Lebensbereichen eingerichtet ist. Der Idee nach der Logik von Führung und Gefolgschaft verpflichtet, gerät es in der institutionellen Durchführung unter der Hand unter einen Begünstigungsvorbehalt und verliert dabei seinen charismatischen Gehalt. Statt zur Wertbindung im Sinne der Staatsphilosophie kommt es zur Verpflichtung auf Loyalität, genauer, wie im weiteren zu zeigen sein wird, auf die Darstellung von Loyalität.⁷ Das Ende der DDR zeugt davon, dass eine routinemäßige Konformitätsverpflichtung für die Fortexistenz eines Gesellschaftssystems unter Krisenbedingungen nicht ausreicht.

4 Adoleszente Statuspassagen und das Delegationsprinzip

Für die Heranwachsenden wird das delegatorische Lebenslaufregime in seiner biographischen Determinationskraft zum ersten Mal schicksalhaft fühlbar in der 6./7. Klasse, wenn sich die Entscheidung über den Schulabschluss, insbesondere über den knappen Zugang zur EOS vorbereitet. Die 2. Schwelle ist die zwischen Schule und Ausbildung, am Ende der 9. Klasse. Hier fällt die Entscheidung über die Abordnung entweder in die EOS, die zur Hochschulreife führt, oder in die Berufsausbildung mit Abitur (BmA), oder sonstige Ausbildungen. Das Delegationsprinzip strukturiert auch die 3. Schwelle zwischen Ausbildung und Beruf bzw. Studium und Beruf. Im individuellen Fall sind dort, wo die Initiative ergriffen wird, Korrekturen möglich. Es ist hier insbesondere noch einmal zu betonen, dass die Bildungs- und Berufslenkung nicht alle Individuen gleichermaßen betraf, das gilt z.B. für diejenigen, die den Bildungsweg mit der Regelschule abschlossen.

Die im Hinblick auf die Bildungs- und Berufslenkung entscheidende Schwelle war die Zulassung zur EOS, hier wurden Nichtbegünstigungen schmerzhaft erfahrbar. Wenn diese Schwelle genommen war, war man potentiell auf dem Weg zum sogenannten Kaderreservoir, und damit unterlag man den institutionellen Lenkungen insbesondere.

Die Delegation tritt immer wieder in Kraft, wenn Veränderungen der Bildungs- und Erwerbsbiographie anstehen, bei Positions-, Betriebs-, Wohnortwechseln ebenso wie bei Fortbildungen, Schulungen u.ä. Es handelt sich sowohl um die Initiierung von Veränderung wie die Blockierung von individuellen Veränderungsinitiativen. Zwar können gelegentlich Korrekturen erwirkt werden, allerdings verbleiben auch sie wie alle anderen Statuspassagen im Lebensverlauf unter dem maßgeblichen Einfluss des Delegationsprinzips. So wird das delegatorische Lebenslaufregime zur gesellschaftlichen Erfahrung, die sich über den ganzen Lebensverlauf hinweg wiederholt und immer wieder mit den individuellen Selbstentwürfen konkurriert – und konfligiert. Das Delegationsprinzip fungiert im Sinne eines *channeling* und *creaming*, ohne dass Individualinteressen systematisch berücksichtigt werden. Das hat zur Konsequenz, dass die eigenbiographischen Entwürfe auch der Begünstigten in ihrer Relevanz hinuntergestuft, fachliche und berufliche Vorstellungen und Karrierewünsche aufgegeben werden müssen, um die institutionelle Abordnung z.B. auf einen Studienplatz nutzen zu können. Die Wahrnehmung von formalen Bildungs-, Weiterbildungs- und Aufstiegschancen wird so mit dem scheinbar sanften, weil im Gewand der Begünstigung daherkommenden Zwang zum Verzicht auf inhaltliche Entscheidungsautonomie verkoppelt.⁸ Der institutionell zur Verfügung gestellte Partizipationskanal wird gewissermaßen unbesehen als Begünstigung be- und ergriffen. Um eine Gefährdung der Begünstigung zu verhindern, wird das System der Chancenzuweisung der Kritik entzogen. Vor die Entscheidung gestellt zwischen dem Entweder der Nutzung des Angebots, z.B. eines Studienplatzes, und dem Oder der Nichtbegünstigung erscheint allerdings in jungen Jahren der Verzicht auf die Autonomie der berufsbiographischen Entscheidungen verschmerzbar.

Unter entwicklungstheoretischem Gesichtspunkt ist dieser sanfte Zwang zum Verzicht auf Entscheidungsautonomie jedoch als fatal einzuschätzen, wenn man bedenkt, dass das Krisenformige einer solchen Erfahrung insbesondere an der Schwelle zum Erwachsenwerden nicht zugelassen, nicht manifest werden darf, weil das die Begünstigung gefährdete. Die Milieus in ihrer Eigenschaft einer Hinterbühne erhalten hier ihre besondere Bedeutung für die Persönlichkeitsentwicklung. Entscheidend ist, ob die Familie oder sonstige Bezugsgruppen, z.B. die Kirchengemeinde, eine solche Hinterbühne bereitstellen, auf der Widersprüche gefahrlos wahrgenommen, das Krisenpotential verweigerter Autonomieansprüche zugelassen und bearbeitet, „abweichende“ Gefühle gegenüber den institutionellen Gatekeepern geäußert werden können. So entsteht, neben der Konformitätsdisposition für den öffentlichen, genauer: offiziellen Raum, auf den Hinterbühnen der Erfahrung die Eigensinnsdisposition. Die Besonderheit dieser Hinterbühne, so ist mit der durch unsere Fallzahl gebotenen Vorsicht zu vermuten, bestimmt sich nicht in erster Linie durch die sozialstrukturelle Lagerung, sondern vielmehr nach dem Grad an Selbsterfahrung und Individuierung, der z.B. in der Familie lebenspraktisch zugelassen ist (vgl. Oevermann u.a. 1979). Dieser steht, folgt man unserem Datenmaterial, keineswegs in einem ursächlichen Zusammenhang mit der objektiven Nähe und Distanz des Milieus zum System.

Zweierlei könnte hier eingewandt werden. Zum einen, es handele sich bei der Erfahrung negierter Entscheidungsautonomie in den adoleszenten Statuspassagen um eine für die Erklärung der Identitätsformation zu vernachlässigende Größe. Dies ist aber nicht nur im Horizont subjekt- und bildungstheoretischer Überlegungen schwer aufrechtzuerhalten, sondern v. a. auch aufgrund der empirischen Analyse. Das Interviewmaterial dokumentiert unmissverständlich die biographisch formative Kraft dieser Erfahrung, sichtbar insbesondere bei den durch das delegatorische Lebenslaufregime Begünstigten. Nicht nur werden die durch die Bildungs- und Berufslenkung verursachten Weichenstellungen detailliert erinnert und in ihrem ambivalenten Erfahrungsgehalt dokumentiert, sondern im Ergebnis der Untersuchung erweist sich das Ineinander von Individuierungschance und Autonomieverzicht als zentrale Struktureigenschaft der Identitätsformation.

Ein anderer Einwand könnte lauten, dass Allokation Aufgabe jedes institutionellen Lebenslaufregimes sei und dass außerdem junge Leute sehr häufig nicht genau wüssten, was sie studieren sollten. Insofern seien sie offen für Angebote ‚von außen‘. Keins von beidem soll hier bestritten werden. Worauf es ankommt, ist der Umstand, dass das Lebenslaufregime, indem es einen Erfahrungszusammenhang der Begünstigung einrichtet, eine Haltung der Bereitschaft zur Heteronomie, zur Machtkonformität generiert. Von zentraler Bedeutung ist allerdings auch, was es *in the long run* des Biographieverlaufs nicht bewirkt, zumindest bei der untersuchten sozialen Gruppe (und der Nachfolgegeneration) nicht bewirkt hat: die Hingabe an die sozialistische Bewegung und eine ganzheitlich-staatsbürgerliche Loyalität.

Die Wirkkraft dieses Erfahrungszusammenhangs, gleichsam die Macht der Verhältnisse, lässt sich am Beispiel der Statuspassage zwischen Schule und Ausbildung illustrieren. Hier ist die Abforderung einer eigenen Entscheidung über den einzuschlagenden Ausbildungs- und Berufsweg deshalb gewichtig, weil sie exemplarisch die Handlungssituation der erwachsenen Person verkörpert, die ihre Entscheidungen selbstverantwortlich trifft und die biographischen Konsequenzen trägt wie z.B. die der weitreichenden Festlegung auf einen Beruf. Dadurch, dass hier eine Entscheidung im Sinne einer Selbstverpflichtung autonom getroffen wird, wird auch die für die Durchführung und das Durchhalten eines institutionellen Ablaufmusters notwendige Motivationsbasis generiert. Dagegen – und auch hier ist daran zu erinnern, dass nur ein Teil der DDR-BürgerInnen in diese Erfahrung eingebunden war – wird mit dem delegatorischen Lebenslaufregime gerade nicht die eigensinnig-autonome Auseinandersetzung mit sich und der Welt und eine sich darin selbst begründende Identität institutionell abgefordert, sondern delegitimiert. Belohnt wird eine Haltung der Bereitschaft zur Heteronomie, zur Machtkonformität. Sie wird – zumindest auf den offiziellen Bühnen – flankiert von einer Abstinenz und Dethematisierung von offener Kritik an gesellschaftlichen Verhältnissen einerseits und von der Entemotionalisierung und Rationalisierung von Erfahrungen vorenthaltener Entscheidungsautonomie andererseits. Kritik- und Emotionsabstinenz sind dabei in der hier vertretenen Sicht nicht Ausdruck eines strategisch-taktischen Kontrollbewusstseins, sondern eingeschliffenes Verhaltenssegment.

Diese Sicht wird durch einen Rekurs auf die Generationszugehörigkeit der untersuchten sozialen Gruppe noch erhärtet. Es ist davon auszugehen, dass die um 1945 Geborenen in einem besonderen Passungsverhältnis zum delegatorischen Lebenslaufregime stehen. Die am Ende des Krieges und in den Jahren nach dem Krieg Geborenen sind aufgrund materieller Knappheit, sozialer Unordnung und

der Vaterlosigkeit der Gesellschaft von früh auf eingeübt in Verzichtleistungen und daran gewöhnt, dass auf ihre Befindlichkeiten wenig Rücksicht genommen wird. Sie erleben die Krisen des Erwachsenwerdens tendenziell in einer entdramatisierten Form und lernen von früh auf, enttäuschte Erwartungen zu entdramatisieren und Affekte zu neutralisieren. In diesem Sinne lässt sich eine generationsspezifisch-typische Tendenz zur Abstinenz von Kritik und zur Enttäuschungsfestigkeit in den Angelegenheiten des eigenen Lebens extrapolieren. Man wird davon ausgehen können, dass die in den frühen Jahren durch Kriegs- und Nachkriegszeit abgerufenen Habituskomponenten der Verzichtsgewöhnheit und Dethematisierung von Befindlichkeiten in besonderer Weise mit den Verhaltenserfordernissen der Abstinenz von Kritik und der Entemotionalisierung gegenüber der gesellschaftlichen Erfahrung korrespondieren, die für die Begünstigung durch das delegatorische Lebenslaufregime erforderlich sind. Man kann geradezu von einer schicksalhaften Passung dieser Generationslage mit dem staatssozialistischen Lebenslaufregime insofern sprechen, als sie bereits für die nächstfolgende Generation nicht mehr zutrifft. Es sind die im Verhältnis zu der hier besprochenen Generation 10 bis 15 Jahre Jüngeren, die diese Abstinenz nicht mehr aufbringen, nicht nur sind ihre Kindheitsjahre durch eine andere sozialisatorische Konstellation charakterisiert, sondern auch die gesellschaftliche Erfahrung ihrer Jugend und des frühen Erwachsenenalters ist angesichts der sozialstrukturellen und biographischen Schließungsprozesse in den 1980er Jahren eine ganz andere. Für die hier diskutierte Generation von Managern gilt: delegatorisches Lebenslaufregime und der Niederschlag des Delegationsprinzips in sozialen Beziehungsmustern der Begünstigung formen ein allgemeines Klima der Machtkonformität und im besonderen eine Routine der Loyalitätsdarstellung (vgl. Engler 1992, S. 29; 1999, S. 281; Pollack 1990; Lepsius 1994, S. 28f.).

5 Das Monopol der Staatspartei über den Lebenslauf und die gesellschaftlichen Hinterbühnen

Von größter Bedeutung für die Beantwortung der Frage nach der Eindringtiefe der Diktatur ist die Rekonstruktion des Verbleibs bzw. der Verarbeitung der durch das delegatorische Lebenslaufregime negierten Autonomieansprüche. Die These lautet hier, dass die unfreiwillig aufgegebenen biographischen Präferenzen nicht wegeleigert oder vom beruflichen Aufstieg und Erfolg aufgesogen werden, sondern in ihrem Erfahrungsgehalt intrasubjektiv aufbewahrt bleiben, dem Erfahrungsgehalt der Verletzung der Person durch negierte Entscheidungsautonomie. In der Aufsichtung der biographischen Ereignisse und Erlebnisse über die Zeit gerinnt dieser Erfahrungsgehalt zu einer *reservatio mentalis*, zu einem unausgesprochenen Machtvorbehalt (vgl. auch Pollack 1998, S. 121). Darin ist gewissermaßen das Leiden an der Gesellschaft aufbewahrt.

Diese *reservatio* verschafft sich in den biographischen Erzählungen auf vielerlei Weise Ausdruck, am klarsten in der antinomischen Konstruktion von bekenntnishafter „anhaltender Loyalität“ (Hoerning/Kupferberg 1999) zur Planwirtschaft und betonter Grenzziehung zwischen der – eigenen – Wirtschaftssphä-

re mit ihren operativen Kadern und der politischen Sphäre und politischen Klasse. Diese soziale Selbstverortung durch Nichtzugehörigkeit scheint nicht einfach als Nach-Wende-Syndrom abzutun zu sein, weil sie in den verschiedenen Episoden der biographischen Erzählung zu beobachten ist. Diese Selbstverortung impliziert eine Kritik, in deren Hintergrund man neben den Verletzungen der Autonomieansprüche durch das Lebenslaufregime auch die Verletzung der ökonomisch-technischen Intelligenz der Wirtschaftskader durch die Mangelwirtschaft vermuten kann, die ebenfalls Resultat der Steuerung durch die politische Klasse ist. Auf diese unmissverständliche soziale Abgrenzung trifft man auch bei denjenigen, die als Arbeiterkinder und womöglich Vertriebene am meisten vom Lebenslaufregime in der DDR profitiert haben.

Das ‚Schicksal‘ der *reservatio mentalis* ist an die familiäre Hinterbühne gebunden, sie wird in ihrem Sinngehalt hier z. B. diskursiv verfügbar oder aber ausgeblendet oder eingekapselt (s. Abschnitt 7). Entscheidend ist, dass diese *reservatio mentalis* nicht in die routinemäßige Darstellung von Konformität und Loyalität interveniert. Gleichwohl vergeht sie auch nicht im Laufe der Zeit, sondern schiebt sich parallel zur Haltung der Machtkonformität auf: Machtkonformität und Machtvorbehalt bilden die beiden Seiten der selben Sache, der Herrschaftskultur des delegatorischen Lebenslaufregimes. (Eine solche *reservatio mentalis* würde auch erklären, warum es im Vorfeld des Mauerfalls 1989 und in den anschließenden Monaten keinen nachhaltigen Widerstand dieser Statusgruppe gegen die Verfalls- und Auflösungserscheinungen des Gesellschaftssystems gab. Vielmehr scheint es so zu sein, dass für sie die Transformation der Wirtschaft mehr Probleme löste als schaffte.)

Auch die Betrachtung der weiteren gesellschaftlichen Verhältnisse stützt die These von einer sich je länger desto mehr aufschichtenden *reservatio mentalis*, z.B. das Scheitern des Neuen Ökonomischen Systems und die strukturelle Rigidität der Betriebe in der DDR, von der die Forschung nach 1989 spricht. In Anlehnung an Göschel (1999, S. 30) kann man davon ausgehen, dass der im Wechsel der Generationen jeweils sich vollziehende soziale Wandel auch von dieser DDR-Generation in Gang gesetzt worden wäre – vergleichbar der im Westen – „wenn er denn politisch möglich gewesen wäre.“

Vor dem Hintergrund unserer Ergebnisse scheinen solche Diagnosen wie die eines Gefühlsstaus der DDR-Bevölkerung (Maaz) oder auch einer Missbalance von Freisetzung und Unterdrückung (Engler 1992, S. 49) die Situation nicht genau zu treffen. Vielmehr wäre davon auszugehen, dass es die im Ineinander von Freisetzung und Unterdrückung biographisch aufgeschichtete *reservatio mentalis* ist, die im Zusammenhang mit dem sozialen Wandel in der DDR in den 1980er Jahren die zunächst gehaltene Loyalitätsverpflichtung ins Trudeln bringt. Loyalität, Kritik- und Emotionsabstinenz lohnen sich gewissermaßen nicht mehr, das, was bisher auf der Hinterbühne geschah, dringt auf die Vorderbühne (vgl. Kohli 1994, S. 54f).

Wir nehmen nicht an, dass sich aus der inneren Lage, die wir als *reservatio mentalis* bezeichnet haben, zwangsläufig eine pathogene Störung des Gefühlshaushalts ableitet, von der Engler (1992) ausgeht. Vielmehr hängt bei einer solchen Konstellation von Machtkonformität und Machtvorbehalt vieles, vielleicht alles davon ab, ob und dass das Individuum über Hinterbühnen (vgl. Goffman 1998) oder soziale Räume verfügt, in denen die Bedingungen dafür eingerichtet sind, „sich selbst ein Objekt zu sein“ (Mead). Auf solchen Hinterbühnen wären die gesellschaftlichen Erfahrungen, die Krisenpotentiale und Verletzungsdispositionen,

die die *reservatio mentalis* bilden, zugelassen. Sie könnten hier ihren autonomen Ausdruck finden, der die Spannung von Konformität und Eigensinn thematisiert.⁹

Die Feststellung, dass diese Hinter- und semioffiziellen Bühnen funktional für die Aufrechterhaltung des Systems sind und von ihm aus eben diesem Grund auch gewährt werden, wäre mikrosoziologisch so zu ergänzen, dass sie im Rahmen bestimmter Milieus auch einen Raum des Aushandelns eigener Basispositionen bilden, vor deren Hintergrund die Loyalitätsdarstellung auf der Vorderbühne zum Ritual werden kann (vgl. Pollack 1998, S. 120ff). Dennoch wird man daran festhalten müssen, dass die Hinterbühnen das System stabilisieren, dass nicht eine wie auch immer ritualisierte Loyalitätsdarstellung, sondern nur die offene Auseinandersetzung die Verhältnisse in Bewegung bringt. Die empirischen Bedingungen dafür waren, wie die Geschichte zeigt, in der dritten Generation nicht gegeben.

Wie die Recherchen von Stasiakten nach der Wende sichtbar gemacht haben, wurden in dem Maße, wie sich im Laufe der Zeit die Bevölkerung solche Hinterbühnen und Semibühnen eroberte (vgl. Pollack 1998), die Anstrengungen zu ihrer staatlichen Kontrolle vergrößert. Worauf es hier ankommt, ist die Feststellung, dass insbesondere über die familialen Hinterbühnen ein Moment sozialer Differenzierung wirksam wird.

In der hier vertretenen Sicht ist es v.a. die Auseinandersetzung mit dem delegatorischen Lebenslaufregime, an dem sich die hergebrachten Milieuunterschiede auskristallisieren. Die in den Primärbeziehungen herrschenden Freiheits- und Unfreiheitsgrade der Perspektivenübernahme, der Selbstdistanz und der eigensinnigen Wirklichkeitskonstruktion, der zugelassene Grad der „Subjektivierung“ und „Objektivierung“ (Engler 1992) der gesellschaftlichen Erfahrungen, oder umgekehrt, das Maß an Denkverboten, an Dethematisierung von Antinomien und an Kanonisierung staatssozialistischer Dogmen, bilden ein zentrales Moment für die Erklärung der sozialen Differenzen. Sie lassen sich in ihrer typologischen Struktur bis hinein in die Transformationserfahrung beobachten. Der Typus der Hinterbühnenerfahrung lässt sich dabei nicht aus der Stellung im Gefüge der Vorderbühne ableiten, z. B. verträgt sich eine hohe politische Funktion des Vaters sowohl mit einer sozialistisch-kanonischen als auch einer diskursiven familiären Hinterbühne. Die Besonderheit einer Hinterbühne ist auch keine Frage der zugelassenen Themen wie etwa des Versorgungsmangels, der Reisebeschränkungen oder der Nichtbegünstigung, sondern steht und fällt mit der Möglichkeit des Durcharbeitens (vgl. Freud 1969) von Ereignissen und Erlebnissen im Gegenhorizont nichtlizensierter Weltbezüge. Um ein Beispiel zu nennen: im Gegenhorizont der christlich-religiösen Weltanschauung.

6 Das Ende der DDR: Eine biographietheoretische Erklärung

Den Erklärungen des „Paradox von Stabilität und Untergang“ der DDR (Pollack 1998, S. 111; vgl. Ettrich 1999) soll hier eine weitere hinzugefügt werden: Die massenhafte Eröffnung von Individuierungschancen für die traditionell unterprivilegierten Gesellschaftsgruppen erweist sich zunächst, in den ersten 30 Jahren als ausreichende Legitimation für das delegatorische Lebenslaufregime. Mit den

Begünstigungen durch das Lebenslaufregime geht auf seiten der Individuen der Verzicht auf autonome (berufs)biographische Wahlentscheidungen und Weichenstellungen einher. Es herrscht gewissermaßen die sanfte Diktatur des Regimeinteresses. Ihre Akzeptanz drückt sich aus in der Haltung der Konformität. Getauscht werden Loyalität und die Relevanzabstufung des Individualinteresses gegen Bildungs- und Berufskarrieren, gegen Teilhabe an Macht und an den sozialen Belohnungssystemen.

Allerdings: weil das Eine nicht ohne das Andere zu haben ist, und zwar in einer der zentralen Existenzfragen, der der beruflichen Identität, schichtet sich, sowohl individualbiographisch wie auch intergenerational, neben der Haltung der Machtkonformität ‚subkutan‘ eine *reservatio mentalis*, ein unausgesprochener Machtvorbehalt auf. In der untersuchten Generation verschafft sich dieser Machtvorbehalt mit zunehmendem Alter als beginnende innere Widerständigkeit gegen die institutionelle Verwaltung des Lebenslaufs gleichsam individualistisch Ausdruck. Dann aber in der Generation der Freitagsdemonstranten und Botenschaftsflüchtlinge äußert sie sich auch kollektiv-öffentlich als Protest.

Für die untersuchte dritte Generation verläuft dieses Ineinandergreifen von Machtkonformität und Machtvorbehalt, von Konformität und Eigensinn in einem langgestreckten Prozess, der dadurch gekennzeichnet ist, dass sich Enttäuschung und Belohnung, unregelmäßig und unkalkulierbar, abwechseln. Aufgrund dieser Balance können erlittene Enttäuschungen verschmerzt und Loyalität gewahrt werden. Dies gilt auch dann noch, wenn es im Biographieverlauf zu Ereignissen kommt, die den Machtvorbehalt stark nähren; das kann z.B. die Nichtgewährung einer befristeten Abordnung in eine Hochschule sein oder eine die ökonomisch-technische Intelligenz oder die Moralvorstellungen verletzende institutionelle Entscheidung. Auch wenn dadurch die Routine der Loyalitätsdarstellung nicht gestört wird, so müssen doch Wege gefunden werden, das Krisenpotential solcher Ereignisse zu bewältigen. Dies geschieht auf verschiedenen Wegen, z.B. durch Diskursivierung auf der familialen Hinterbühne, durch Ausblendung oder durch Einkapselung. Ausblendung und Einkapselung bedeuten, dass die Ereignisse erinnerungsfähig gehalten werden, aber in ihrer objektiven Bedeutung der Verletzung oder Enttäuschung subjektiv unbegriffen bleiben. Im Fall der Diskursivierung kann es unter bestimmten Umständen zu einer hier sogenannten Transformation im Kopf kommen, d.h. der Erfahrungsgehalt eines Ereignisses ist derart konfliktgeladen, dass ein innerer Wandlungsprozess in Gang kommt, an dessen Ende das Subjekt nicht mehr ist, was es war, das Verhältnis zu sich selbst und seiner Umwelt verändert sich grundlegend. Während die Transformation im Kopf eine diskursive Verständigung über sich und die Welt im Sinne des Durcharbeitens der Erlebnisse beinhaltet, sind im Fall der Einkapselung und der Ausblendung die antinomischen Erfahrungsgehalte nicht mehr diskursiv verfügbar, können nicht durchgearbeitet werden, bleiben aber in der Erinnerung an die Ereignisse und Erlebnisse aufgehoben und finden als solche Eingang in die biographische Erzählung – und biographietheoretische Analyse. (Hierauf wird im nächsten Abschnitt zurückzukommen sein.)

Auch wenn die Loyalitätsdarstellung von diesen Prozessen nicht behindert wird, so bleibt doch das Loyalitätsverhältnis zwischen den Managern und ihrem Staat nicht unberührt. Dies ist daraus ersichtlich, dass sich die Darstellung staatsbürgerlicher Loyalität gerade zu dem Zeitpunkt nicht einstellt, als dies womöglich entscheidend für den Fortbestand des Gesellschaftssystems hätte sein können, in der politischen Krise 1989. Der Loyalitätsabbruch, der hier zum Aus-

druck kommt, ist das Ergebnis des in der Regel über Jahre aufgeschichteten unausgesprochenen Machtvorbehalts. Die am Beginn der Karrieren der Wirtschaftskader und auch in den Jahren des jungen Erwachsenenalters durchaus existierende Vorbehaltlosigkeit und staatsbürgerliche Loyalität verengt sich im Laufe der Biographie auf die Loyalität zum eigenen Betrieb.

In diesem Erklärungsmodell spielt der Alterungsprozess eine außerordentlich große, entscheidende Rolle. Der biographische Reifungs- und berufliche Professionalisierungsprozess verträgt sich zunehmend weniger mit einem delegatorischen Lebenslaufregime. Was in jungen Jahren in der Balance von Teilhabechancen und Loyalitätsverpflichtung als legitim erscheint, wird mehr und mehr durch Erfahrungen heteronomer Biographiesteuerung, z. B. blockierter Veränderungsinitiativen durchkreuzt. Auf der Seite des Machtvorbehalts bildet sich Zug um Zug in dem Maße, wie man sich gegenüber den v.a. beruflichen Herausforderungen des betrieblichen Managements unter stets krisenhaften Bedingungen bewährt, eine innere Widerständigkeit gegen die heteronomen biographischen Weichenstellungen heraus, baut sich gewissermaßen eine implizite Diktatur des Eigensinns auf. Diese Widerständigkeit, das ist hervorzuheben, richtet sich nicht gegen den idealistisch-humanistischen Gehalt der Staatsphilosophie, sondern gegen die institutionellen Formen und Instrumente, in denen sie sich realisiert.

Von großer Bedeutung ist auch, dass die gesellschaftliche Entwicklung in den 1980er Jahren die *reservatio mentalis* speist, das Zurückbleiben der makrostrukturellen Entwicklung hinter der Semantik der Gleichheit und Überlegenheit wird deutlicher sichtbar, die ursprünglichen Vergemeinschaftungsprinzipien werden im Lauf der Jahre profanisiert und veralltäglicht und verlieren ihre Bindekraft. Neben dem zunehmenden wirtschaftlichen Rückstand führen auch die Öffnung der Fensters zum Westen wie zu den östlichen Nachbarn, die ungebrochene Immobilität der politischen Klasse zu antinomischen Erfahrungen und Wahrnehmungskrisen auf der Ebene der Lebenswelt. Als ein herausragendes Beispiel sei hier die Selbstreproduktion der Eliten seit Ende der 1970er Jahre genannt. Dies alles verbraucht sowohl die Legitimationsressourcen für das Staatsmonopol über den Lebenslauf als auch die individuellen Loyalitäts- und Dankbarkeitsverpflichtungen.

Für die untersuchten Wirtschaftskader führt die sich scherenförmig entwickelnde Differenz zwischen Plan und Faktizität zu erheblichen Ambivalenzen. Die Einsicht in den illusionären Charakter des politischen Anspruchs auf ökonomischen Fortschritt, dem auch die eigene Anstrengung gegolten hat, ruft Frustration hervor, eine Ahnung von der Vergeblichkeit des Verzichts auf biographische und beruflich-betriebliche Entscheidungsspielräume macht sich breit.

Dies ist die Situation, auf die die Nachfolgeneration, die der späteren Freitagsdemonstranten und Botschaftsflüchtlinge beim Eintritt ins Erwachsenenalter und an der Schwelle zwischen Ausbildung und Studium bzw. Beruf trifft: einerseits, auf der Makroebene, auf verschlissene Vergemeinschaftungsressourcen und eine rückständige Ökonomie, andererseits, auf der Mikroebene, auf die *reservatio mentalis* der Älteren. Man kann davon ausgehen, dass diese *reservatio mentalis* gewissermaßen subkutan an den Nachwuchs weitergereicht wird, aber entscheidend ist, dass sie dort von außen verstärkt wird durch die sich schließenden Chancenstrukturen, insbesondere hinsichtlich des Zugangs zu den Hochschulen und Führungspositionen. D.h. im Hinblick auf die Generationsfolge sind für den Nachwuchs die objektiv äußeren Bedingungen für die Balance von Machtkonformität und unausgesprochenem Machtvorbehalt entfallen. Was im Hinblick auf

den Loyalitätsabriss bei den Vorgängern der Alterungs- und Reifungsprozess leistete, wird hier durch die soziale Schließung geleistet.

Wir gehen davon aus, dass bei der Nachfolgegeneration die Abschtichung des Konformitätspotentials dort ansetzt, wo bei den Vorgängern die Aufschtichung begann, an der Erfahrung des delegatorischen Lebenslaufregimes; die zuvor in Aufstiegskarrieren aufgehobenen Individuierungsansprüche beginnen bei den Jüngeren gewissermaßen ein Eigenleben; in diesem Sinne kommt es intergenerational zu einem Erstarren des Eigensinns des Selbst, der sich dann nicht mehr nur individualbiographisch, sondern kollektiv manifestiert in Gestalt öffentlich ausgesprochener Herrschaftskritik.

Die These lautet also, dass es das Machtmonopol der Partei über den Lebenslauf ist, das bei den einen die innere Bereitschaft zur Aufgabe des Herrschaftssystems, bei den anderen die offene Auflehnung dagegen aufgebaut hat. Es ergibt sich so das Paradox, dass das delegatorische Lebenslaufregime, das eine andere, gerechte Chancenverteilung herbeiführen sollte und dies zunächst auch bewirkte, zugleich die *reservatio mentalis* generiert, die als ein wichtiger Wegbereiter für das Ende der DDR gelten kann.¹⁰ Die *reservatio mentalis* der untersuchten Generation ist dabei keineswegs ein Phänomen der ehemals bürgerlichen und vom DDR-Staat nicht begünstigten Milieus, sondern ist genauso durch diejenigen repräsentiert, die vom delegatorischen Lebenslaufregime profitiert haben.

7 Lebenslaufregime und Identitätsarbeit

Für diejenigen, die als zukünftige Wirtschaftskader und Mitglieder der Intelligenz in Frage kamen, konstituierte das delegatorische Lebenslaufregime die paradoxe Konstellation, dass die Wege dahin institutionell zwar eröffnet wurden, aber die individuellen Neigungen nicht zur Geltung kamen. Im Ergebnis führte dies einerseits zu einer Haltung der Akzeptanz von Heteronomie. Andererseits entstand als nichtintendierter Nebeneffekt eine *reservatio mentalis*, ein Vorbehalt gegenüber dem staatlichen System und seinen Akteuren. Um die empirischen Differenzen in der Verarbeitung dieser Konstellation erklären zu können, sind die Familie und die sozialen Milieus als Vermittler zwischen Biographie- und Gesellschaftsprozess (vgl. Vierzigmann/Kreher 1998, S. 23f.), sind die in ihnen gleichsam herrschenden Formen und Mechanismen der Identitätsarbeit zu betrachten. Identitätsarbeit wird hier nach Schütze (2001, S. 6) bestimmt als Prozess der Übernahme sozialer Deutungsmuster und besonders moralischer Orientierungen, so dass sie als handlungsleitende Regeln fungieren. Diese Orientierungen und Anschauungen müssen vom Individuum bei der Verfolgung seiner vielfältigen biographischen Projekte zueinander in Beziehung gesetzt und kombiniert werden, gleichzeitig steht es vor der Aufgabe, sich von ihnen zu distanzieren, sich mit den von ihnen ausgehenden widersprüchlichen Anforderungen auseinander zu setzen und paradoxe Konstellationen zu bearbeiten.¹¹

„Diskursive“ Identitätsarbeit und der Mechanismus der Entzauberung

Charakteristisch für die Managerbiographien dieses Typs ist, dass die Welt der Familie durch zwei konkurrierende Sinnhorizonte konstituiert ist. Die Herrschaftskultur trifft hier z.B. auf ein bildungsbürgerliches Welt- und Kulturverständnis, oder auf ein religiös-christliches Weltbild oder auf eine sonstige geistige Heimat. Sie bilden im Goffmanschen Sinne einen Rahmen, der die Erfahrungen ordnet, und zwar in einer Weise, die im Widerspruch zu den Bedeutungszuschreibungen und Sinnressourcen der sozialistischen Staatsphilosophie steht. Die Einbettung eines solchen familialen Relevanzsystems in die sozialistische Gesellschaft bringt fast zwangsläufig krisenförmige adoleszente Statuspassagenverläufe mit sich. Die Familie erweist sich hier als Hinterbühne, auf der die Spannungen von Konformität und Eigensinn, die Verletzungsdispositionen und leidvollen Weichenstellungen, die das delegatorische Lebenslaufregime auslöst, bearbeitet werden.

Es handelt sich hier keinesfalls um dissidente Milieus und auch nicht um deprivilegierte Soziallagen (z. B. aufgrund staatsferner elterlicher Berufspositionen). Zwar sind auch sie vertreten, ebenso aber auch Familien, die zu den sozialstrukturell Begünstigten zu rechnen sind und auch Familien ranghöherer Kader. Exemplarisch ist der Fall, in welchem der Vater Reisekader für die nichtsozialistischen Länder im Bereich der Kultur ist. Charakteristisch ist in allen Fällen, dass die auf der familialen Hinterbühne präsente Weltsicht den Gegenhorizont darstellt, innerhalb dessen die Geschehnisse auf den Vorderbühnen, auch die persönlich nahegehenden, distanzierter betrachtet und in ihrem antinomischen Charakter thematisch werden können. In diesen Familien wird ein latentes *Detachment* im Verhältnis von Bürger und Staat gleichsam vererbt, allerdings gleichzeitig auch die Fähigkeit, sich mit dem institutionellen Lebenslaufregime zu arrangieren und die für die Begünstigung erforderliche Loyalität zu zeigen.

Das latente *detachment* erklärt sich daraus, dass es in diesen Familien vor 1989 zu einer tiefen Verletzung des Autonomieanspruchs durch eine öffentliche Instanz kommt, die zu einer Zerreißprobe für die staatsbürgerliche Loyalität gerät. Zwar werden die Loyalitätsdarstellung und die beruflichen Karrieren nicht nachhaltig gestört, aber es bildet sich gleichsam eine verengte staatsbürgerliche Identität heraus, verengt auf die Welt der Wirtschaft und insbesondere des Betriebs, gewissermaßen eine Kompromissbildung, die Loyalität partiell sichert und so ein *burn out* verhindert. Vor der Systemtransformation hat hier schon eine Transformation im Kopf stattgefunden oder zumindest begonnen. Exemplarisch ist der Fall, in dem das Ereignis Jahre zurückliegt, als der Manager bei einem dienstlichen Aufenthalt im Westen lebensgefährlich erkrankt und keine Unterstützung, weder von Seiten seiner Botschaft, noch durch eine Reise genehmigung für ein Familienmitglied erhält. Dies erscheint als eine unverzeihliche Verletzung der öffentlich propagierten Moral „alles für den Menschen“, und von da an sind die Dinge nicht mehr was sie waren.

Entscheidend ist, dass das entzaubernde Ereignis nicht z.B. in Legitimations- und Entdramatisierungsstrategien eingekleidet und so der Erfahrungsgehalt der Enttäuschung und Amoralität verschleiert würde, sondern typischerweise diskursiv bearbeitet werden kann. Alles, so kann man sagen, hängt davon ab, dass die Reaktionen, die das Lebenslaufregime auf Seiten des Individuums hervorruft,

einen Ort nach Art einer diskursiven Hinterbühne haben, an dem sie unbeschadet der offiziellen Billigung und Missbilligung zugelassen sind.

Im Kontext einer solchen diskursiven Hinterbühne gerät die 1989er Wende nicht z.B. zu einer persönlichen Krise, in der die Lebensleistung in Frage gestellt und das Verhältnis zu sich und der Welt neu geordnet werden muss, vielmehr haben die Manager dieses Typs am Ausgang der Wende ihren Teil der Krisenbewältigung und Identitätsarbeit geleistet. Sie haben so den Rücken frei für die Transformation der Betriebe und der beruflichen Arbeit. Im exemplarischen Fall liegt im Hinterkopf bereits ein Konzept für die beruflich-betrieblichen Transformationsaktivitäten bereit, auch in dieser Hinsicht ist die Identitätsarbeit entlastet.

„Kanonische“ Identitätsarbeit und der Mechanismus der Ausblendung

Dieser Modus der Identitätsarbeit wurde erschlossen auf der Grundlage eines einzelnen Falles. Er steht im scharfen Kontrast zur vorangehend besprochenen Typik und gewinnt hieraus seine qualitative Repräsentativität. An ihm tritt nicht nur die potentielle Wirkmächtigkeit der durch das Lebenslaufregime eingerichteten gesellschaftlichen Verhältnisse in Erscheinung, sondern, trotz aller Brechungen, die Stärke des Autonomieanspruchs des Subjekts, das, was man mit Frommer (2000, S. 369) als eine der „anthropologischen Grundvorgaben der *conditio humana*“ bezeichnen kann, „... den Erwerb von selbständiger Handlungskompetenz und zunehmender Kontrolle über die eigenen Lebensbedingungen.“

Die sozialistische Staatsphilosophie ist hier der Rahmen, der die Welt- und Selbsterfahrung kanonisch ordnet, nicht nur außerhalb der Familie, sondern gleichermaßen in ihrem Innern. Gesellschaftliche Ereignisse und Zustände, die mit der Staatsphilosophie nicht kompatibel sind, werden ausgeblendet und auf persönliches Versagen und Schwächen der Verantwortlichen zurückgeführt. Gefühle der Verletztheit und Enttäuschung, die durch das Wirksamwerden des delegatorischen Lebenslaufregimes ausgelöst werden, oder durch antinomische Erfahrungen, werden in ihrem krisenformigen und loyalitätsgefährdenden Erfahrungsgehalt umgeschrieben und gewissermaßen auf Linie gebracht. Dieser Ausblendungsprozess verläuft über die gleichsam ausnahmslose Auseinandersetzung mit den krisenhaften Erlebnissen im Horizont der sozialistischen Sinnwelt. Eine Hinterbühne, auf der die Deutungshoheit der Staatsphilosophie gebrochen würde und etwa die Bedeutung der Dinge erst ausgehandelt werden müsste, findet sich hier nicht. Im Unterschied zum oben besprochenen *detachment* im Verhältnis von Bürger und Staat kann man hier von einer starken gesinnungsavantgardistischen Orientierung sprechen. So wird, wie z.B. im analysierten Fall, der von einem Mitschüler für die christliche Religion erhobene Anspruch auf Welterklärung, im Familiengespräch als Übergangerscheinung der Entwicklung zum Sozialismus gerahmt.

In der Sozialisation werden einerseits Denkverbote, andererseits eine starke Dankbarkeits- und Loyalitätsverpflichtung gegenüber dem staatlichen Regime errichtet, wobei letztere abgestützt wird durch die Begünstigungen, die das Lebenslaufregime für den hier erörterten Milieutyp insbesondere bereit hielt, u.a. ein Studium im Ausland. (Im untersuchten Fall sind beide Eltern Mitglieder der SED, der Vater bekleidet eine hohe wirtschaftliche Position.) Im Laufe des Erwachsenwerdens kommt es zwar auch hier, z. B. aufgrund einer unerwünschten Delegation, zu ambivalenten Gefühlen und antinomischen Wahrnehmungen,

aber die Denkverbote wirken wie eine Barriere, an der die Wahrnehmung von Konflikten und Ambivalenzen scheitert und Verunsicherung und Zweifel am Orientierungsrahmen verhindert werden.

Nichtsdestoweniger sind auch hier die Erfahrungsgehalte verletzter Autonomieansprüche und widersprüchlicher Gefühle in der biographischen Erzählung präsent. Sie werden als das wiederholt, was sie im aktuellen Erleben bereits waren: die objektive latente Bedeutungsmöglichkeit der Dinge, die aufgrund der kanonischen Wirklichkeitsdeutung wegsgelegt und so von der intrapsychischen Repräsentation systematisch ausgeschlossen wurde. In der Wahrnehmung – und auf der manifesten Sinnebene des Erzähltextes – erscheinen die Ereignisse und ihre Deutung wie objektive Tatsachen, eingefroren auf ihren kanonisierten Bedeutungsgehalt. Für das Individuum ist die Bedeutung der Dinge durch das kanonische Sinnuniversum festgelegt. Durch den Mechanismus der Ausblendung sind Deutungsroutrinen quasi erschütterungsfest etabliert, so dass z.B. ein nachträgliches Fragwürdigwerden der eigenen Sichtweisen ausgeschlossen wird.

Dennoch kommt es auch in diesem Fall zu erheblichen biographischen Erschütterungen, ausgelöst durch Widersprüche des Systems, Nachlässigkeiten seiner Eliten und die Unzuverlässigkeit seiner Arbeiterschaft. Diese Erlebnisse bewirken den Rückzug ins Innere der Familie und ins eigene Innere – angesichts einer mit Blindheit geschlagenen Umwelt. Der Niedergang der DDR erscheint von hierher besehen als notwendige Folge und Strafe für illegitime und ineffiziente Machenschaften von Teilen der politischen Klasse. Die Behauptung der eigenen Identität geschieht hier über die Abgrenzung von der Unfähigkeit der Macher.

In der Zeit der Botschaftsfluchten und Freitagsdemonstrationen gerät diese Identität unter erheblichen Druck, der z.B. durch den Mechanismus der Inversion, die Verkehrung ins Gegenteil, aufgelöst wird. So gelten nicht die Demonstranten während einer öffentlichen Protestaktion als bedroht, sondern man selbst, der die Geschehnisse durch das Fenster beobachtet. Nur wenn man eine große innere Definitionsnot unterstellt, wird diese komplizierte Problemlösung begreifbar.

Nachdem die Übergangerscheinungen der Systemtransformation vorbei sind, kehrt man zur Routine zurück, der Beitritt der DDR zur BRD wird in der biographischen Bilanzierung zu einem Austausch politischer Vorzeichen. Die Logik der Dinge, die objektiven Gesetze der politischen Ökonomie und des Alltags, werden von den historischen Ereignissen nicht berührt. Damit wird das Schicksalhafte der historischen Wende ausgeblendet.

„Gefesselte“ Identitätsarbeit und der Mechanismus der Einkapselung

Die gefesselte Identitätsarbeit ist im Ansatz der kanonischen Identitätsarbeit ähnlich, unterscheidet sich aber deutlich in der biographischen Durchführung. Ambivalenzen und Konflikte, die aus der Spannung von Individuum und Gesellschaft, von Partizipationschancen und Autonomieverzicht resultieren, werden hier nicht qua kanonischer Weltsicht eliminiert, sondern durch Einkapselung unschädlich zu machen versucht. Anders als in der diskursiven Identitätsarbeit stehen hier keine Gegenhorizonte für die Situationsdefinition zur Verfügung, so dass der aufkommende Dissens im Verhältnis von Individuum und Lebenslaufregime durch die Loyalitätsverpflichtung gefesselt bleibt. Ambivalenzen und Anti-

nomien werden so dem Blick entzogen, eine Auseinandersetzung, durch die auch eine Versöhnung von Individuum und Gesellschaft möglich würde, wird blockiert.

In der empirischen Praxis nimmt sich das so aus, dass z.B. eine nicht gewährte Zulassung zur EOS legitimiert, entdramatisiert und in ihrem objektiven latenten Sinngehalt der Autonomieverletzung relativiert wird. Der Dissens selbst wird zwar erinnert, aber durch die Situationsdefinition eingekapselt, gleichsam entschärft und seines Stachels beraubt. Die innere Spannung, die durch das Ereignis ausgelöst wurde, bleibt so erinnerungsfähig erhalten. Sie wird nicht selbst schon ausgeblendet wie im Fall der kanonischen Identitätsarbeit, kann aber andererseits auch nicht als angemessener Ausdruck eigener Gefühle und Optionen, von Dissens und Kritik objektiviert werden, sondern bleibt gefesselt in den Routinen der Machtkonformität und Loyalitätsverpflichtung. In der biographischen Erzählung kommen zwar die Ereignisse, die diese Spannung erzeugt haben, zur Sprache, auch drückt sich die inhärente Spannung aus, sie wird aber mit Legitimationsfloskeln, Normalisierungs- und Entdramatisierungsstrategien zugleich auch verschüttet. Zur Illustration: ‚ich durfte zwar nicht das Fach meiner Wahl studieren (trotz zweimaligen Versuchs), aber im Grunde hat sich das als ganz gut für mich herausgestellt‘. Oder (es geht um das Heimatdorf des Managers, in dem die Ehefrau nicht leben möchte, weil es im Sperrgebiet liegt, an drei Seiten von der Westgrenze eingeschlossen und nur durch Vorzeigen des Personalausweises zu betreten und zu verlassen war): ‚wir lebten im Sperrgebiet, aber das war für uns ja ganz normal‘.

Entscheidend ist hier, dass auf der familialen Hinterbühne nicht die Bedingungen eingerichtet sind, die nötig wären, um die Rationalisierungen zu durchbrechen und die latent wirksamen familieneigenen Normalitätswürfe und Rahmungen thematisch werden zu lassen. Die sich aufbauende *reservatio mentalis* wird durch eine starke Loyalitätsverpflichtung unter Kontrolle gehalten, die Ereignisse und Situationen, die die *reservatio* speisen, werden als Normalform der gesellschaftlichen Erfahrung definiert, die Loyalitätsverpflichtung behindert andere, strukturell auch mögliche Lesarten an ihrer Realisierung. Dies gilt auch dann noch, wenn im Prozess des Älterwerdens die Interventionen des delegatorischen Lebenslaufregimes große Konflikte auslösen, der Mechanismus der Einkapselung der eigenen zugunsten der gesellschaftlichen Erwartungen bleibt in Funktion.

Die Genese dieser Form der Identitätsarbeit, so die starke Vermutung auf der Grundlage des Interviewmaterials, steht im ursächlichen Zusammenhang mit einer gravierenden Deklassierungserfahrung in der Elterngeneration. Der Vorfall datiert zurück in die ersten Jahre der DDR, in denen sich diese Familien vor ein großes Loyalitätsproblem gestellt sahen. Im exemplarischen Fall musste die Selbständigkeit als Handwerker aufgegeben werden. Das degradierende, und im exemplarischen Fall insbesondere autonomieverletzende Ereignis bleibt in seinem Erfahrungsgehalt in der Familie un bearbeitet, schlägt sich nieder als unausgesprochener Vorbehalt. Die zukünftigen Manager sind von dieser Familienkonstellation touchiert, z.B. wird im exemplarischen Fall der ersehnte Zugang zur EOS verweigert und nur über Umwege und durch Wohlverhalten erwirkt. Aufgrund der Vergangenheit der Familie ruht auf den Kindern eine besondere Beweislast hinsichtlich ihrer staatsbürgerlichen Loyalität.

Die Form des familiären Umgangs mit diesem Schicksalsschlag lässt sich als partielle Tabubildung fassen. Man kann sich vorstellen, wie sich *in the long run* eine Routine der Einkapselung von schmerzhaften, potentiell krisenförmig verlaufenden Empfindungen gegenüber dem Lebenslaufregime etabliert, insbesondere von Loyalitätskrisen, wie sie sich etwa aus dem Eingeständnis von Dissens

ergäben. Die ‚gelingende‘ Einkapselung potentiell krisenförmiger Erfahrungen, die die Erfüllung der gesellschaftlichen Erwartungen ermöglicht, sichert den beruflichen Erfolg, Anerkennung und Partizipationsmöglichkeiten, zumindest für die Kinder. Sie stellt einen Mechanismus der Identitätsarbeit dar, die ihren Sinn darin hat, den Dissens, der die Begünstigung der Kinder durch das delegatorische Lebenslaufregime beeinträchtigte, unschädlich zu machen, die Gegenhorizonte, in denen z.B. die Enteignung als Bäcker als unmoralisch erschiene, vergessen zu machen. Es wird hier insbesondere einsehbar, wie auf der einen Seite die Loyalitätsverpflichtung, auf der anderen Seite aber ein latenter Loyalitätsvorbehalt sozialisatorisch eingerichtet wird.

Gerade die Loyalitätsfrage ist es aber, die in der Krise des Systems 1989 akut wird. Auch in dieser Situation bleibt der Mechanismus der Einkapselung funktionsfähig und führt zu einer unaufgeregten, entdramatisierten biographischen Bilanzierung. Die unausgesprochen gehegten Zweifel und Vorbehalte gegenüber dem Regime können nun zu Wort kommen und die Schuld an die Protagonisten verwiesen werden. Unter die Vergangenheit, und d.h. auch unter die uneingestandenem verletzten Gefühle und erlittenen Enttäuschungen wird ein Schlussstrich gezogen. Der Schlussstrich, so kann man sagen, ist der situative Ausdruck des Mechanismus der Einkapselung. Eine krisenförmige Erfahrung des gesellschaftlichen Umbruchs wird im Wirkungsbereich der Einkapselung unwahrscheinlich.

Was ‚unterm Strich‘ bleibt ist der Erfolg der eigenen Lebensleistung, die sich besonders hervorhebt gegenüber den systematischen ökonomischen Erschwernissen, der mangelnden Arbeitsmoral in den Betrieben, der Ineffizienz der zentralen Wirtschaftsplanung, der ökonomisch-technischen Mangelverhältnisse. Gemessen an den solcherart erschwerten Managementbedingungen hebt sich die eigene Lebensleistung als überragend ab. Aber die Loyalitätsfrage ist damit nicht beantwortet, und entsprechend kommt die Identitätsarbeit nicht zur Ruhe. Sie zirkuliert vielmehr zwischen Legitimierung und Delegitimierung, zwischen Konsens und Kritik gegenüber dem Staatssozialismus. Die Einkapselung von Dissens im Dienste der Loyalitätsverpflichtung setzt sich fort. Durch den Schlussstrich entzieht man sich der emotionalen Reaktionen, die z.B. durch die in der Umbruchzeit an die Öffentlichkeit geratenden Informationen über die dunklen Seiten der DDR-Diktatur ausgelöst werden könnten, Trauer, Enttäuschung oder Wut. Die Krisenarmut der Transformationserfahrung wird so plausibel. Aber, so wäre hinzuzufügen, diese Problemlösung hat ihren Preis, die Erinnerung bleibt gefesselt, das gespannte Verhältnis zu den Dingen der Vergangenheit wird nicht geheilt.

8 Diskussion

Dass sich mit dem Ende des Herrschaftsverhältnisses, das durch das delegatorische Lebenslaufregime errichtet wurde, auch die dadurch hervorgebrachten Denkgewohnheiten erledigt hätten, wie Niethammer (1997, S. 382f.) in seiner Theorie des „gespaltenen Kopfes“ meint, gilt zumindest nicht für die von uns untersuchte soziale Gruppe der operativen Wirtschaftskader. Die eingelebten Denkgewohnheiten setzen sich vielmehr, so unsere These, über das Ende des Herrschaftsverhältnisses fort und sind insofern auch zehn Jahre nach dem Ende der DDR erkennbar und erschließbar.

Auf der Grundlage unserer Untersuchung erscheint es auch unzutreffend, im Hinblick auf das in der DDR errichtete Herrschaftsverhältnis von einer „kommoden Diktatur“ (Engler 1996) zu sprechen. Analysiert man den Erfahrungsgehalt des delegatorischen Lebenslaufregimes, dann war diese Diktatur höchstens äußerlich „kommod“. Zwar konnte die Diktaturerfahrung auf den Hinterbühnen der gesellschaftlichen Erfahrung immer wieder auch geheilt werden, aber sie blieb im Innern der Subjekte, auf der Ebene der Denk- und Verhaltensgewohnheiten, doch nicht ohne Kosten.

Von hierher gesehen ist Pollack (1998, S. 113) darin zuzustimmen, dass eine Erklärung von Stabilität und Untergang der DDR, die das Nebeneinander von milieuspezifischen Handlungsspielräumen und Lücken des politischen Systems stark macht, nicht zureichend ist. Sie erfasst zwar die Grenzen und Brechungen der Regimevorgaben, unterschätzt aber tendenziell die „Eindringtiefe der Diktatur“, ihre Repressalien und Disziplinierungen (ebd.). Aus der hier vertretenen Sicht wäre dies auch im Hinblick auf die von den Regimevorgaben Begünstigten geltend zu machen. Handlungsspielräume, wie an den Mechanismen der Identitätsarbeit sichtbar wurde, können gewonnen, aber auch verloren werden, und gerade dort, wo sie gewonnen zu werden scheinen, stellen sie sich womöglich als ambivalent dar.

Die biographieanalytische Sicht auf Stabilität und Untergang der DDR in der hier vorgelegten Fassung verhält sich, folgt man der von Pollack (a.a.O.) vorgeschlagenen Unterscheidung von Erklärungsansätzen, komplementär zum Ansatz der Herrschaftssicherung „von oben“. Auch für ihn stellt Pollack fest, dass er die Instabilität der DDR nur unzureichend erfasst. Hier bietet sich die vorgestellte These von der Aufschichtung einer *reservatio mentalis* als mikrosoziologisches Komplement an: das delegatorische Lebenslaufregime, eines der Instrumente der Herrschaftssicherung, weicht auf Seiten der Individuen und im fortschreitenden biographischen Reifungsprozesse die Balance von Machtvorbehalt und Machtkonformität auf, so dass im entscheidenden Moment 1989 selbst die begünstigten wirtschaftlichen Leitungskader (wie auch andere Bevölkerungsgruppen) keine Loyalitätsreserven mobilisieren. Eine breite Tradierung des idealistisch-humanistischen Gehalts des sozialistischen Wertehimmels, an den eine Reformbewegung hätte anknüpfen können, scheint unter diesen Bedingungen nicht gelungen zu sein. Nicht nur hat die Lebenslauf-Konstellation die bei vielen Managern am Anfang ihrer Karrieren noch vorliegenden weltanschaulichen und ökonomischen Sympathien – gleichsam trotz ihrer Karrieren – verbraucht. Vielmehr hat sie, und das zeigt, wie schwer die erlittenen Autonomiebeschneidungen wiegen, dazu geführt, dass die über die verschiedensten Stationen des Lebenslaufs hinweg aufgebaute *reservatio mentalis* an die Jüngeren weitergegeben wurde. Im Zusammentreffen der ungünstigen Lebenslaufbedingungen der um 1960 Geborenen mit den „günstigen“ politökonomischen Systembedingungen am Ende der 1980er Jahre wird aus dem unausgesprochenen ein ausgesprochener Vorbehalt. So ergibt sich dann das Paradox, dass die aus der Semantik der Gleichheit abgeleiteten Politiken der ökonomischen und soziokulturellen Gleichstellung im Zuge ihrer Implementierung selbst bei den von ihnen Begünstigten nicht die Loyalitätsdispositionen haben entstehen lassen, die für eine Bewährung in der Systemkrise ausreichten. Auf der Grundlage des untersuchten Interviewmaterials ist es die widersprüchliche Einheit von Begünstigung und Autonomieverzicht, die den Aufbau einer *reservatio mentalis* befördert, die Bildung der staatsbürgerlichen Loyalitätsdisposition schwächt und die Tradierung des ganzen sozialistischen Sinnhimmels von der 2. zur untersuchten 3. Generation behindert.

Die hier vertretene Position verweist auf den dritten von Pollack beschriebenen Erklärungsansatz, seinen eigenen, den der Organisationsgesellschaft bzw., in revidierter Fassung, der *konstitutiv widersprüchlichen Gesellschaft*. Dieser Ansatz stellt die Spannungslinien in den Regimevorgaben und im Verhältnis zur gesellschaftlichen Praxis ins Zentrum und erklärt den Zusammenbruch der DDR mit einem Mangel an politischer Legitimation.

Allerdings ist gegenüber der von Pollack gewählten Bezeichnung der konstitutiv widersprüchlichen Gesellschaft kritisch anzumerken, dass auch z.B. für die westeuropäischen Gesellschaften ein Widerspruch im Kern ihrer Verfassungsprinzipien konstitutiv ist, die Spannung von Freiheit und Gleichheit, und sie charakterisiert die Problemlösungen auf allen Ebenen des Handelns, den institutionellen wie den individuellen. Die hier vorgestellte Erklärung fokussiert die Widersprüche im Verhältnis von Biographie und Gesellschaft, nicht die inneren Widersprüche auf der Ebene der Regimevorgaben selbst. Sie bietet eine empirisch begründete Sicht auf die Erosion des Herrschaftsverhältnisses in biographieanalytischer Perspektive.

In einer spekulativen Bemerkung, die weit über das vom empirischen Material Gedeckte hinausgeht, ließe sich annehmen, dass eine Diktatur über den Lebenslauf mit einer gewissen Zwangsläufigkeit in Kollision geraten muss mit dem biographischen und beruflichen Alterungs- und Reifungsprozess der nachwachsenden Eliten. Und dass sie, je länger desto mehr, von dieser Seite mit steigenden Vorbehalten und einem wachsenden Widerstandspotential zu rechnen hat.

Anmerkungen

- 1 Die Ausführungen verstehen sich als Beitrag einer an der Alltagswelt ansetzenden Erklärung der DDR-Gesellschaft, deren Fehlen wiederholt vermerkt worden ist (vgl. Engler 1996; Pollack 1998). – Es handelt sich um das DFG-Forschungsprojekt „Berufsbioographien und betriebliche Handlungspotentiale ostdeutscher Manager“ (1998-2000), Universität Jena, unter der Leitung von Rudi Schmidt und Ulrike Nagel. Wichtige Beiträge zur Analyse des Fallmaterials verdanken wir v.a. Tilman Allert und der Magdeburger Forschungswerkstatt von Fritz Schütze und Thomas Reim.
- 2 In Anlehnung an Preuß (1973, S. 20) wird hier davon ausgegangen, dass es sich bei solchen Semantiken keineswegs um „blasse Staatszielbestimmungen“ handelt, sondern dass sie die Möglichkeiten der staatlichen Formung der gesellschaftlichen Beziehungen, des Verhältnisses von Staat und BürgerIn, beinhalten und als Ausdruck für eine Form der Vergesellschaftung gelten müssen.
- 3 Zum Vergleich die Ordnungsprinzipien des westlichen Lebenslaufregimes: Arbeitsmarkt und Sozialstaat (vgl. Kohli 1988).
- 4 Als systematische Analyse der sozialwissenschaftlichen Erklärungsansätze des Zusammenbruchs der sozialistischen Systeme vgl. Ettrich 1999. – Im Horizont der „Diktatur über die Bedürfnisse“ (Fehér/Heller 1979) wäre das delegatorische Lebenslaufregime dadurch charakterisiert, dass es das Verhältnis des Individuums zu seinen Bedürfnissen, zu seinem eigenen Innern formt, d.h. die Bedeutungszuschreibung steuert und damit über die Möglichkeiten des Erkennens der Bedürfnisse in den eigenen wie auch in den Lebensäußerungen anderer bestimmt.
- 5 Die Ausführungen über die institutionelle Ordnung des Schulwesens fußen 1. auf einer Veröffentlichung der KSPW (Schmidt 1996), der Autor war von 1969-1992 Professor für Psychologie/ Entwicklungspsychologie an der Humboldt-Universität zu Berlin; 2.auf einer Dissertation (Fabel 2002) mit einer detaillierten systematischen Aufarbeitung des Stands der Forschung über die Erziehungswirklichkeit der DDR.

- 6 Dieser Zusammenhang lässt sich auch als selbstdestruktiver Mechanismus im Sinne von Fehér/Heller (1979; vgl. Ettrich 1999, S. 352ff.) beschreiben.
- 7 Darstellung („account“) hier verstanden im Sinne der Ethnomethodologie; zur Funktion von Darstellungen als Mechanismen der Strukturbildung vgl. Garfinkel 1967.
- 8 Womöglich ist die Adoleszenz, in der altruistische und idealistische Haltungen ausprobiert werden, ein Motor für die Akzeptanz eines durch den Grundsatz der Gleichheit und einen Avantgardeanspruch begründeten delegatorischen Lebenslaufregimes. Hinzu kommt in den begünstigten Milieus u.U. eine Dankbarkeitsverpflichtung, so dass das Enttäuschungs- und Verletzungspotential des Lebenslaufregimes durch Strategien der Normalisierung und Entdramatisierung unkenntlich wird. Diese Strategien werden mit fortschreitendem Alter immer brüchiger. (Darauf wird zurückzukommen sein.)
- 9 Für die alltagsweltlichen „sozialen Imaginationen“ spielen nach Niedermüller (2002) in den 1970er Jahren Maßstäbe des „westlichen Lebens“ eine zentrale Rolle in den sozialistischen Gesellschaften und leiten den Zerfall ein.
- 10 Ganz im Sinne eines „selbstdestruktiven Mechanismus“ (Fehér/Heller 1979; vgl. Ettrich 1999).
- 11 Vgl. in diesem Zusammenhang die Diskussion über Ambiguitätstoleranz aus den 70er Jahren (Krappmann 1971, S. 15ff.). – Zur Identitätsformation in der DDR und den psychischen Folgen der politischen Wende vgl. Frommer (2000).

Literatur

- Engler, W. (1992): Die zivilisatorische Lücke. Versuche über den Staatssozialismus. Frankfurt a.M.
- Engler, W. (1996): „Kommode Diktatur“ oder „Totalitäres System“? Die DDR im Kreuzverhör der Enquete-Kommission. In: *Soziologische Revue* 19, H. 4, S. 443-449.
- Engler, W. (1999): Die Ostdeutschen. Kunde von einem verlorenen Land. Berlin.
- Ettrich, F. (1999): Historische Kontingenz und Zusammenbruchsdynamik. In: *Berliner Journal für Soziologie* 9, H. 3, S. 339-360.
- Fabel, M. (2002): Ostdeutsche LehrerInnen im doppelten Modernisierungsprozess. Berufsbiographische Pfadverläufe und Professionalisierungspotentiale. Dissertation Universität Halle-Wittenberg.
- Fehér, F./Heller, A. (1979): Diktatur über die Bedürfnisse. Sozialistische Kritik osteuropäischer Gesellschaftsformationen. Hamburg.
- Freud, S. (1969): Erinnern, Wiederholen und Durcharbeiten. *Gesammelte Werke* 10. Frankfurt a.M., S. 127-136.
- Frommer, J. (2000): Psychoanalytische und soziologische Aspekte personalen Identitätswandels im vereinten Deutschland. In: *Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung* 1, H. 2, S. 365-383.
- Goffman, I. (1998): Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag. München.
- Garfinkel, H. (1967): *Studies in Ethnomethodology*. Englewood Cliffs/New Jersey.
- Göschel, A. (1999): Kulturelle und politische Generationen in Ost und West. Zum Gegensatz von wesenhafter und distinktiver Identität. In: *Berliner Debatte* INITIAL 10, H. 2, S. 29-40.
- Hoerning, E. M./Kupferberg, F. (1999): Die anhaltende Loyalität der ostdeutschen Intelligenz. In: *Bios* 12, H. 1, S. 28-49.
- Kohli, M. (1985): Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 37, H. 1, S. 1-29.
- Kohli, M. (1994): Die DDR als Arbeitsgesellschaft? Arbeit, Lebenslauf und soziale Differenzierung. In: Kaelble, H./Kocka, J./Zwahr, H. (Hrsg.): *Sozialgeschichte der DDR*. Stuttgart, S. 31-61.

- Lepsius, R. M. (1994): Die Institutionenordnung als Rahmenbedingung der Sozialgeschichte der DDR. In: Kaelble, H./Kocka, J./Zwahr, H. (Hrsg.), Sozialgeschichte der DDR. Stuttgart, S. 17-30.
- Niedermüller, P. (2002): Kultur, Transfer und Politik im ostmitteleuropäischen Sozialismus. In: Kaelble, H./Kirsch, M./Schmidt-Gernig, A. (Hrsg.): Transnationale Öffentlichkeiten und Identitäten im 20. Jahrhundert. Frankfurt a.M., S. 159-175.
- Niethammer, L. (1997): Biografie und Biokratie. Nachgedanken zu einem westdeutschen Oral History-Projekt in der DDR fünf Jahre nach der deutschen Vereinigung. In: Mitteilungen aus der kulturwissenschaftlichen Forschung 37, S. 70-387.
- Oevermann, U. (1976): Programmatische Überlegungen zu einer Theorie der Bildungsprozesse und zur Strategie der Sozialisationsforschung. In: Hurrelmann, K. (Hrsg.) (1976): Sozialisation und Lebenslauf. Empirie und Methodik sozialwissenschaftlicher Persönlichkeitsforschung. Reinbek, S. 34-52.
- Oevermann, U./ Allert, T./Konau, E./Krambeck, J. (1979): Die Methodologie einer „objektiven Hermeneutik“ und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften. In: Soeffner H.-G. (Hrsg.) (1979): Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften. Stuttgart, S. 352-434.
- Oevermann, U. (1996): Theoretische Skizze einer revidierten Theorie professionalisierten Handelns. In: Combe, A./Helsper, W. (Hrsg.) (1996): Pädagogische Professionalität. Untersuchungen zum Typus pädagogischen Handelns. Frankfurt a. M., S. 70-182.
- Pollack, D. (1990): Das Ende einer Organisationsgesellschaft – Systemtheoretische Überlegungen zum gesellschaftlichen Umbruch in der DDR. In: Zeitschrift für Soziologie 19, H. 4, S. 292-307.
- Pollack, D. (1998): Die konstitutive Widersprüchlichkeit der DDR. Oder: War die DDR-Gesellschaft homogen? In: Geschichte und Gesellschaft 24, H. 1, S. 111-131.
- Preuß, U. K. (1973): Legalität und Pluralismus. Beiträge zum Verfassungsrecht der Bundesrepublik Deutschland. Frankfurt a.M.
- Schmidt, H.-D. (unter Mitarbeit von A. Sasse und M. Obstück) (1996): Erziehungsbedingungen in der DDR: Offizielle Programme, individuelle Praxis und die Rolle der Pädagogischen Psychologie und Entwicklungspsychologie. In: Trommsdorf, G. (Hrsg.) (1996): Sozialisation und Entwicklung von Kindern vor und nach der Vereinigung. Beiträge zu den Berichten der KSPW, Band 4.1. Opladen, S. 15-172.
- Schmidt, R./Pohlmann, M. (1996): Manangement in Ostdeutschland und die Gestaltung des wirtschaftlichen und sozialen Wandels. In: Lutz, B./Nickel, N./Schmidt, R./Sorge, A. (Hrsg.): Arbeit, Arbeitsmarkt und Betriebe. Opladen, S. 191-225.
- Schütze, F. (1996): Organisationszwänge und hoheitsstaatliche Rahmenbedingungen im Sozialwesen: Ihre Auswirkung auf die Paradoxien professionellen Handelns. In: Combe, A./Helsper, W. (Hrsg.) (1996): Pädagogische Professionalität. Untersuchungen zum Typus pädagogischen Handelns. Frankfurt a. M., S. 183-275.
- Schütze, F. (2001): Zur trinationalen Zusammenarbeit zwischen den Universitäten Lodz, Wales/Bangor und Magdeburg im Bereich der Mikrosoziologie und der Kulturstudien. Magdeburg (unv. Man.).
- Srubar, I.: „The „longue durée“ - cyclicity and social transformation. Erlangen (unv. Man., o. J.).
- Vierzigmann, G./Kreher, S. (1998): „Zwischen den Generationen“ – Familiendynamik und Familiendiskurse in biographischen Erzählungen. In: Berliner Journal für Soziologie 8, H. 1, S. 23-37.

Wivian Weller

Karl Mannheim und die dokumentarische Methode

Karl Mannheim and the Documentary Method

Zusammenfassung:

Im folgenden Artikel wird der Beitrag von Karl Mannheim für die Entwicklung interpretativer bzw. rekonstruktiver Methoden analysiert, insbesondere Mannheim's methodologische Reflexionen zur Weltanschauungsinterpretation, die er selbst dokumentarische Methode nannte. Der Soziologe Ralf Bohnsack gab der dokumentarischen Interpretation eine methodische und methodologische Aktualisierung und entwickelte sie weiter zu einem Verfahren der rekonstruktiven Sozialforschung, insbesondere für die Analyse von Gruppendiskussionen, narrativen Interviews, Bildern, Photographien und Dokumenten. Die dokumentarische Methode als Theorie und Praxis soziologischer Interpretation bietet den Forschenden ein Instrumentarium an, mit dessen Hilfe ein Zugang zu fremden Milieus bzw. zu deren Orientierungen, Haltungen oder Handlungen erarbeitet werden kann. Die dokumentarische Methode bietet somit einen Weg zur Überwindung des intuitiven oder deduktiven Charakters der Analyse und fordert gleichzeitig die Entwicklung von analytischen Instrumenten, die für die Erfassung und Erklärung der Alltagspraktiken und des atheoretischen Wissens der Akteure notwendig sind.

Schlagworte: Karl Mannheim, dokumentarische Methode, qualitative Forschung, rekonstruktive Sozialforschung

Abstract:

The present paper resumes Karl Mannheim's contribution to the development of interpretive, or reconstructive, research methods, in particular Mannheim's methodological reflections on the interpretation of worldviews, which he himself called the documentary method. This method was resumed and updated in terms of, both, method and methodology by sociologist Ralf Bohnsack who reworked it into a tool for reconstructive social research and, in particular, for analyzing individual and group interviews, pictures, photographs, and documents. The documentary method, providing a theory as well as a practice of sociological interpretation, can be seen as a tool for researchers to access unfamiliar social contexts and/or the orientations, attitudes and actions bound up with them. Thus, the documentary method transcends the level of intuitive or deductive analysis and, at the same time, requires researchers to develop the analytical tools needed for mapping and explaining the actors' routine practices and atheoretical knowledge.

Keywords: Karl Mannheim, documentary method, qualitative research, reconstructive social research

Einleitung

Interpretative oder rekonstruktive Verfahren in den empirischen Wissenschaften wurden weniger im Kontrast zu ‚quantitativen‘ Methoden, sondern vielmehr im Unterschied zu hypothesenprüfenden und standardisierten Verfahren entwickelt. Die rekonstruktive Sozialforschung wendet sich daher gegen standardisierte Forschungsmodelle, in denen die Forschungskommunikation von Anfang an eingeeengt wird und „vor allem aber die Kommunikationsmöglichkeiten der Probanden und Probandinnen beschnitten werden“ (Bohnsack 2003, S. 17). Rekonstruktive Erhebungs- und Auswertungsverfahren entstanden im Zuge der Reflexionen zum methodisch kontrollierten Fremdverstehen¹ und der aus ihnen gewonnenen Einsicht, dass durch eine möglichst geringe Intervention der Forschenden – z.B. bei der Durchführung eines Interviews – eine höhere Qualität der Daten und eine höhere methodische Kontrolle über die eigene Interpretation erreicht werden kann. Mit methodischer Kontrolle ist „die Kontrolle über die Unterschiede der Sprache von Forschenden und Erforschten, über die Differenzen ihrer Interpretationsrahmen, ihrer Relevanzsysteme“ (ebd., S. 21) gemeint. Mit anderen Worten: Gerade in den Bereichen, wo milieu- und bildungsspezifische Unterschiede zwischen Forschenden und Erforschten groß sind, ist das Prinzip der Offenheit und die Überlassung der Gesprächsführung sowie des Gesprächsstils an die Erforschten selbst wichtig. Nur wenn den Befragten genügend Möglichkeit gegeben wird, ein Thema in seiner Relevanz für das eigene Milieu zu entfalten, werden die Forschenden nicht nur milieuspezifische Sichtweisen und Orientierungen, sondern gleichzeitig den Stellenwert dieses Themas innerhalb des untersuchten Milieus rekonstruieren können.

Grundlegend für die methodische Kontrolle interkulturellen Fremdverstehens ist die Auswahl eines rekonstruktiven Verfahrens, in dem milieuspezifische Regeln und handlungsleitendes Wissen möglichst objektiv, d.h. intersubjektiv nachvollziehbar, dargestellt werden können. Im Rahmen einer Studie über kollektive Orientierungen und Ausgrenzungserfahrungen schwarzer Jugendlicher in São Paulo und Jugendlicher türkischer Herkunft in Berlin, stellte sich die dokumentarische Methode – unter den rekonstruktiven Auswertungsverfahren – als geeignete Methode dar, da sie das Prinzip des methodisch kontrollierten Fremdverstehens auf umfassende Weise berücksichtigt (vgl. Weller 2003, 2006). Nicht nur, aber insbesondere in der Migrations- und ‚Race‘-Relations-Forschung ist die Beachtung der Fremdheit als existentielles Problem zwischen Forschenden und Erforschten und als notwendiges methodisches Prinzip (vgl. Bohnsack & Nohl 2001) aufschlussreich und eröffnet zusätzlich weitere Perspektiven für die Forschungspraxis. Fremdheit als AnalyseEinstellung ist notwendig, um das Fremde ‚verstehen‘ zu können, obwohl der Forscher oder die Forscherin das Fremde oder die Fremden nicht gänzlich erfassen können. In der dokumentarischen Interpretation geht es auch darum, die eigenen Grenzen des Fremdverstehens wahrzunehmen und diese in die Analyse einzubeziehen: Der Zugang zu uns fremden Milieus und sozialen Wirklichkeiten sowie der Interpretationsprozess wird auf diesem Wege methodisch begleitet und kontrolliert.² Wesentlich sind dabei methodologische Überlegungen zu komparativer Analyse und Typenbildung – auch dies sprach für den Einsatz der dokumentarischen Methode bei der Untersuchung jugendlicher Milieus in São Paulo und Berlin. Im folgendem werden zunächst einige Aspekte der dokumentarischen Methode Mannheims zusammenfassend dargestellt. Anschließend wird ihre Anwendung in der sozialwissenschaftlichen Praxis vor dem Hintergrund der o.g. Studie diskutiert.

Karl Mannheim und die Dokumentarische Methode der Interpretation

In seinem 1921/22 erstmals veröffentlichten Beitrag zur Theorie der Weltanschauungs-Interpretation erarbeitete Karl Mannheim einen methodischen Zugang zum Verstehen von Weltanschauungen und zur „Indexikalität fremder Erfahrungsräume“ (Bohnsack 2003, S. 59). Dabei sind Weltanschauungen nicht mit Weltbildern oder mit etwas theoretisch Durchdachtem zu verwechseln.³ Weltanschauungen entstehen in der Kommunikation und in der Handlungspraxis und gehören zu dem Bereich, den Mannheim mit dem Begriff des atheoretischen Wissens definierte (vgl. Mannheim 1964, S. 97ff.). Das Verstehen von Weltanschauungen oder Orientierungen kann daher nur auf dem Wege der begrifflich-theoretischen Explikation dieses atheoretischen Wissens geschehen, welches in der Regel von denjenigen, die in diesem Erlebniszusammenhang eingebunden sind, gar nicht geleistet werden kann. Aufgabe der sozialwissenschaftlichen Forschenden ist es daher, einen Zugang zu diesem impliziten Wissen zu gewinnen und dieses begrifflich-theoretisch zu explizieren.

Einen entscheidenden methodologischen Beitrag leistete Mannheim mit der Unterscheidung zwischen immanenter und genetischer Interpretation (1980, S. 85-88) und der Forderung nach einem grundlegenden Wechsel der Analyse-einstellung. Gemeint ist damit ein Wechsel „von der Frage, *was* kulturelle oder gesellschaftliche Tatsachen sind, zu der Frage danach, *wie* [Kursiv: WW] diese hergestellt werden“ (Bohnsack 2001, S. 326; vgl. auch Mannheim 1964, S. 134). Diese Transzendenz von Was- zu den Wie-Fragen nannte Mannheim (1980, S. 71-79) soziogenetische Einstellung oder Einstellung auf Funktionalität. Das funktionale Erfassen oder die genetische Interpretation unterscheidet sich von dem intuitiven Erfassen sozialer Wirklichkeiten, also von der immanenten Einstellung, welche wir im Alltag einnehmen. Im Anschluss daran weist Mannheim (1964a, S. 103-129) auf drei „Sinnschichten“ hin, die wir beim immanenten oder genetischen Erfassen eines „Kulturgebildes“ unterscheiden können:

- einen objektiven oder immanenten Sinn, der unvermittelt gegeben ist (z.B. in Zeichen, Gesten oder in der Gestalt von Gemäldebildern)
- einen intendierten Ausdruckssinn, der vermittelt gegeben wird (z.B. als Ausdruck von oder als Reaktion auf etwas)
- und einen Dokument-Sinn – als Dokument für eine Handlungspraxis⁴

In folgender Textstelle weist Mannheim ausdrücklich auf die Notwendigkeit einer mehrdimensionalen Analyse des jeweiligen Gebildes hin, um es vollständig erfassen zu können:

„Werfen wir nur einen flüchtigen Blick auf die Eigenart des Naturgegenstandes, so merken wir sofort, daß es für ihn und für die ihm zugeordnete modern-naturwissenschaftliche Betrachtung charakteristisch ist, daß man hier stets einen Gegenstand nur als ein »Es selbst« nimmt und ihn zureichend erkennen kann, ohne ihn in den erwähnten anderen Richtungen zu ergänzen. Demgegenüber wird ein Kulturgebilde in seinem eigenen Sinne nicht verstanden, wenn wir nur auf jene »Sinnschicht« eingehen, die uns rein als »sie selbst«, als objektiver Sinn vorschwebt, wir müssen das Gebilde außerdem als Ausdruck und Dokument nehmen können, sofern wir es überhaupt nach allen ihm vorgezeichneten Richtungen hin vollständig verstehen wollen“ (Mannheim 1964, S. 104).

Diese drei Sinnschichten oder Sinnebenen sind – so Mannheim – in jedem kulturellen Gebilde präsent und können auf dem Wege der Interpretation erfasst werden. Ein Kulturobjekt wird nicht gänzlich verstanden, wenn die Analyse sich nur auf der Ebene des objektiven oder immanenten Sinnes bewegt. Die Ausschöpfung weiterer Bedeutungen über den inhärenten Sinn des Objektes (z.B. die Form oder das Material einer Skulptur) sowie über die Intentionen des Künstlers hinaus, bedarf einer anderen Betrachtung oder einer Transzendenz des unmittelbaren Sinns.

Die unterschiedlichen Arten des Sinns sind nicht nur in traditionell gepflegten Kulturgütern wie etwa Religion und Kunst vorhanden, sondern auch in alltäglichen Handlungen. Die drei Sinnschichten werden an dieser Stelle am Beispiel einer Szene veranschaulicht, wonach zwei Personen einem Bettler auf der Strasse begegnen und Mannheim die Geste bzw. den Sinn der Überreichung von Almosen analysiert (ebd., S. 105-108). Ein ähnliches Beispiel, indem die drei Sinnebenen im Zusammenhang mit der Übergabe von Almosen zu erkennen sind, stellt ein Gedicht des portugiesischen Schriftstellers Fernando Pessoa bzw. des von ihm angewendeten Heteronyms Álvaro de Campos dar⁵:

Er ging an mir vorbei, sprach mich an, in einer Strasse der Baixa⁶

Er ging an mir vorbei, sprach mich an, in einer Strasse der Baixa
Dieser schlecht angezogene Mann, von Beruf aus Bettler, wie man ihm ansehen kann,
Der mich sympathisch findet und für den ich Sympathie empfinde;
Und gegenseitig, in einer übermäßigen, übersteigenden Geste, gab ich ihm alles was ich hatte.

(Mit Ausnahme natürlich von dem, was sich in der Tasche befand, wo ich mehr Geld trage:
Ich bin ja nicht dumm und auch kein russischer Romancier, fleißig,
Und Romantismus, ja, aber langsam ...)

Ich empfinde Sympathie für all diese Menschen,
Vor allem wenn sie keiner Sympathie würdig sind;
Ja, ich bin ja auch ein Müßiggänger und Bettler,
Und ich bin selbst schuld,
Müßiggänger und Bettler zu sein, heißt nicht einfach, Müßiggänger und Bettler zu sein:
Es heißt, abseits der sozialen Leiter zu stehen,
Es heißt, an die Normen des Lebens nicht anpassungsfähig zu sein,
An die wirklichen oder sentimentalischen Normen des Lebens.
Nicht Oberstaatsanwalt zu sein, richtiger Arbeiter, Prostituierte,
Nicht richtig arm zu sein, ausgebeuteter Arbeiter,
Nicht unter einer unheilbaren Krankheit zu leiden,
Nicht durstig nach Gerechtigkeit zu sein, oder Kapitän der Kavallerie,
Nicht, letztendlich, diese sozialen Typen der Romanerzähler zu sein
Die sich mit Buchstaben sättigen, weil sie einen Grund zum Weinen haben,
Und sich gegen das soziale Leben empören, weil sie Gründe für derartige Vermutungen haben.

Nein: alles, außer Vernunft zu haben!

Alles, außer sich um die Menschheit zu kümmern!

Alles, außer der Menschheit nachzugeben!

Was bringt eine Sinnesempfindung, wenn ein äußerlicher Grund dafür existiert?

Ja, Müßiggänger und Bettler zu sein, so wie ich es bin,
Heißt nicht einfach Müßiggänger und Bettler, was gewöhnliches:
Es heißt in der Seele isoliert zu sein, und das heißt, ein Müßiggänger zu sein,
Es heißt die Tage bitten, dass sie verstreichen und uns da lassen,
und das heißt es, ein Bettler zu sein.

Alles andere ist so stupid wie ein Dostojewski oder Gorki.
 Alles andere ist hungrig zu sein oder nichts anzuziehen zu haben.
 Und, selbst wenn derartiges vorkommt, es kommt bei so vielen Menschen vor
 Dass es sich gar nicht lohnt, diese Menschen zu bemitleiden.

Ich bin ein echter Müßiggänger und Bettler, dass heißt, im übertragenen Sinn,
 Und ich drehe mich in großen Kreisen der Erbarmung um mich selbst.

Armer Alvaro de Campos!
 So isoliert im Leben! So deprimiert in den Empfindungen!
 Was für ein Armer, der in die Sessel seiner eigenen Melancholie eingetaucht ist!
 Was für ein Armer, der mit (authentischen) Tränen in den Augen,
 Heute, in einer übermäßig liberalen und moskowiter Geste,
 Alles gab, was er in der Tasche hatte, mit von Beruf aus traurigen Augen.

Armer Alvaro de Campos, niemanden kümmert sich um ihn!
 Armer Mann, der sich so sehr bemitleidet!

Und ja, armer Mann!
 Aber armer Mann, weil er einer von vielen ist, die müßig und Müßiggänger sind,
 Die Bettler sind und betteln,
 Weil die menschliche Seele eine Schlucht ist.

Ich weiß es. Armer Mann!
 Wie gut, dass ich in einer Versammlung in meiner innerlichen Seele mich empören kann!

Aber so dumm bin ich ja gar nicht!
 Ich habe nicht mal den Schutz soziale Meinungen zu besitzen.
 Ich habe in Wirklichkeit keinen einzigen Schutz: Mein Geist ist klar.

Versucht mich nicht zu überzeugen: Mein Geist ist klar!

Ich sagte schon: Mein Geist ist klar!
 Keine Ästhetik mit Herzen: Mein Geist ist klar!
 Verdammt! Mein Geist ist klar!

Bei der dritten Ebene der Interpretation oder beim Erfassen des „Dokument-Sinns“ geht es nicht mehr um die Analyse der objektiven Geste und auch nicht um die Deutung der Intentionen derjenigen, die etwas spendiert haben, sondern um das, was sich über die Tat, auch wenn es unbeabsichtigt war, „sich für mich über [den Spender – WW] dokumentiert“ (Mannheim 1964, S. 108). Die gleichen Kulturobjektivationen oder Handlungen werden nun auf eine andere Weise interpretiert als bei der Analyse des immanenten oder intendierten Ausdruckssinnes: Die Gabe von Almosen wird an dieser Stelle als ein Dokument der »Heuchelei« des Gelbbebers oder als Dokument des *Sich-Selbst-Bemitleidens* (s. Gedicht) gedeutet. Die Analyse kultureller Gebilde oder Alltagshandlungen sollte sich daher nicht nur auf die Ebene der Intentionen (expressiver Sinn) oder des kennzeichnenden Charakters (objektiver Sinn) beschränken. Mannheim hebt hervor, dass diese Methode der Interpretation häufig angewendet wird, wobei die dokumentarische Sinnebene sich von den vorherigen Etappen wesentlich unterscheidet.

Die genetische Einstellung ist Mannheim zufolge unabdingbar, um den „Dokument-Sinn“ von Weltanschauungen, Orientierungen oder Haltungen erschließen zu können. Der dokumentarische Sinngehalt eines „Kulturgebildes“ (z.B. einer Äußerung) wird jedoch erst im Prozess der Interpretation gewonnen und ist somit „nur vom Rezeptiven aus erfassbar“ (ebd., S. 118). Der Weg zum Erfassen dieses Sinngehalts bedeutet „sowohl einen kontagionsartigen Bezug zur Fremdpsyche (...) als auch das Eindringen in einen Lebenszusammenhang, in dem wir uns allmählich

eine Teilnahme am konjunktiven Erfahrungsraum mit seinen spezifischen Kollektivvorstellungen erarbeiten“ (ebd. 1980, S. 271). Mit anderen Worten: Der dokumentarische Sinngehalt einer Äußerung ist in einem spezifischen Erlebniszusammenhang, also in einem konjunktiven Erfahrungsraum, angesiedelt und kann daher nur erfasst werden, wenn ein Zugang zu diesem Erfahrungsraum interpretativ „erarbeitet“ wird; denn um eine Äußerung zu verstehen, müssen wir auch den sozialen Kontext kennen lernen, in dem diese zum Ausdruck gebracht wurde und zu dem sie gehört. In diesem Zusammenhang deutet Mannheim auf die Notwendigkeit der Sprache bzw. auf deren Analyse hin, sowie auf die Veränderung der Wörter und deren Bedeutungen, die für das Verstehen struktureller Veränderungen im den jeweiligen Milieus unabdingbar sind (vgl. García 1993, S. 66; Przyborski 2004, S. 25ff). Indem Mannheim die dokumentarische Interpretation der Sprache und der Alltagshandlungen als methodologischen Weg der Analyse von Alltagspraktiken und Milieus entwickelt, plädiert er für eine theoretische Einstellung, die über das Individuum mit seinen Handlungen und Intentionen hinausgeht und sich von den induktiven oder deduktiven Analysen abgrenzt.

Die dokumentarische Methode in der sozialwissenschaftlichen Forschungspraxis

Anknüpfend an Mannheims Unterscheidung der drei Sinn-Schichten gab Ralf Bohnsack der dokumentarischen Interpretation eine methodische und methodologische Aktualisierung und entwickelte sie weiter zu einem Verfahren der rekonstruktiven Sozialforschung (vgl. u.a. Bohnsack 1989, 2001, 2003). Dabei wird die dokumentarische Sinnebene in das Zentrum der empirischen Analyse gestellt. Auf dieser Ebene steht nicht die Rekonstruktion z.B. des Ablaufs einer Handlung im Vordergrund, sondern die Rekonstruktion des Sinnzusammenhangs, in welchen die Handlung eingebettet ist. Schwerpunkt der dokumentarischen Analyse beispielsweise der ästhetisch-musikalischen Praxis des HipHop ist weniger die Musik und ihr medial vermittelter Ausdruckssinn, als vielmehr der Sinngehalt dieser Praxis in einem konkreten Erlebniszusammenhang (vgl. Weller 2003). Die Rekonstruktion des dokumentarischen Sinns geht insofern mit der Rekonstruktion der mit HipHop verbundenen kollektiven Orientierungen innerhalb eines Milieus einher. Selbstverständlich geht es dabei auch um die Rekonstruktion des impliziten oder atheoretischen Wissens über HipHop, welches nicht über mediale Information vermittelt wurde, sondern über die kollektiv gelebte Praxis entstand:

„Die genetische Analyse, die dokumentarische Interpretation also, zielt auf die Prozessstruktur dieses Herstellungsprozesses, also auf den dieser Handlungspraxis als habitualisierter und inkorporierter Praxis zugrunde liegenden *modus operandi* oder *Habitus*“ (Bohnsack 2001, S. 331).

Mit der dokumentarischen Interpretation wird somit ein Zugang zum handlungsleitenden Wissen der Akteure und deren Handlungspraxis, also zu dem *modus operandi* ihrer Praxis „erarbeitet“. Mit „Erarbeiten“ bezeichnete Mannheim das Erfassen des dokumentarischen Sinngehalts einer Äußerung oder Handlung, das erst „vom Rezeptiven aus“, d.h. erst im Laufe der Interpretation geschieht. Mit der dokumentarischen Interpretation werden u.a. auch die milie-, generations-,

geschlechts- oder auch bildungsspezifischen Erfahrungsräume der Akteure erfasst und in die rekonstruktive Analyse einbezogen; denn sowohl die Alltagspraktiken als auch die kollektiven Orientierungen und Weltanschauungen der Forschenden sind in diese unterschiedlichen Erfahrungsräume eingebettet.

Die dokumentarische Methode als Theorie und Praxis wissenssoziologischer Interpretation, wie sie Bohnsack mit Bezug auf die Wissenssoziologie Mannheims, auf die Ethnomethodologie⁷ sowie auf die Forschungstradition der Chicagoer Schule entwickelt hat, bietet damit den Forschenden ein Instrumentarium an, mit dessen Hilfe ein Zugang zu fremden Milieus bzw. zu deren Orientierungen, Haltungen oder Handlungen erarbeitet werden kann. Daten (z.B. Interviews) werden als Dokument für spezifische Milieus betrachtet. Dieses Dokument steht „anstelle und im Namen eines vorausgesetzten zugrunde liegenden Musters“ (Bohnsack 2003, S. 57).

Die dokumentarische Interpretation geht nicht von einem festen *corpus* vorgefertigter Theorien oder Methodologien aus. Diese werden erst im Laufe des Forschungsprozesses auf reflexivem Wege angeeignet. Die Rekonstruktion stellt daher eine der grundlegenden Herangehensweisen der dokumentarischen Methode dar, die sich auf diesem Wege von hypothesenprüfenden und standardisierten Verfahren unterscheidet. Die rekonstruktive Sozialforschung wendet sich gegen standardisierte Forschungsmodelle, in denen die Forschungskommunikation von Anfang an eingeeignet wird. Ziel der dokumentarischen Methode ist die Indexikalität fremder Erfahrungsräume und deren begrifflich-theoretische Explikation wie auch die Rekonstruktion der kollektiven Handlungsorientierungen der Akteure in ihrer jeweiligen Milieus (vgl. Bohnsack 2003; Przyborki 2004).

Die theoretische Explikation fremder milieuspezifischer Wirklichkeiten oder atheoretischen Wissens, wie von Mannheim (1980, S. 73ff) definiert, setzt einen Prozess der Interpretation voraus, in dem es nicht nur um kausalgenetische *Erklärungen*, sondern um das *Verstehen* geistiger Realitäten oder Sinne geht:

„Die Deutung hebt die Notwendigkeit der Kausalerklärung nicht auf, sie bezieht sich auf etwas anderes, sie konkurriert deshalb auch gar nicht mit ihr. Die Deutung dient dem tieferen Sinnverständnis. Die genetische Kausalerklärung gibt die Geschichte der Bedingungen der jeweiligen Sinnaktualisierung und Sinnrealisierung. Jedenfalls kann Sinn selbst letzten Endes kausalgenetisch nicht erklärt werden. Sinn in seinem eigensten Gehalt kann nur verstanden oder gedeutet werden“ (Mannheim, 1964:151).

An einer anderen Stelle werden die Unterschiede zwischen *Verstehen* und *Interpretieren* von Mannheim (1980, S. 271-79) ausführlicher dargestellt. Diejenigen die dem selben konjunktiven Erfahrungsraum angehören und über gemeinsame Erlebniszusammenhänge verbunden sind (wie z.B. die zur HipHop-Bewegung gehörenden Jugendlichen aus São Paulo), verstehen einander unmittelbar, indem sie auf gemeinsames oder implizites Wissen zurückgreifen können. Das unmittelbare Verstehen lässt sich in milieuspezifischen Kontexten beobachten, „wo eine gemeinsam er- bzw. gelebte Handlungspraxis nicht nur internalisiert, sondern inkorporiert, d.h. in das Wie, in den *modus operandi* der körperlichen und auch sprachlichen Praktiken eingeschrieben wird“ (Bohnsack 2001b, S. 331).

Eine Verständigung zwischen unterschiedlichen Erfahrungsräumen oder sozialen Milieus setzt dagegen einen Prozess der Interpretation voraus und einen Zugang zu diesen fremden Erfahrungsräumen, denn um eine Äußerung zu verstehen, müssen wir auch den sozialen Kontext kennen lernen, in dem diese zum Ausdruck gebracht wurde und zu dem sie gehört. Gefordert ist daher eine genetische Analyseinstellung, d.h. ein „Wechsel von der Frage, *was* kulturelle oder gesellschaftliche

Tatsachen sind, zur Frage danach, *wie* diese hergestellt werden“ (Bohnsack, 2001b, S. 326 – Kursiv: WW). Diese analytische Herangehensweise bildet ein zentrales Element der dokumentarischen Methode, und im Sinne der Luhmannschen Systemtheorie stellt diese Haltung den Übergang von den Beobachtungen *erster* zu den Beobachtungen *zweiter* Ordnung dar (s. Luhmann 1992, S. 95ff).

Arbeitschritte der dokumentarischen Interpretation in exemplarischer Darstellung

In der Forschungspraxis wird die von Mannheim erörterte Differenz zwischen dem immanenten und dokumentarischen Sinngehalt eines „Kulturgebildes“ mit den Arbeitsschritten der formulierenden und reflektierenden Interpretation erfasst.

„Der Übergang von der formulierenden (immanenten) zur reflektierenden (dokumentarischen) Interpretation markiert auch den Übergang von den Was- zu den Wie-Fragen. Es gilt das, was thematisch wird und als solches Gegenstand der formulierenden Interpretation ist, von dem zu unterscheiden, wie ein Thema, d.h. in welchen Rahmen oder nach welchem modus operandi es behandelt wird, was sich in dem Gesagten über die Gruppe oder das Individuum dokumentiert“ (Bohnsack 2001b, S. 337).

Bevor die einzelnen Schritte der dokumentarischen Interpretation am Beispiel einer Gruppendiskussion mit Jugendlichen aus São Paulo dargestellt werden, wird zunächst der Rahmen dieser Untersuchung skizziert.

Im Mittelpunkt dieser Arbeit stand die Rekonstruktion von kollektiven Orientierungen und Erfahrungshintergründen schwarzer Jugendlicher in São Paulo und Jugendlicher türkischer Herkunft in Berlin. Hierbei wurden Bedeutungen, Sinnstrukturen und Weltanschauungen im Zusammenhang mit den jugendlichen Milieus und ihrer ästhetisch-musikalischen Praxis erforscht. Dass über alle existentiellen und gesellschaftlichen Unterschiede hinweg Paulistanische und Berliner Gruppen ihr ‚Schwarz-‘ oder ‚Ausländer-Sein‘ innerhalb der Jugendphase mit ähnlichen Stilformen bearbeiten, führte zur Auswahl der HipHop- bzw. Rap-Gruppen für meine Untersuchung. Neben der ästhetischen Praxis und den kollektiven Orientierungen junger HipHopper stellten Erfahrungen ethnischer Diskriminierung und moralischer Degradierung sowie die Herstellung von habituellen Bewältigungsstrategien den zweiten zentralen Aspekt dieser Arbeit dar. Folgenden Fragestellungen wurde in dieser komparativen Studie nachgegangen:

- Welche Bedeutung erhält die ästhetisch-musikalische Praxis des HipHop im jeweiligen Milieu? Welche Orientierungen oder Weltanschauungen emergieren aus dieser Handlungspraxis?
- Lassen sich – trotz unterschiedlicher existentieller Hintergründe zwischen den Jugendlichen in São Paulo und Berlin – gemeinsame Orientierungen erkennen?
- Wie werden Fremd- und Eigendefinitionen im Bezug auf die ethnische Zugehörigkeit thematisiert?
- Welche Bedeutung erhält die Peergroup in den jeweiligen Kontexten?
- Wie erleben die Jugendlichen Diskriminierung und Degradierung? Welche Konsequenzen haben diese Erfahrungen für ihre Handlungspraxis? Lassen sich Strategien der Bewältigung derartiger Erfahrungen erkennen?

Im Rahmen dieser Studie wurden fünfzehn Gruppendiskussionen und fünfzehn biographisch-narrative Interviews mit HipHop-Gruppen in São Paulo und Berlin durchgeführt⁸. In einer Gruppendiskussion mit Jugendlichen, d.h. in der dabei stattfindenden Interaktion, dokumentieren sich Muster, „die keinesfalls als zufällig oder emergent anzusehen sind. Sie verweisen auf kollektiv geteilte ‚existentielle Hintergründe‘ der Gruppen, also auf gemeinsame biographische und kollektivbiographische Erfahrungen“ (Loos/Schäffer 2001, S. 27). Das Gruppendiskussionsverfahren ist insofern für die Rekonstruktion von kollektiven Handlungspraxen und Orientierungen der Milieus bzw. für die Milieuanalyse prädestiniert. Damit sind einerseits gruppenhafte Milieus (z.B. Familie, Nachbarschaft, Hip Hop-Gruppen) und andererseits Milieus „im Sinne übergreifender konjunktiver Erfahrungsräume“ (Bohnsack 2003, S. 112) gemeint. Mit dem Verfahren der Gruppendiskussion wird somit ein Zugang zu den unterschiedlichen Milieus und zum kollektiven Habitus gesucht. Das primäre Ziel ist dabei die Erschließung von tieferliegenden Orientierungen, die durch eine Gruppe repräsentiert werden, (hinsichtlich z.B. von Milieutypiken, Typik des Umgangs mit Ausgrenzungserfahrungen, u.a.) und nicht die Analyse der Strukturen, die innerhalb einer konkreten Gruppe vorhanden sind. Gerade im Rahmen einer interkulturell vergleichenden Studie stellt sich die Methode der Gruppendiskussion als geeignetes Verfahren dar, weil sie den Zugang zu fremden Erfahrungsräumen auf eine andere Weise als z.B. Einzelinterviews eröffnet (vgl. Weller 2003, 2006).

Zur Beispielpassage

Die Passage „HipHop“ stammt aus der Gruppe Skateboard und sie stellt gleichzeitig die Eingangserzählung der mit den Jugendlichen durchgeführten Gruppendiskussion dar (siehe Anhang). Die Rap-Gruppe besteht aus vier Mitgliedern, drei von ihnen nahmen an der Diskussion teil. Antônio (*Am*) ist 24 Jahre alt und lebt seit der Scheidung wieder bei seiner Mutter. Er war verheiratet mit einer japanisch-stämmigen Frau, mit der er eine fünfjährige Tochter hat. *Am* ist erwerbslos und arbeitet gelegentlich als Fotograf. Er brach die Sekundarschule in der 10. Klasse ab und begann eine Ausbildung als Krankenpfleger. Bernardo (*Bm*) ist 20 Jahre alt und lebt bei seinem Eltern. *Bm* ist erwerbslos und besucht nach einer dreijährigen Pause die 9. Klasse der Sekundarstufe. Cesar (*Cm*) ist 20 Jahre alt und lebt bei einer Tante (seine Mutter starb, als er noch ein Kind war). Er hat keinen Schulabschluss und ist erwerbslos. Er hat einen Sohn, zu dem er wenig Kontakt hat.

Formulierende Interpretation

Die formulierende Interpretation befasst sich mit der *thematischen Struktur* des Diskurses (s. u.a. Bohnsack 2003; Loos/Schäffer 2001; Przyborski 2004) und stellt im wesentlichen eine Zusammenfassung des immanenten Sinngehalts dar. Zunächst werden die Themen der unterschiedlichen Passagen einer Gruppendiskussion identifiziert und mit einem übergreifenden Schlagwort benannt (z.B. Passage HipHop). Anschließend werden die Oberthemen und Unterthemen einer Passage festgestellt und gleichzeitig notiert der Interpret oder die Interpretin, ob die jeweiligen Themen von den Beteiligten selbst oder von den LeiterInnen einer Gruppendiskussion initiiert wurden. Die thematisch relevanten Passagen (u.a.

die Eingangserzählung) sowie diejenigen, die sich durch besondere interaktive Dichte und starkes Engagement der Gruppe kennzeichnen, werden in einer weiteren Phase in Form einer detaillierten formulierenden Interpretation näher betrachtet. In der ca. 12 Minuten dauernden Eingangspassage wurden fünf Überschriften in Form von Oberthemen identifiziert⁹, wobei im Folgenden nur ein Ausschnitt abgebildet wird (vgl. das Transkript im Anhang):

82-156 Einstieg in die Musikrichtung des HipHop (Oberthema)

82-93 Einstieg über Spaß bzw. die Präferenz für den "Stil" und das Lernen der Kultur

Y1 fragt nach der Bedeutung von HipHop und nach der Motivation Rap zu singen. Die Gründe für *Bm's* Hinwendung zum HipHop „war am meisten der Stil“ aber auch der Spaß, den er durch gemeinsames Hören und Musizieren „mit den Leuten in der Cohab Fernandes“ hatte. Wenn er in die Schule kam, hat er nur Spaß gehabt. *Bm* ließ sich von dieser Musik nicht nur beeinflussen, sondern lernte auch die „Kultur“ kennen.

94-105 Identifikation mit abwechslungsreichen Rap-Stilen und mit Rap-Texten

Die Gründe für *Cm's* Identifikation mit dem HipHop waren der „abwechslungsreiche Stil“ der Musik (mal langsam, mal schneller, mal schwerer) und das Wiederfinden „in jedem Lied ... von bestimmten Gruppen“. Aus den unterschiedlichen Stilen haben die Jugendlichen „ein bisschen gelernt“, um somit den Stil von Skateboard bilden zu können.

106-120 Einstieg über "Spaß an der Musik", über Breakdance und über die Teilnahme an Sindicato Negro

Über den Spaß an der Musik haben die Jugendlichen auch den HipHop kennengelernt und sich in die HipHop-Kultur „reinvertieft“. *Am's* Einstieg in der HipHop-Bewegung begann mit dem Tanz bzw. mit Breakdance in der U-Bahnstation São Bento und später durch „ein bisschen mitmachen“ beim Sindicato Negro.

120-135 Entstehung einer "Bewegung von der Jugend" in der Peripherie und Gründe für den Namen Posse Estilo Negro

Am sah, wie die Bewegung von Sindicato Negro war und plante zusammen mit Carlos was ähnliches „hier“ bzw. in der Fernandes zu gründen. Diese würde die einzige „Bewegung so von der Jugend“ in der Peripherie sein, sie wollten dabei die Pioniere sein. Der Name Estilo Negro entstand, als sie schon zusammen waren und nach einem Namen suchten, „mit dem die Leute sich mit uns identifizieren“ könnten. Weil es der Stil von allen und die „Mehrheits-Zeit“ der Jugendlichen schwarz war, bekam die Bewegung den Namen Estilo Negro.

135-150 Einstieg über das Kennenlernen des „Anfangspunkts“ des Rap: über Breakdance, Graffiti, Texte und Gemeinschaftsarbeit

Über Tanz, Graffiti, Zeichnungen und später über „die Texte selbst“ und das Kennenlernen der „Gemeinschaftsarbeit“ sahen die Jugendlichen, „daß das alles nicht nur Rap war“, sondern vielmehr, „es war HipHop an sich“. Die Gründung von Skateboard geht auch auf den „Anfangspunkt“ des Rap zurück und ihre Mitglieder sind über die Lieder und über die Identifizierung „mit dem Rap an sich“ verbunden.

150-170 Bedeutung von HipHop: „Rap spricht das Leben von jedem“ an (Oberthema)

150-156 Rap als realitätsnahe Musik und als eine der möglichen Ausdrucksformen

„Der Rap spricht das Leben von jedem“ an, und bietet somit eine Identifikation mit dem Musikstil, insbesondere für Jugendliche mit einem „revolutionären Geist“. Außerdem wird „die Wahrheit“ in den Raptexten, im Unterschied zu den Texten der Música Popular Brasi-

leira (MPB), „direkt“ angesprochen. Diese Wahrheit täuscht nicht und auch nach „draußen“ werden „jene Sachen“ nicht indirekt wie bei der MPB, sondern direkt „losgelassen“.

157-170 Rap als eine Form des "Ausbruchs": "Texte, die sprechen von Sachen, die passiert sind"

Der Rap ist für die Jugendlichen auch eine Form des Ausbruchs aus dem Alltagsleben. Die Texte handeln von Alltags- und Familienerlebnissen der Jugendlichen, wie z.B. von der Oma, „die gestorben ist“ oder „vom Vater von der Mutter“.

Reflektierende Interpretation

Bei der reflektierenden Interpretation von Gruppendiskussionen geht es um die Rekonstruktion des kollektiven Orientierungsrahmens und des kollektiven Habitus. Hier wird vor allem die *Formalstruktur* der Texte analysiert, d.h. die *Diskursorganisation* und die Art und Weise, wie die Beteiligten aufeinander Bezug nehmen und interagieren (vgl. u.a. Bohsanck 2001 u. 2003; Loos & Schäffer 2001; Przyborski 2004). Dabei ist die Analyse des metaphorischen Charakters von Erzählungen und Beschreibungen sowie die interaktive Dichte des Diskurses von besonderer Bedeutung. Im folgenden Beispiel stand die Ausarbeitung der ästhetischen Praxis des HipHop und der damit verbundenen Orientierungen im Mittelpunkt:

82-85 Immanente Frage durch Y1¹⁰

Durch die Interviewerfrage wird die Gruppe aufgefordert, konkreter auf das Thema HipHop einzugehen, vor allem auf persönliche Motive und Interessen für diese Musikrichtung.

86-93 Proposition und Elaboration durch Bm

Bm argumentiert zunächst, dass es der Stil war, der ihn „am meisten“ motivierte, führt dann die kollektiven Aktionismen („Spaß“) als entscheidend für das Interesse am HipHop an. Das Leben im Stadtteil wird als ein „Zusammenleben“, d.h. ein Leben im Kollektiv definiert, das Einfluss auf das Individuum und seine Identität nimmt. Mit „Stil“ ist u.a. die Präferenz für eine bestimmte Kleidungsform, Frisur, Gestik und Sprachwendungen gemeint, die einen Teil des HipHop ausmachen. Zunächst gab es eine präreflexive Affizierung („nur Spaß“), dann einen reflexiven, positiven Bezug („gut zu finden“). Danach kam das Lernen der „Kultur“, das Kennenlernen der Geschichte der HipHop-Bewegung, die in den Ghettos der Grosstädte in den USA ihren Ursprung hat.

94-105 Validierung und Differenzierung durch Cm

Nach der Validierung des vorherigen Beitrags kommt der Abwechslungsreichtum des „Stils“ zur Sprache („mal langsam, mal schneller, mal schwerer“). Hinzu kommt die Identifikation mit den Liedern, mit Geschichten, die erzählt werden, in denen sich die Jugendlichen wieder finden. Durch die Lieder werden persönliche Erlebnisse kollektiv geteilt und verarbeitet.

106-109 Differenzierung durch Bm

Primordial ging es bei Skateboard um „Spaß“ an Musik und kollektiven Aktivitäten („wir“). Das reflektierte Kennenlernen des HipHop erfolgte erst mit der Etablierung als Band.

110-135 Exemplifizierung durch Am

Die Art und Weise des „Eintritts“ in der HipHop-Kultur wird durch *Am* als individuelle „Form“ dargestellt. Bei ihm fing es mit dem Tanz, bzw. mit dem Breakdance in der U-Bahnstation São Bento an. Bei *Am* war die präreflexive Phase im Breakdance angesiedelt, während *Bm* und *Cm* (später) die Musik präreflexiv erlebten. Für *Am* war dann die Musik in der „Peripherie“ schon Produkt einer reflektierten Entscheidung. Noch wichtiger war *Am's* Beitrag bei der Plazierung der HipHop-Bewegung an den Ort, an den sie wirklich

gehörte: Nicht im Stadtzentrum (São Bento und Roosevelt) sondern in der „Peripherie“, bzw. in den Stadtteilen aus denen die Mehrheit der schwarzen Jugendlichen herkommt. Nach *Am's* Aussage gründete er zusammen mit Carlos eine Posse (Gruppe) mit dem Namen *Estilo Negro*, die insbesondere schwarze Jugendliche aus dem Stadtteil ansprechen sollte.

135-150 Exemplifizierung und Reformulierung der Proposition durch Am

Am fasst an dieser Stelle die drei wichtigsten Bereiche des HipHop – Graffiti, Tanz (Breakdance) und Rap – zusammen und fügt einen vierten Bereich hinzu: die Gemeinschaftsarbeit. Während Rap überwiegend Musik und Spaß beinhaltet, wird HipHop mit politischen und sozialen Aktivitäten in Verbindung gebracht. Die Gemeinschaftsarbeit ist eine Form der Lösung der Ambivalenz zwischen Rap und Ghetto. Einerseits werden die sozialen Verhältnisse in den Ghettos über die Musik denunziert, andererseits werden Aktionen organisiert, die auf konkrete Veränderungen der Situation im Stadtteil zielen.

150-156 Elaboration durch Am

Am kommt auf das Thema Identifikation mit dem Rap, das schon vorher von *Cm* angesprochen wurde, zurück, und fügt hinzu, dass die Gruppe („wir“) aufgrund ihres „ziemlich revolutionären Geistes“ sich von der Rap-Musik „sehr“ angesprochen fühlt. Rap bedeutet für sie mehr als nur Spaß und Konsum, er ist das Kennzeichen der „revolutionären“ Jugendlichen aus der Peripherie. Er ist das Instrument, das die „Wahrheit“ unverfälscht ans Licht bringen soll. Mit „Wahrheit“ könnte die Wahrheit über das Milieu, zu Problemen wie Drogen, Gewalt und Arbeitslosigkeit, die in vielen Songs zum Ausdruck kommen, gemeint sein.

157-170 Anschlussproposition durch Cm und Am

Cm proponiert, dass Rap auch eine Form des „Ausbruchs“ ist, um traumatische Erlebnisse zu verarbeiten. Einzelne Schicksale – „Sachen, die passiert sind“, die „mit uns zu tun haben“ – werden über die Texte hinaus mit den Mitgliedern der Band und mit dem Publikum geteilt.

Ausblick:

Man leidet nicht mehr allein und nicht nur über eigene Schicksale, sondern im Kollektiv. Traumatische Erfahrungen anderer werden zu den eigenen gemacht und von der Gruppe mitgetragen. Gleichzeitig wird Rap nicht nur in einen politischen Kontext, sondern auch in den Kontext persönlicher Erfahrung gestellt.

Komparative Analyse und Typenbildung

Die komparative Analyse ist eines der Grundprinzipien der dokumentarischen Methode, denn erst im Zuge des Vergleichs lässt sich das jeweils ‚Typische‘ eines Milieus herausarbeiten¹¹. Das Prinzip des kontinuierlichen Vergleichens („constant comparative method“) als empirische Herangehensweise wurde zunächst in den 1960er Jahren von Glaser und Strauss eingeführt. Den Begründern der Grounded Theory diente die komparative Analyse „zum einen der Generalisierung von Ergebnissen, zum anderen aber der Generierung von fundierter Theorie“ (Nentwig-Gesemann 1999, S. 229; Glaser/Strauss 1967; Strauss 1994).

Innerhalb der dokumentarischen Methode zielt die komparative Analyse zunächst auf die Herausarbeitung von Gemeinsamkeiten und Unterschieden zwischen Fällen ab. Dabei werden unterschiedliche Erfahrungsdimensionen innerhalb eines Milieus mit Hilfe der komparativen Analyse herausgearbeitet. Je präziser der Vergleich erfolgt, desto genauer können empirisch begründete Aussagen bis hin zur ‚Spezifizierung‘ eines Typus formuliert werden (z.B. des Umgangs mit Diskriminierung und Stigmatisierung – vgl. Weller 2003, S. 103-147). Die Generie-

„Die Suche nach Vergleichsfällen erfolgt zunächst nach ‚objektiven‘ Kriterien, die z.T. auch die eigene Erhebung und Herstellung des Sample strukturieren, wie z.B. das Alter und das Geschlecht, die kulturellen Praktiken oder der Beruf (so z.B. in Studien zu Lehrlingen¹²). Die strukturierte Auswahl der Daten erleichtert die Suche nach Homologien, aber das *tertium comparationis* bildet sich nicht aus dem Vergleich von ‚objektiven‘ Kriterien heraus, sondern aus den Daten, die im Laufe der Interpretation entstehen (s. Nohl 2001b). Mit dem *tertium comparationis*, also mit dem aus dem Vergleich z.B. zweier Fälle gewonnenen Dritten, werden wiederum Kontraste innerhalb der Gemeinsamkeiten deutlich: Im Vergleich z.B. zweier Sequenzen zum gemeinsamen Thema ‚HipHop‘ werden Kontraste hinsichtlich des Stellenwerts von HipHop zwischen Fällen oder Gruppen erkennbar. Die komparative Analyse ist damit eine Vorgehensweise, die sich am Prinzip der Suche des Kontrasts in der Gemeinsamkeit (Bohnsack 2003) orientiert; „verglichen wird nur das, was vom abstrakten ‚tertium‘ erfasst wird“ (Schäffer 1996, S. 245).

Gerade bei der Rekonstruktion von Alltagspraktiken ist es wichtig, dass die Analyse und Interpretation vor dem Hintergrund des Vergleichs mit anderen Fällen geschieht und nicht anhand vorhandener Theorien oder z.B. auf der Basis eines kommunikativ-generalisierten (medialen) Wissens über HipHop:

„Die Perspektiven des Interpretieren auf das Wie, auf den modus operandi der alltagspraktischen Herstellung sozialer Realität sind abhängig von den Vergleichsmöglichkeiten oder Vergleichshorizonten des Interpretieren bzw. der Interpretin. Der zu analysierende modus operandi (...) wird in seinen Konturen, d.h. in seiner spezifischen Selektivität überhaupt erst sichtbar, indem wir als Interpretieren Alternativen, Vergleichshorizonte dagegenhalten“ (Bohnsack/Nohl 2001, S. 31).

Wie schon von Mannheim (1952) formuliert, ist die Interpretation niemals frei von der Standortgebundenheit oder Seinsverbundenheit der Forschenden; ein Ausstieg oder eine Art ‚Ausblendung‘ des theoretischen Wissens sowie der eigenen Erfahrungen ist nicht möglich. Die Interpretation wird immer – so Bohnsack/Nohl (2001, S. 31) – „an die alltagspraktischen Erfahrungen des Interpretieren, an dessen milieu-, bildungs-, generations- und geschlechtstypische Erfahrungsräume“ gebunden sein. Mit Hilfe der komparativen Analyse lässt sich jedoch die theoretische und alltagspraktische Verortung der Forschenden in gewisser Hinsicht methodisch kontrollieren, indem z.B. das Milieu und das implizite Wissen einer Gruppe mit dem einer anderen verglichen wird. Mit dieser Herangehensweise lässt sich das atheoretische und handlungsleitende Wissen einer Gruppe vor dem Hintergrund des Vergleichs zu einer weiteren Gruppe herausarbeiten. Das explizite Wissen der Forschenden tritt dabei in den Hintergrund. Damit trägt die komparative Analyse ganz wesentlich zu einem methodisch kontrollierten Fremdverstehen bei, welches das Fremde nicht unvermittelt in den Rahmen des Eigenen integriert.¹³

Die komparative Analyse der dokumentarischen Methode zielt also auf die Generierung von Typiken, die in einer späteren Phase zu einer Typologie ver-

dichtet werden (vgl. Bohnsack 1989, S. 372-375). Die Typenbildung verfährt nach dem Prinzip des Kontrastes in der Gemeinsamkeit und ähnlich dem „Theoretical Sampling“, das innerhalb der Grounded Theory entwickelt wurde.¹⁴ Es ist ein zirkulärer Prozess, der zunächst mit der Identifikation und begrifflichen Explikation von Orientierungen und Orientierungsmustern beginnt. Zu dieser Explikation gelangt der/die Interpret/in jedoch nur, wenn er/sie in die konjunktiven Erfahrungsräume ‚eindringt‘, in denen die ‚Genese dieser spezifischen Orientierungen zu suchen ist, und nicht nur die Orientierungen selbst‘ zu interpretieren versucht (ebd. 2003, S. 142). Die Erforschten gehören jedoch zugleich unterschiedlichen Erfahrungsräumen an, so dass die theoretisch-begriffliche Explikation einer Orientierung eine Analyse der unterschiedlichen Erfahrungsdimensionen erfordert (z.B. entwicklungs-, generations-, bildungs- und milieuspezifische Erfahrungsräume). Die Generalisierbarkeit von empirischen Erkenntnissen in Form von ‚fundierte Theorien‘ ist von der Gültigkeit der Typenbildung abhängig: Je genauer eine Typik in Beziehung und in Abgrenzung zu anderen Typiken herausgearbeitet werden kann, desto valider sind die empirisch generierten Theorien.¹⁵ Doch weniger die Häufigkeit, sondern die Präzision stellt sich als entscheidendes Kriterium bei der Validierung eines Typus dar:

„Die Frage nach der Gültigkeit einer solchen Struktur beantwortet sich aus dieser Perspektive also nicht über ihre Häufigkeit, sondern darüber, daß ihre Produktionsgesetzlichkeit nachgewiesen wird“ (Wohlrab-Sahr 1994, S. 273 zit. n. Bohnsack 2001a, S. 238).

Schluss

Mannheim leistete einen entscheidenden Beitrag nicht nur im Zusammenhang mit der Wissenssoziologie sondern auch in der Entwicklung sozialwissenschaftlichen Methoden, insbesondere der dokumentarischen Methode (s. Bohnsack, 2006). Der Bruch mit dem *common sense* und der Analysewechsel von den ‚Was-‘ zu den ‚Wie-Fragen‘ ist mit einer Beobachter- und Interpretationshaltung verbunden, die bereits am Anfang einer empirischen Studie einzuführen ist, auch wenn die Antworten auf die ‚Wie-Fragen‘ erst in einer späteren Phase der Untersuchung gefunden werden. Im Laufe der gesammelten Erfahrung mit Feldforschung in unterschiedlichen kulturellen Kontexten und der Anwendung der dokumentarischen Methode in der Auswertung von empirischen Materialien wurden die Vorteile dieser Methode im Vergleich zu anderen Verfahren deutlich¹⁶.

Doch die Qualität qualitativer Daten ist nicht allein durch die Anwendung von formalen Methoden gegeben: Die rekonstruktiven Methoden und Methodologien – u.a. die dokumentarische Methode – sind jedoch Voraussetzung um eine höhere Qualität der Daten zu erreichen. Oder wie es bei Mannheim heißt:

„Wir dürfen uns aber nicht darüber täuschen, daß die Evidenz nicht in diesen formalen Methoden, sondern letzthin durch das Erfassen des Qualitativen garantiert ist und daß die Erfassbarkeit des Qualitativen *nicht Ergebnis* der Anwendung dieser Methoden ist, sondern *Voraussetzung dafür*, daß sie überhaupt zur Anwendung gelangen können“ (Mannheim 1980, S. 281).

Anmerkungen

- 1 Für eine Übersicht zur Reflexion zum methodisch kontrollierten Fremdverstehen siehe: Soeffner/Hitzler (1994) sowie Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (1981, S. 433-495).
- 2 Methodische Kontrolle, so Bohnsack (2003, S. 101), „kann weitergehend dann dazu führen, daß in der Rekonstruktion der eigenen – gerade auch gescheiterten – Vorgehensweise, also der gescheiterten Kommunikation mit den Probanden, gewonnene Einsichten zur Differenzierung und Weiterentwicklung der metatheoretischen Voraussetzungen führen können“.
- 3 Weltanschauung – so Mannheim (1980, S. 101) – „ist eine strukturell verbundene Reihe von Erlebniszusammenhängen, die zugleich für eine Vielheit von Individuen die gemeinsame Basis ihrer Lebenserfahrung und Lebensdurchführung bildet“.
- 4 An einem Beispiel versucht Mannheim (1964a, S. 105-108) die *drei* Sinnebenen zu präzisieren: „Ich gehe mit einem Freund auf der Straße, ein Bettler steht an der Ecke, er gibt ihm Almosen“. Beim Erfassen der Situation wird der objektive Sinn des Almosen-Gebens mit „Hilfe“; der intendierte Ausdruckssinn mit „Mitleid“, „Güte“ oder „Barmherzigkeit“ interpretiert. Bei der Analyse des dokumentarischen Sinngehalts der Handlung ist nicht die Intentionen des Handelnden von Interesse, „sondern was durch seine Tat, auch von ihm unbeabsichtigt, sich für mich über ihn darin *dokumentiert*“.
- 5 Von der Autorin aus dem Portugiesischen ins Deutsche übersetzt, die Originalfassung entstammt dem ‚Jornal da Poesia‘: <http://www.secrel.com.br/jpoesia/facam.html> - 20.01.2006.
- 6 Baixa = Stadtgebiet in Lissabon
- 7 Die dokumentarische Methode erfährt eine erste Wiederentdeckung bei Garfinkel (1967) bzw. bei der Ethnomethodologie, die in ihr ein zentrales Element zur Analyse sozialer Organisationsformen sah (vgl. Coulon 1995; Heritage 1999 sowie Bohnsack 2003, S. 57ff).
- 8 Darüber hinaus stand mir in Berlin ein Fundus von über dreißig Gruppen- und Einzelinterviews mit Jugendlichen türkischer Herkunft zur Verfügung. Diese wurden zwischen 1997 und 1999 im Rahmen des DFG-Forschungsprojektes „*Entwicklungs- und milieutypische Kriminalisierungs- und Ausgrenzungserfahrungen in Gruppen Jugendlicher*“ (Leitung: Prof. Dr. Ralf Bohnsack) erhoben.
- 9 Sie erhielten die Überschriften: 1) Die Band Skateboard im Unterschied zu anderen Bands; 2) Einstieg in die Musikrichtung des HipHop; 3) Bedeutung von HipHop: „Der Rap spricht das Leben von jedem“ an; 4) Anerkennung der Band durch das Publikum; 5) Professionalisierungstendenzen der Band Skateboard und die Schwierigkeiten auf dem Musikmarkt.
- 10 Zum Begriffsinventar der Diskursorganisation s. Przyborki (2004, S. 61-76).
- 11 Zur komparativen Analyse und ausgearbeiteten Typen paunistanischer und berliner Hip Hop-Gruppen siehe Weller 2003 und 2006.
- 12 Siehe hierzu Bohnsack (1989).
- 13 In der komparativen Analyse von Milieus ist die Vertrautheit mit dem Feld von entscheidender Bedeutung. Es ist auch nicht gesagt, dass die Forschenden sich kein theoretisches Wissen aneignen müssen. Im Unterschied zu anderen Verfahren wird in den rekonstruktiven Verfahren nicht von theoretischen Prämissen oder Hypothesen ausgegangen, die mit der Feldarbeit bestätigt oder negiert werden sollen. Wie schon vorher beschrieben, bewegen sich die Forschenden auf ‚Neuland‘ und werden erst im Zuge der Interpretation konkrete Aussagen über das untersuchte Milieu formulieren können.
- 14 Siehe hierzu Glaser/Strauss (1967) sowie Strauss (1994).
- 15 Es geht dabei um die Ausarbeitung einer *soziogenetischen* Typenbildung auf der Basis mehrdimensionaler Analysen (ausführlich dazu Bohnsack 2001a, Nentwig-Gesemann 2001).
- 16 Dies bestätigte auch Viviane Ribeiro Correa – einer von mir betreute Magisterstudentin aus Florianópolis (Brasilien). Am Tag ihrer Disputation sprach sie mit Begeisterung über die dokumentarische Methode, obwohl diese in Brasilien kaum bekannt ist. Englische oder Portugiesische Übersetzungen sind daher dringend notwendig. Auch die Übersetzungen der Werke Mannheims benötigen zum größten Teil eine Revision, da sie aus dem Englischen ins Portugiesische übertragen wurden, wobei diese Übersetzungen ins Englische auf einer expliziten Transformation des theoretischen Vokabulars beruhte: „[Begriffe] aus dem Universum des philosophischen Diskurses der post-hegelianischen deutschen Geisteswissenschaften in den psychologischen Bezugsrahmen der englischen post-utilitaristischen philosophy of mind bzw. des amerikanischen Pragmatismus (...) mit ihrer typischen Betonung der Unterscheidungen zwischen Tatsachen- und Werturteilen“ (Kettler *et al* 1989, S. 132).

Anhang

- 82 Y1: Und was bedeutet der HipHop für euch, ja:: warum habt ihr euch zum
 83 Beispiel dafür interessiert, Rap zu singen, was ist (1) was motivierte euch (.)
 84 euch am meisten? (2)
 85
- 86 Bm: Gut für mich war es praktisch am meisten der Stil ne, auch außerdem
 87 auch das Zusammenleben mit den Leuten weil hier in der Co- in der
 88 Fernandes ne, die Mehrzahl der Leute hat nur so Rap gehört zum Beispiel
 89 ((knackt den Finger)) damals ich kam immer hierher in die Schule und
 90 hab´ nur Spaß gehabt und @auch ne alle anderen ne@ und dann fing er
 91 an uns zu beeinflussen, und ich fange an ihn gut zu fin- ich fing an ihn gut
 92 zu finden und es ging weiter so (1) lernte ich auch die Kultur (2)
 93
- 94 Cm: Stimmt und den Rap fanden wir ziemlich abwechslungsreich so in der
 95 Frage der Musik gab es so sagen wir mal den langsamen Rap es gab
 96 diesen schnelleren es gab den schwe- diesen schwereren Sound (.) und so
 97 wir fanden uns (.) in jedem Lied also von bestimmten Gruppen dass wir
 98 uns getroffen haben also tá ligado also so wie wir zusammen Spaß haben
 99 es kam der Headbanger wir und so hier war's auch heiß es kamen andere
 100 Stile und es ging so weiter so aber irgendwie haben wir dann jeder ein
 101 bisschen gelernt damit wir mehr Skateboard bilden konnten tá ligado
 102
- 103 Am: |
 104 Hm
 105 |
- 106 Bm: | Bevor wir den HipHop gelernt haben lernten wir erst mal nur Spaß
 107 an der Musik zu haben und danach ha- haben wir uns mehr reinvertieft (.)
 108 und dann entstand echt al- die Gruppe (1)
 109
- 110 Am: Stimmt, vor allem die- ne also ich glaube, dass je- um wirklich
 111 anzufangen zu singen ne, um den Rap kennen zu lernen, den HipHop an
 112 sich ist es so dass jeder eine (.)eine Form hat anzufangen ne also in
 113 meinem Fall war´s die Sache mit dem Tanz ne ich hab´damals schon
 114 |
 115 Y1: | Hm
 116
- 117 Am: in der São Bento also weil es gab ne die Bewegung vom Break in der São
 118 Bento und dann fing ich zu tanzen und danach gab´s ja die Formation
 119 vom Sindicato Negro gab´s in der Roosevelt ich machte ein bisschen mit,
 120 nicht als Mitglied, aber so ne ich hab´sie besucht, ich sah wies war und
 121 dann sagte ich ah warum nicht einen in der in der Fernandes machen weil
 122 es die einzige Bewegung so von der Jugend war die es in der Peripherie
 123 geben würde wir wollten die Pioniere sein und dann das war als ich mich
 124 |
 125 Y1: | Hm
 126
- 127 Am: mit dem Carlos unterhielt ne, und dann sagte ich lass uns versuchen die-
 128 die gleiche Sache zu machen, die dort ist aber hier und dann haben wir
 129 angefangen zu planen und dann kamen wir zusammen nur der Name
 130 Estilo Negro war noch nicht mal aufgetaucht nachdem wir gesprochen
 131 hatten nein, wir brauchen als einen Namen etwas was verstehst du mit
 132 dem die Leute sich mit uns identifizieren, ne von der der stimmt, ah es ist
 133 Stil Stil von allen und dann lasst uns die Farbe dazutun also weil die
 134 Mehrzahl schwarz war ne die Mehrheits-Zeit vom Estilo Negro war
 135 schwarz also wir fingen an so den Rap in dieser Form zu sehen, es war
 136 durch den Tanz danach kam es dann durch die Graffiti, durch die

- 137 Zeichnungen ne von den Leuten die die machen, danach also die Texte
 138 selbst wir begannen die Gemeinschaftsarbeit kennen zu lernen und haben
 139 gesehen dass das alles nicht nur ein Rap war es war der HipHop an sich
 140 |
 141 Y1: | Hm
 142 |
 143 Am: ne °verstehst du°. dass all das war also ne die Gründung vom Skateboard
 144 kam dann auch ne, es kam alles von die- diesem Anfangspunkt °verstehst
 145 du° (1) °also° im Grunde trat jeder aus irgendeinem @Motiv@ ein
 146 |
 147 ?m: | @ (1) @
 148 |
 149 Am: wegen irgendeiner Verbindung (.) wenn er sich mit den Liedern
 150 identifizierte mit dem Rap an sich wei- weil, ne wie man sagt der Rap
 151 spricht das Leben von jedem also für uns die wir einen also ziemlich
 152 revolutionären Geist haben ne, wir haben, identifizieren uns sehr mit dem
 153 Rap ne, wir sehen dass es ein Text ist der (nicht) die Wahrheit direkt
 154 spricht, nicht täu::scht verstehst du, stimmt es ist nicht wie zum Beispiel
 155 ein MPB der manchmal jene Sache loslässt so nach draußen indirekt (ne)
 156 |
 157 Cm: | Und
 158 manchmal ist es sogar ein Ausbruch für uns wirklich ne also soviel dass
 159 |
 160 Am: | Stimmt
 161 |
 162 Y1: | Hm
 163 |
 164 Cm: wir Texte haben die sprechen ich habe einen Text der spricht von meiner
 165 Oma die gestorben ist der Am hat einen Text der spricht von so Sachen
 166 die passiert sind mit ihm und
 167 |
 168 Am: | °Stimmt° | Vom Vater von der Mutter (.) ne °also es
 169 gibt ne Menge Sachen die zu tun haben° mit uns (1) und im Grunde ist es
 170 das ne, am Anfang wars wars eben das (°es gibt nicht°)

Literatur

- Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.) (1981): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit. Bd. 1. Reinbek.
- Bohnsack, R. (1989): Generation, Milieu und Geschlecht. Opladen.
- Bohnsack, R. (2003): Rekonstruktive Sozialforschung – Einführung in Methodologie und Praxis qualitativer Forschung. Opladen.
- Bohnsack, R./Nohl, A.-M./Nentwig-Gesemann, I. (Hrsg.) (2001): Die Dokumentarische Methode und ihrer Forschungspraxis. Opladen.
- Bohnsack, R. (2001a): Typenbildung, Generalisierung und komparative Analyse. Grundprinzipien der dokumentarischen Methode. In: Ders./Nohl, A.-M./ Nentwig-Gesemann, I. (Hrsg.): Die Dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Opladen, S. 225-252.
- Bohnsack, R. (2001b). Dokumentarische Methode. Theorie und Praxis wissenssoziologischer Interpretation. In: Hug, T. (Hrsg). Wie kommt Wissenschaft zu Wissen? Bd 3, Einführung in die Methodologie der Sozial- und Kulturwissenschaften. Hohengehren, S. 326-345.
- Bohnsack, R. (2006): Mannheims Wissenssoziologie als Methode. In: Tänzler, D.; Knoblauch, H./Soeffner, H.-G. (Hrsg.): Neue Perspektiven der Wissenssoziologie – Band I: Abklärung des Wissens [im Druck].

- Bohnsack, R./Nohl, A.-M. (2001): Ethnisierung und Differenzenerfahrung. Fremdheit als alltägliches und als methodologisches Problem. Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung, Jg. 2, H1, S. 15-36.
- Coulon, A. (1995): Etnometodologia. Petrópolis: Vozes [Original: L'École de Chicago. Presses Universitaires de France, 1992].
- Corrêa, V. R. (2005): „Nós e os outros“ – o impacto das migrações e dos programas de moradia em Florianópolis: relações sociais e conflitos na ótica de moradores adultos e de jovens no bairro Saco Grande [Magisterarbeit in Soziologie]. Florianópolis: Universidade Federal de Santa Catarina.
- García, J. M. G. (1993): Reflexiones sobre «El Pensamiento Conservador» de Karl Mannheim. Revista española de investigaciones sociológicas, n. 62, S. 61-81.
- Garfinkel, H. (1967): Common sense knowledge of social structures: the documentary method of interpretation in lay and professional fact finding. In: *idem*. Studies in Ethnomethodology. New Jersey: Englewood Cliffs, S. 76-96.
- Glaser, B./Strauss, A. (1967): The discovery of Grounded Theory: Strategies for Qualitative Research. Chicago.
- Heritage, J. C. (1999): Etnometodologia. In: Giddens, A./Turner, J. (orgs.): Teoria social hoje. São Paulo, Editora da UNESP, S. 321-392 [Original: Social Theory Today. 1987]
- Kettler, D./Meja, V./Stehr, N. (1989): Politisches Wissen – Studien zu Karl Mannheim. Frankfurt/M..
- Luhmann, N. (1992): Beobachten. In: Ders.: Die Wissenschaft der Gesellschaft. Frankfurt/M., S. 68-121.
- Mannheim, K. (1952): Wissenssoziologie. In: Ders. Ideologie und Utopie. Frankfurt/M., S. 227-267.
- Mannheim, K. (1964): Beiträge zur Theorie der Weltanschauungsinterpretation. Wissenssoziologie. Neuwied, S. 91-154.
- Mannheim, K. (1980). Strukturen des Denkens. Frankfurt/M.
- Muñoz, J.C.G. (1993): El retorno de la sociología del conocimiento de Mannheim a una epistemología de corte weberiano. Revista española de investigaciones sociológicas, N. 62, S. 45-59.
- Nohl, A.-M. (2001): Komparative Analyse: Forschungspraxis und Methodologie dokumentarischer Interpretation. In: Bohnsack, R./Nohl, A.-M./Nentwig-Gesemann, I. (Hrsg): Die Dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Opladen, S. 253-273.
- Polanyi, M. (1985): Implizites Wissen. Frankfurt/M.
- Przyborski, A. (2004): Gesprächsanalyse und dokumentarische Methode – Qualitative Auswertung von Gesprächen, Gruppendiskussionen und anderen Diskursen. Wiesbaden.
- Soeffner, H.-G./Hitzler, R. (1994): Hermeneutik als Haltung und Handlung. Über methodisch kontrolliertes Verstehen. In: Schroer, N. (Hg.): Interpretative Sozialforschung, S. 28-54.
- Strauss, A. (1994): Grundlagen qualitativer Sozialforschung. München, 1994.
- Weller, W. (2003): HipHop in São Paulo und Berlin: Ästhetische Praxis und Ausgrenzungserfahrungen junger Schwarzen und Migranten. Opladen.
- Weller, W. *et al* (2002): Karl Mannheim e o método documentário de interpretação: Uma forma de análise das visões de mundo. In: Sociedade e Estado, v. XVII, n. 2, S. 375-396.
- Weller, W. (2005): A contribuição de Karl Mannheim para a pesquisa qualitativa: aspectos teóricos e metodológicos. In: Sociologias, v. 7, n. 13, S. 260-300.
- Weller, W. (2006): HipHop-Gruppen in São Paulo und Berlin: ästhetische Praxis und kollektive Orientierungen junger Schwarzer und Migranten. In: Bohnsack, R./Przyborski, A./Schäffer, B. (Hrsg): Das Gruppendiskussionsverfahren in der sozialwissenschaftlichen Praxis. Opladen, S. 109-123.
- Yncera, I. S. de la (1993): Crisis y orientación. Apuntes sobre el pensamiento de Karl Mannheim. Revista española de investigaciones sociológicas, n. 62, p. 17-43.

Ulrich Lamparter, Friedrich-Wilhelm Deneke, Ulrich Stuhr, Brigitta Bühring, Sigrid Höppner-Deymann, Matthias Oppermann, Michael Trukenmüller

Sich gesund fühlen:

Psychoanalytisches Verständnis und typologische Ordnung von Lebensläufen subjektiv Gesunder.¹

Feeling in good health:

Psychoanalytic Understanding and Typology of the Life Course of Individuals Showing a Subjective Feeling of Good Health.

Zusammenfassung:

Die innere Repräsentation lebensgeschichtlicher Erfahrungen von Menschen, die sich subjektiv gesund fühlen, war Forschungsgegenstand des dargestellten Projekts. Die Probanden (N=21) wurden im Rahmen eines psychoanalytischen Interviews untersucht. Die Auswertung erfolgte mit Hilfe eines an der Methode der Verstehenden Typenbildung orientierten Verfahrens.

Die Arbeit beschreibt das methodische Vorgehen, prototypische Einzelfälle und ihre klinischen Charakteristika und die sich daran anschließende Konstruktion von sogenannten Idealtypen, die als Grundfiguren einer typologischen Ordnung dienen.

Sie veranschaulichen eine große Heterogenität der in der Stichprobe vorgefundenen Lebensentwürfe und Regulationsweisen. Abschließend werden zusammenfassende Überlegungen angestellt zu unterschiedlichen Modalitäten psychischer Regulationsprinzipien, die mit einem subjektiven Gesundheitsgefühl einhergehen.

Schlagworte: Qualitative Forschung, psychoanalytisches Interview, Gesundheit, Coping, vergleichende Typologisierung

Abstract:

The research was concerned with the internal representation of the life experience of individuals who show a subjective feeling of good health. Subjects (N=21) were assessed within the framework of a psychoanalytic interview, and evaluation proceeded along the lines of the method of type formation by comprehension ("Verstehende Typologie").

The paper describes methods, prototypical cases and their clinical characteristics as well as the subsequent construction of so-called ideal types that serve as the basic elements of a typological system.

Results show a vast heterogeneity of life scripts and modes of emotional regulation. Concluding remarks reflect on the different modes of the principles of psychological regulation that are bound up with the subjective feeling of good health.

Keywords: qualitative research, psychoanalytic interview, health, coping, comparative typology

1 Einleitung

Die Spannung zwischen empirisch-quantifizierender Methodik einerseits und sich bei der subtilen psychotherapeutischen Arbeit mit einem individuellen Patienten ergebenden Evidenzen andererseits läßt nach angemessenen Forschungsstrategien zur Erfassung psychischer Regulationsformen suchen. Bei einem Versuch, hier neue methodische Wege zu gehen, haben wir ein früheres Forschungsthema unserer Abteilung wieder aufgenommen. Es lautet: Wie erleben sich Gesunde?

1.1 Empirische Befunde der Gesunden- und Protektionsforschung

Die Frage nach dem subjektiven Erleben von sich gesund fühlenden Menschen steht im weiteren Umfeld der Frage, welche psychischen Faktoren zu körperlicher oder seelischer Krankheit führen bzw. – in einem salutogenetischen Ansatz – zur Gesundung oder Gesundheit.

Bei vielen körperlichen Krankheiten und psychischen Störungen haben empirische Befunde den krankheitsfördernden Einfluss seelischer Belastungen belegt.

So wird das Erkrankungsrisiko statistisch durch eine Reihe von psychosozialen Faktoren erhöht: Neben ökonomischen und sozialen Faktoren wie Armut oder beengten Wohnverhältnissen finden sich biographische Faktoren wie früher Verlust der Mutter, seelische oder körperliche Erkrankungen der Mutter oder des Vaters, Kriminalität oder Dissozialität eines Elternteils, sexuelle und/oder aggressive Missbrauchserfahrungen, emotionale Vernachlässigung und Abweisung, unsichere und ambivalente Bindung (Egle 2002).

Neben diesen Risikofaktoren konnten biographischen Faktoren identifiziert werden, die gegen die spätere Entwicklung psychischer oder psychosomatischer Erkrankungen schützen (vgl. Reister 1992). Das Erkrankungsrisiko vermindert sich, wenn ein Kind oder Jugendlicher eine dauerhafte gute Beziehung zu zumindest einer primären Bezugsperson entwickelt hat, oder wenn nach frühem Mutterverlust ein gutes Ersatzmilieu verfügbar ist. Auch Persönlichkeitsmerkmale wie z.B. überdurchschnittliche Intelligenz oder ein robustes, aktives und kontaktfreudiges Temperament wirken protektiv, ebenso ein guter Freund oder ein guter Lehrer bei Jungen oder physische Attraktivität bei Mädchen (Schmidt/Esser 1992). Es gibt sogar Menschen, die aus seelischen Belastungen oder der Überwindung von Krisen Stärke beziehen. Resilienz bezeichnet als Konstrukt eine besondere Widerstandsfähigkeit gegen psychische Belastungen.

Diese Faktoren, zusammengefasst bei Egle et al. (1997a, 1997b 2002) und Dornes (1997) verändern im statistischen Sinne die Erkrankungswahrscheinlichkeit. Egle (2002) hat die an den verschiedensten Untersuchungsgruppen erhobenen Befunde zu einem biopsychosozialen Vulnerabilitäts-Modell entwickelt, das auch neurobiologische Stressfolgen umfasst, sich jedoch weniger am subjektiven Erleben ausrichtet. Über die subjektive Selbstrepräsentation dieser Faktoren ist noch wenig bekannt.

Dabei muss man davon ausgehen, dass sich unter Belastung insbesondere in der Kindheit psychische Strukturen ausbilden, die das Erleben und Bewältigen späterer Belastungen präformieren und das weitere Leben und Erleben fundamental prägen, jedoch einer bewusstseinsnahen Befragung nicht zugänglich sind.

2. Fragestellung

Das Problem der Entstehung subjektiver Gesundheit lässt sich in folgende Leitfragen gedanklich eingrenzen und untergliedern:

- Wie repräsentieren subjektiv Gesunde ihre persönlichen lebensgeschichtlichen Erfahrungen?
- Welche psychischen Strukturen haben sich unter dem Einfluss dieser Erfahrungen gebildet?
- Welche zeitlich überdauernden, strukturellen Erfahrungsbildungen, welche „Lebensentwürfe“ haben subjektiv gesunden Probanden in ihrem Leben bislang geholfen, persönliche Belastungen und Krisen zu bewältigen?

2.1 Das Gesundenproblem und die qualitative Methodik

Wegen der zahlreichen und im Einzelfall wahrscheinlich in verschiedener Weise und auf komplexe Art zusammenwirkenden Faktoren schien sich das Problem der Entstehung körperlicher und seelischer Gesundheit im biographischen Erleben gut zu eignen, Methoden und Verfahrensweisen zu entwickeln und zu erproben, um den Widerspruch zwischen psychoanalytischer Einzelfallevidenz und empirisch-psychometrischer Entsubjektivierung in der psychoanalytisch-psychosomatischen Forschung aufzuheben. Zunächst war ein Verfahren zur methodisch kontrollierten Aggregation vollgültig psychoanalytisch untersuchter Einzelfälle zu entwickeln, das folgenden Zielvorstellungen genügen sollte:

- eine genaue, gleichsam „mikroskopische“ Untersuchung der lebensgeschichtlichen Entwicklung jedes einzelnen Probanden im Kontext seines gesamten Lebensschicksals
- eine Untersuchung, die konsequent versucht, der subjektiven Erlebensperspektive des einzelnen Probanden zu folgen und diese Daten in den weiteren Forschungsprozess einbringt. Deneke (1993, 1998) hat diese sich aus der selbstreferentiellen Natur psychischen Erlebens ergebende Notwendigkeiten in das Konzept des „genetisch -dynamischen Strukturverstehens“ gefasst.
- ein Verfahren der Datenaggregation, welches die qualitative Natur der Daten so lange als möglich erhält, was auf die methodischen Möglichkeiten der qualitativen Forschung verweist.

2.2 Umsetzung

Wie bei unserem ersten „Gesundenprojekt“ (Deneke u.a. 1987; Lamparter u.a. 1992) wurden die Probanden über eine Anzeige in einer großen Hamburger Tageszeitung gewonnen und nach denselben Kriterien in die Untersuchung aufgenommen: Als „gesund“ sollte gelten, wer sich seelisch und körperlich gesund fühlt und, abgesehen von Routine-Untersuchungen, in den letzten fünf Jahren keinen Arzt krankheitshalber aufgesucht hat.

Nach telefonischer Rücksprache mit 48 Probanden, die sich gemeldet hatten, verblieben schließlich 21 „Gesunde“, welche die Kriterien erfüllten, 15 Frauen

und 6 Männer im Alter zwischen 31 und 60 Jahren (31-40 Jahre: 28,6%; 41-50 Jahre: 33,3%; 51-60 Jahre: 38,1%).

Die Selbstdefinition der Probanden als „gesund“ bestätigte sich tendenziell in den erhobenen psychometrischen Befunden. Im Gießener Beschwerdebogen (Brähler/Scheer 1983) gaben sie so wenig Beschwerden an, dass sie sogar von der Eichstichprobe durchschnittlich gesunder Menschen in jeder Skala signifikant abwichen, sich also noch beschwerdefreier erlebten. Auch im Narzißmus-Inventar (Deneke/Hilgenstock 1989) stellten sie sich - verglichen mit psychoneurotisch bzw. psychosomatisch Kranken - in 16 von 18 Skalen signifikant gesünder dar.

2.3 Methodische Schritte

Die erarbeiteten methodischen Schritte und ihre Abfolge stellt Abbildung 1 dar.

Interviewer:

- Nacherzählend gedeutete Lebensgeschichte
- Vorstellung in Forschungssitzung (Gruppensupervision)

Chairman der Supervisionssitzung:

- Anmerkungen zur Deutung der Lebensgeschichte
- Dynamik des Gruppenprozesses

Gruppenmitglieder:

- Sondervoten

Forschungsgruppe:

- Auswertung des Textkorpus
- Vergleichende Kontrastierung
- Ermittlung optimaler Grenzfälle (prototypischer Fälle)
- Konstruktion von Idealtypen
 - Motto
 - Belastungen
 - Umgang mit Belastungen
 - grundlegende Beziehungserfahrung
 - Beziehungsgestaltung
 - Selbstbild
 - Umgang mit Trieb und Affekten (auch deren Abwehr und Kompensation)
 - Beziehung zur Realität
 - Ressourcen
 - Reaktion der Gruppe auf Probanden (Gegenübertragung)
- Zuordnung der untersuchten Fälle zu den Idealtypen
 - a) intuitives Zielscheiben-Rating
 - b) Gruppendiskussion (Niederschrift der Unterschiede und Entsprechungen)
- Abschlussdiskussion

Abbildung 1: Methodisches Vorgehen in der neuen Hamburger Gesunden-Studie

Psychoanalytisches Interview

Jeder der sieben Psychoanalytiker der Forschungsgruppe² führte mit jeweils drei Probanden ein psychoanalytisches Interview durch. Es ging von der Frage aus: Wie kam es, dass Sie gesund geblieben sind?

Meist begannen die Probanden spontan zu berichten etwa vom gesunden Gemüse, das sie aßen, ihrem allgemeinen Lebensstil, vom Sport, den sie mehr oder

vor allem weniger trieben oder sagten, dass sie das eigentlich auch nicht wüssten, es müssten vielleicht die Gene sein.

Dann aber gewann das Interview, indem es sich auf die persönliche Lebenssituation und die Lebensgeschichte zubewegte, rasch an Tiefe. Freimütig und mit wenig Widerstand, selbstbewusst und überwiegend beeindruckend und bewegend schilderten die Probanden die zentralen Erfahrungen ihres Lebens. Einige Interviews waren so spannend, dass sie für die Interviewer zu den bleibenden Erfahrungen ihres bisherigen Berufslebens gehörten.

Die nacherzählend gedeutete Lebensgeschichte

Nach dem Interview fertigte der Interviewer eine sog. „nacherzählend gedeutete Lebensgeschichte“ an. Dabei wird die Lebensgeschichte des Probanden aus dessen subjektiver Sicht, seiner „eingefühlten subjektiven Binnenperspektive“, in einem fortlaufenden Text dargestellt. Gleichzeitig wird in diesem Text beschreibend und interpretativ-deutend nachvollzogen und nachgezeichnet, wie sich im Probanden seine bisherige Erfahrungsgeschichte strukturell organisiert hat. Die Darstellung folgt der Chronologie der lebensgeschichtlichen Entwicklung eines Menschen, weil sich die Strukturbildung natürlicherweise auch chronologisch vollzieht. Ergänzend wurden die gleichsam objektiven „äußeren“ Daten eines Probanden in einem geordneten Biographiebericht dokumentiert.

Gruppensupervision und Bearbeitung

Danach wurde das Interview in einer Gruppensupervisionssitzung den anderen beteiligten Psychoanalytikern vorgestellt. Es wurde ausführlich und unter forcierter Betonung des Beziehungsaspektes diskutiert. Die Ergebnisse dieser Supervisionssitzung wurden vom Chairman der Sitzung in Form von indizierten Anmerkungen in den Text der „nacherzählend gedeuteten Lebensgeschichte“ eingearbeitet. Abschließend zirkulierte dieser Text unter den Mitgliedern der Forschungsgruppe. Diese hatten dabei die Gelegenheit, sog. „Sondervoten“ dem Text anzufügen, wenn sie z.B. ihre Sicht der biographischen Entwicklung des Probanden im bisherigen Text nicht genügend berücksichtigt sahen oder an anderen Punkten differierender Auffassung waren.

Auf diese Weise versuchten wir, die Eigenarten und den prospektiven Erkenntnisgewinn eines psychoanalytischen Fallseminars systematisch-methodisch in den Forschungsprozess einzubringen.

Insgesamt entstand auf diesem Wege ein Textkorpus mit einem Umfang von ca. 150 Seiten. Er stellte die Lebensgeschichte der untersuchten 21 Probanden in psychoanalytischer Sicht zusammenfassend dar. Betrachtet man die detailliert untersuchten Einzelfälle im Überblick, so imponierte zunächst eine große interindividuelle Vielfalt der einzelnen Lebensverläufe und der damit einhergehenden psychischen Strukturbildungen, deren grundsätzliche Anlage wir als „Lebensentwurf“ bezeichneten. Jeder Proband schien einen ganz eigenen Weg gefunden zu haben, um zum Teil erhebliche Belastungen zu verarbeiten und zu bewältigen.

Erarbeitung einer Typologie

Lassen sich überindividuell gültige Modi im Erleben unserer Probanden finden? Um dieser Frage nachzugehen, entschied sich die Forschungsgruppe für ein qualitatives Verfahren, das an die Methode der „Verstehenden Typenbildung“ nach der Soziologin Uta Gerhardt (1995) angelehnt ist und für die Zwecke der Untersuchung adaptiert wurde. Die so entwickelte Methode und ihre theoretische Fun-

dierung ist ausführlich in der Arbeit von Stuhr et al. (2001) dargestellt. Sie umfasst die Einzelschritte: vergleichende Kontrastierung, Ermittlung von optimalen Grenzfällen, Konstruktion von Ideal-Typen, Zurechnung der empirisch vorfindlichen Fälle zu den Ideal-Typen. Frommer (2000) hat das grundlegende Vorgehen in der qualitativen Diagnostikforschung in der Psychotherapie ebenfalls am Begriff des Idealtypus entwickelt.

Vergleichende Kontrastierung

Die Auswertung begann mit der vergleichenden Kontrastierung der untersuchten Fälle und erforderte ein methodisch kontrolliertes Durcharbeiten des kasuistischen Materials mit Formulierung von Aussagen zu folgenden Stichpunkten: Belastungen, Umgang mit Belastungen, grundlegende Beziehungserfahrungen, Beziehungsgestaltung, Selbstbild, Umgang mit Trieben und Affekten, auch deren Abwehr und Kompensation, Beziehung zur Realität, Ressourcen, Reaktion der Gruppe auf Probanden. Diese Formulierungen wurden in der Gruppe im Überblick besprochen.

Ermittlung von optimalen Grenzfällen

Es folgte die Ermittlung von sogenannten „optimalen Grenzfällen“. Gedanklich geht man dabei davon aus, dass in der untersuchten Stichprobe eine bestimmte Anzahl exemplarischer Fälle gleichsam versteckt ist. Diese prototypischen Fälle sollen die Gesamtheit der untersuchten Probanden so repräsentieren, dass die Beobachtungsvielfalt nicht über Gebühr reduziert, der lebendige Bezug zur Lebenswirklichkeit der untersuchten Personen erhalten bleibt und prägnante Beobachtungen/Befunde festgehalten werden, die für das Verständnis des Phänomens, sich subjektiv gesund zu fühlen, relevant erschienen.

Zur Ermittlung dieser Fälle teilte sich die Gruppe und erarbeitet unabhängig voneinander Lösungen, die sich weitgehend entsprachen: Als sich grundlegend unterscheidend wurden die Fälle 6, 17 und 21 unabhängig voneinander bestimmt, die Sättigungsgrenze war unter Hinzunahme von 5 (Fall 1, 2, 11, 12, 15) weiteren Fällen erreicht, so dass sich eine Teilstichprobe von insgesamt acht prototypischen Fällen ergab. Für die interne Diskussion in der Arbeitsgruppe wurden sie mit kennzeichnenden Kürzeln versehen.

Konstruktion von Ideal-Typen

Beim nächsten Schritt, der Konstruktion von Ideal-Typen, wurden diese, ausgehend von den acht prototypischen Fällen, nach einem bestimmten Schema idealfiktiv konstruiert – dies in der Annahme, dass der konkret vorgefundene optimale Grenzfall einen Vertreter eines sog. Ideal-Typen repräsentiere. Dabei „konstruierten“ die Interviewer aus dem prototypischen Einzelfall heraus den gleichsam idealtypischen Vertreter des zu charakterisierenden Regulationsmusters, wie es bei dem „prototypischen Fall“ beispielhaft gefunden worden war. Das kennzeichnende Kürzel³ blieb dabei erhalten oder wurde auch, um einen bestimmten Aspekt zu betonen, neu formuliert.

3. Die prototypischen Fälle und die konstruierten Idealtypen in der Einzeldarstellung

3.1 Die Authentische

Der prototypische Fall, den wir ‚die Authentische‘ nannten, weil sie in besonderer Weise nachvollziehbar und ohne Verstellung dem Interviewer Einblick in ihr Leben gewährt hatte, war in ihrer Kindheit durch eine Gesichtsentstellung geprägt worden. Verlass war auf den Vater, der sie dennoch angenommen hatte, von dem sie sich geschützt und getragen fühlte. Sie ging eine Ehe mit einem älteren von einer körperlichen Krankheit beeinträchtigten Rechtsanwalt ein, blieb kinderlos, akzeptierte die gewählten Grenzen, ohne ihre weitergehenden Wünsche nach mehr Vitalität und erotischer Begegnung ganz zu verleugnen.

Der zentrale Modus der Lebensgestaltung des von dem Fall der Authentischen abgeleiteten Ideal-Typs wurde wie folgt formuliert: „Ich empfinde tiefe Dankbarkeit, dass andere Menschen mich trotz meiner Mängel und Unzulänglichkeiten nicht verstoßen haben. Diesen Dank wende ich in tätige Fürsorge und Verantwortungsbereitschaft für andere. Auf diesem Wege fühle ich mich einem wichtigen Vorbild verbunden.“

Diese Konstruktion hebt vor allem auf zwei klinische Interpretationskonzepte ab: zum ersten das Konzept einer das grundlegende Selbstverständnis prägenden Auseinandersetzung mit einem frühen Mangel, dessen – zum zweiten – Verarbeitung bzw. Bewältigung im Schutze eines tragenden Objektes, hier des Vaters, gelingt. Dadurch hat sich ein stabiles, durch das Leben tragendes Bewältigungsmuster etabliert, das sich im Sinne positiver Wiederholung in allfälligen Lebenskrisen bewährt. Die innere Konsistenz dieses Lebensentwurfes gibt dem Idealtypus den Namen. Seine Tugenden und sekundären Konsequenzen sind Fähigkeit zur Dankbarkeit, Bescheidenheit, Tapferkeit, das Gefühl ‚Kontrolle‘ über das Leben zu haben, wobei in Konfliktsituation der sichere Weg gewählt wird. Mit zur Authentizität dieses Typus gehört, dass libidinöse Strebungen nicht vollständig verdrängt sind, so dass zur Gegenübertragung die Wahrnehmung einer vitalen Lebendigkeit gehört.

3.2 Alle Belastungen der Welt

Das Kürzel ‚Alle Belastungen der Welt‘ repräsentiert einen prototypischen Fall, der schon als Säugling und kleines Mädchen gravierend negativen Entwicklungsbedingungen ausgesetzt war: Heimaufenthalt, Geschlagenwerden von Pflegeeltern und unstemem Lebenswandel der Mutter. Die Kette ungünstiger Erfahrungen und Schicksalsschläge setzte sich in der Adoleszenz und im jungen Erwachsenenleben fort. So verlor sie zwei Kinder am plötzlichen Kindstod, Partnerschaften gingen in die Brüche. Doch sie hatte es in offenbar besonderer Weise vermocht, die wenigen guten Erfahrungen, die ihr das Leben geboten hatte, gleichsam zu „vergolden“, immer wieder daran zu denken und Kraft aus diesen Erinnerungen zu schöpfen. Sie berichtete, sehr viel Gewinn aus der Wahrnehmung elementarer sinnlicher Qualitäten zu ziehen, zum Beispiel die Wärme der Sonne

zu spüren oder den Geschmack von Schwarzbrot zu schmecken. Das Leben habe sie gelehrt, immer auf ihr seelisches Gleichgewicht zu achten, „hinzuspüren“, wenn sie etwas bewege, seelischen Schmerzen nicht auszuweichen. Gegenwärtig führt sie ein Leben, das auf seelische Autarkie und Abgrenzung aufbaut, wenngleich sie in der Lage ist, Freundschaften zu Menschen, die ihr wichtig sind, zu unterhalten.

Die Konstruktionsidee zu diesem Idealtyp wurde in folgendes Motto gefasst: „Ich habe alles überlebt. Letztlich kann mir nichts mehr passieren. Aber ich muss etwas für mich tun, täglich und konsequent.“

Der Idealtyp wird als in Kindheit und im Erwachsenenleben hochbelastet im Sinne von ungünstigen Sozialisationsfaktoren und einer Aneinanderreihung von Schicksalsschlägen konstruiert.

Im Umgang mit Belastungen stehen ihr ein reiches Arsenal an Möglichkeiten zur Verfügung, die auch bewusst eingesetzt werden. Ein bewusstes Verarbeiten der Belastungen wird angestrebt, sie werden eben nicht verleugnet. Die Primärobjekte sind enttäuschend oder nicht vorhanden, die Beziehungen in der Frühzeit sind instabil und nicht verlässlich. Es gibt einzelne positive Beziehungseinseln. Aus den gescheiterten oder unbefriedigenden Beziehungen ist kein nachhaltiger Groll oder Ressentiment entstanden. Ablösungen und Trennungen sind zeitgerecht gelungen. Das Selbstbild ist das einer Überlebenden. Dabei ist das Ausleben der Affekte und Triebe im wesentlichen störungsfrei, wenig Gewissensproblematik, wenig Neid. Der Realitätsbezug ist durch die „Schule des Lebens“ gestärkt. Ressourcen ergeben sich aus der Möglichkeit der Beschäftigung mit sich selbst und der Fähigkeit zum Alleinsein.

3.3 Die Flechte auf dem Stein

„Flechte auf dem Stein“ ist das kennzeichnende Kürzel für einen Mitte vierzigjährigen Probanden, der eine ganz eigene Art der Lebensbewältigung gefunden hat. Die Familie wurde im Krieg ausgebombt, er ist noch in der Nachkriegszeit geboren und in der Baracke groß geworden. Die Mutter habe wenig mit ihm anfangen können, die Emotionalität des kriegsverletzten Vaters erschreckt ihn. Ein Bruder ist ertrunken, er höre seinen Schrei immer noch. Er entwickelt sich langsam, beschäftigt sich intensiv mit seinem Körper und versucht die vollständige Kontrolle über ihn zu gewinnen. Der Beruf des Controllers, den er gewählt hat, scheint zu passen. Er begibt sich in eine erschöpfende Ehe mit einer Frau, die er als kalt erlebt und die zum Alkohol neigt. Er löst sich aus dieser Ehe ohne großen wahrnehmbaren Schmerz, bleibt allein in Kenntnis seiner emotionalen Defizite. Er führt ein eigenes, sehr arbeitsreiches Leben, das wenig Ansprüche an die tendenziell feindlich erlebte Umwelt, die anderen Menschen, richtet.

Die Konstruktionsidee zu diesem Probanden wurde in folgendes Motto gefasst: „Es ist mir vor allem wichtig, das Leben in kontrollierte Bahnen zu lenken. Dass so ein Leben auf kleiner Flamme entsteht, nehme ich dabei gerne in Kauf“.

Belastungen in der Kindheit bestehen in der Kombination von mäßiger äußerer Not und einem wenig warmen und wenig emotionalen Familienklima auf der einen Seite, gleichzeitig einer bedrohlichen Hyperemotionalität auf der anderen. Es kommt zu repetitiven Enttäuschungserfahrungen.

In der Not wendet er sich dem eigenen Körper zu, der sich als verlässlich erweist. Zu anderen Menschen sucht er die freundliche Distanz, er kontrolliert die

Beziehungen zum anderen Geschlecht, indem er seine vitalen Abhängigkeitsbedürfnisse und triebhaften Strebungen seinem Partner „überschreibt“. Direkte Konkurrenz meidet er. Dabei erhält er sich die Neugier und eine Fähigkeit, sich zu trennen und eigene Wege zu gehen. Genuin bleibt eine scheinbare radikale Anspruchslosigkeit, die sich durch eine weitgehend durchgesetzte Triebabwehr zu erklären scheint. In seinem Selbsterleben fühlt er sich gesund und erfolgreich, weil er es geschafft hat, sich aus der familiären Enge und der Angst vor dem Vater herauszuentwickeln. Dagegen ist sein jetziges Los tausendmal besser – so sein dominierendes Selbstverständnis.

Er rührt an, wirkt stimmig und löst keine negativen Reaktionen aus. Seine Bescheidenheit entwaffnet.

3.4 Die gut Funktionierende

Die ‚gut Funktionierende‘ ist davon abgegrenzt. Es handelt sich um eine in der Mitte des Lebens stehende Frau mit einer bewusst geführten Ehe, einem kleinen Häuschen im Grünen mit einem großen Garten, aus dem sie ihre Familie mit gesunder Kost versorgt. Sie ist aktiv, auch im örtlichen Bürgerverein. Ihre Eltern betrieben ein Einzelhandelsgeschäft, sie musste als Kind am Nachmittag arbeiten, wenn andere ins Schwimmbad gingen. Den bislang schwersten Konflikt in ihrem Leben – die Abgrenzung von der Schwiegermutter – konnte sie mit Hilfe ihres Hausarztes bewältigen.

Die Überlegungen zur Konstruktion dieses Ideal-Typus wurden in folgendes Motto gefasst: „Gesundheit lässt sich beeinflussen! Gesunde Ernährung ist unerlässlich neben einer unverwüstlichen Konstitution. Durch zupackenden Einsatz unter adäquater Einschätzung der gegebenen Möglichkeiten lässt sich mit Disziplin ein zufriedenes stellendes inneres und äußeres Gleichgewicht herstellen.“

Das äußere Belastungsniveau in Kindheit und Jugend ist niedrig. Es bestehen stabile, materiell abgesicherte familiäre Verhältnisse mit korrekter basaler Versorgung. Auch im Erwachsenenalter haben sich keine außergewöhnlichen äußeren Belastungen ergeben. „Belastungen“ bestehen eher in Form von früher emotionaler Kargheit, unzureichender Resonanz auf Bedürfnisse nach wärmender personaler Fürsorge. Persönliche Wünsche sind der Sicherung und dem Ausbau der familiären materiellen Existenz stets nachrangig.

Die Lebensbelastungen des Erwachsenenalters werden durch Rückgriff auf früh erlebte positive Resonanz, auf gutes Funktionieren, diszipliniertes Verhalten, Kontrolle über die eigenen Bedürfnisse und Anerkennung von Leistung bewältigt. Die gut Funktionierende kann stolz auf sich sein. Sie hat ihr Leben in dem ihr gegebenen Rahmen unter Nutzung ihrer Möglichkeiten für sich zufriedenstellend bewältigt. Sie hat geleistet, was sie sich abgefordert hat, steht im Einklang mit einem Lebenskonzept, das von klaren Normen bestimmt ist. Freilich haben ihre reduzierten personalen Erfahrungen eine gewisse Nivellierung des gesamten emotionalen Erlebens zur Folge. Die Beziehung zur Realität ist handlungsorientiert. Eine zentrale Ressource besteht in dem Wissen, sich auf sich selbst verlassen zu können. Sie löst Anerkennung, Respekt und Hochachtung für ihre konstruktive Lebensleistung aus, wirkt durchgehend überzeugend in ihrem Konzept der Lebensbewältigung, hinterlässt freilich eine gewisse Öde, da keine Wärme auftaucht.

3.5 Der abhängige Zwilling

Der sogenannte ‚abhängige Zwilling‘ ist eine junge Frau, die sehr viel Schlimmes in der Kindheit durchgemacht hatte. Sie geht durch das Leben in einer nie in Frage gestellten intensiven Beziehung zu ihrer Zwillingsschwester. Die tiefe Abhängigkeit nimmt sie in Kauf, verzichtet auf die Gestaltung eigener Lebensentwürfe und Sehnsüchte, denn in der Nähe zur Schwester, später ergänzt durch eine entsprechende Abhängigkeitsbeziehung zu ihrem Freund, fühlt sie sich geborgen. Das frühe Traumatisierungen kompensierende Erleben von Geborgenheit ist für sie das wichtigste stabilisierende Moment.

Die Überlegungen zur Konstruktion dieses Ideal-Typus wurden in folgendes Motto gefasst: „Ich bin lebensfähig, solange ich nur einen Menschen habe, an den ich mich halten kann.“

Das hohe Belastungsniveau der Kindheit verbindet äußere Not mit einer von Angst und Gewalt geprägten Familienatmosphäre. Schutz bieten nur enge, nahe, unabgegrenzte Beziehungen, wobei sie sich selbst am schwächsten und am schutzbedürftigsten erlebt. Basale Versorgung durch die Mutter fand allerdings statt. Sie ist in der Lage, ihren Lebensunterhalt selbst zu verdienen, wenn auch nicht in dem erträumten Beruf. Sie hat nicht den Plan, ihr Leben selbstbestimmt zu gestalten, freut sich schon, wenn sie geduldet und nicht geschlagen wird. Sie ist auf den Halt durch reale Beziehungen existentiell angewiesen, in ihrem Selbstbild wenig konturiert. Alles wird durch den Wunsch nach Geborgenheit und Harmonie überlagert. Ängste werden durch eine milde Form der Derealisierung gedämpft.

Trotz der ungünstigen Ausgangsbedingungen hat sich eine Fähigkeit zur Sublimierung und zur Kreativität entwickelt, die einen Raum für Stolz und Emotionen entstehen lassen. Ihre sonstige große Genügsamkeit lebt aus dem Bewusstsein, es allemal besser als früher zu haben. Sie wirkt in anrührender Weise ungeschützt, die tief berührt, gleichzeitig auch Sorge auslöst.

3.6 Der kranke Gesunde

Freilich konnten nicht alle der untersuchten subjektiv Gesunden den Eindruck vollgültiger psychischer Gesundheit und geglückter Lebensbewältigung erwecken; der ‚kranke Gesunde‘ zeigte beispielhaft, dass ein forciertes subjektives Gesundheitsgefühl selbst den Versuch darstellen kann, die hintergründig bereits labilisierte psychische Funktionsfähigkeit angesichts einer fundamentalen Lebenskrise und eines sich abzeichnenden Scheiterns aufrecht zu halten. Er stammte aus guten wirtschaftlichen Verhältnissen und einer angesehenen Familie, jedoch war es offenbar in der Kindheit zu einer Fehlentwicklung gekommen, die in den Erwachsenenjahren zum illusionären Träumen vom großen Geschäft und verschiedenen Fehlschlägen führte. Er lebte enttäuscht und vereinsamt, hatte Schulden und war in Erwartung einer körperlichen Untersuchung zum Interview gekommen.

Die Überlegungen zur Konstruktion des Idealtyps wurden in folgendes Motto gefasst: „Statt der unerträglichen Wirklichkeit ins Auge zu sehen, halte ich mich an tröstliche Lügen.“

Das äußere Belastungsniveau in der Kindheit ist niedrig, es ist sogar eher von einer gewissen äußeren Verwöhnung auszugehen. Es bleibt jedoch äußert zwei-

felhaft, ob er von seinen Eltern in seiner persönlichen Eigenart jemals wahrgenommen wurde. Vielmehr sollte er ihren Ansprüchen genügen, ohne dazu von seiner Begabung her in der Lage zu sein.

Aufgrund der defizitären Beziehungserfahrung gestaltet sich eine defizitäre Lebensentwicklung, deren Konstruktionen nur um den Preis massiver Verleugnungen, kompensatorischer illusionärer Konstruktionen und narzisstischer Statussymbole aufrecht zu erhalten sind. Letztlich ist der Realitätsbezug weitgehend durch Phantasien ersetzt.

Die Belastungen des Erwachsenenalters sind im wesentlichen durch die mangelnde Fähigkeit zur Lebensbewältigung bedingt (z.B. Schulden, Bankrott, Kriminalität), in ihnen deutet sich das voraussichtliche Scheitern bereits an. Zwar sind konventionelle Kontakte möglich, letztlich aber bleibt ein Mangel an wirklich tragfähigen Bindungen, eine schwere, kaum verhüllte Einsamkeit.

Der Zusammenbruch der noch mühsam unter Einsatz aller psychischen Mittel aufrechterhaltenen Fassade ist absehbar.

3.7 Der wirkliche Gesunde

Der ‚wirklich Gesunde‘ schien mit seiner offenbar gut entwickelten Beziehungsfähigkeit prototypisch besonders weitgehend Vorstellungen über psychische Gesundheit zu entsprechen, wie sie in der Gruppe der untersuchenden Analytiker vor Beginn des Projekts bestanden hatten:

Er lebte in einer befriedigend erlebten Beziehung zu seiner Frau und seinen heranwachsenden Kindern, war den Genüssen des Lebens gegenüber aufgeschlossen, hatte in seiner Arbeit eine gute Mischung aus Belastung, Verantwortung und Abgrenzung gefunden, hatte Freunde, akzeptierte seine Grenzen, verlegnete nicht seine Schwierigkeiten und die Belastungen seiner Vergangenheit. Er stammt aus Danzig, verbrachte die ersten Jahre trotz Abwesenheit des Vaters in der Großfamilie, die Flucht nach Thüringen war vom Großvater gut organisiert. Freilich starb die Mutter, als er acht Jahre alt war, die erneute Umsiedlung zum sich wieder verheiratenden Vater war mit der Trennung von der Großmutter verknüpft. Er erkrankte schwer. Eine kinderlose Nenn tante wurde zur wichtigsten Person, die ihn verstand. Er wisse nicht, wo er heute ohne sie stünde.

Die Überlegungen zur Konstruktion des Idealtyps wurden in folgendes kennzeichnendes Motto gefasst: „Ohne Reue habe ich gelebt und ohne Angst und Schuldgefühle getan, was mir wichtig war. Dabei habe ich sorgfältig darauf geachtet, meine mir wichtigen Beziehungen nicht zu gefährden.“

Besonders in der Kindheit und Jugend kommt es zu wiederholten Verlust- und Trennungserlebnissen durch schicksalhafte Ereignisse, z.B. Kriegswirren, Krankheiten, Verluste naher Menschen. Es bestehen gleichzeitig starke Objektbindungen, die von Treue und Zuverlässigkeit gekennzeichnet sind. Er kann die Hilfe und Unterstützung anderer Menschen annehmen. Indem der Gesunde auf Beziehungskonstanz setzt, kommt es im Erwachsenenalter zu einer stabilen und geglückten Lebensentwicklung. Er lebt gerne und gut, geht aber kein Risiko ein. Er geht seinen Weg, ohne andere zu zerstören. Er kann sich durchsetzen, lässt aber auch die anderen zu ihrem Recht kommen, kann auch einmal zurückstecken, ohne zu zerbrechen. Er trifft die richtigen Entscheidungen für sein Leben. Er weiß, dass er selbst fähig und erfolgreich ist. Daraus schöpft er Kraft. Dies

vermittelt einen lebendigen Kontakt zu anderen Menschen. Er löst Sympathie und Hochachtung aus.

3.8 Die farbenfrohe Hysterikerin

Die sogenannte ‚farbenfrohe Hysterikerin‘ verweist schließlich auf eine expressive und farbige Lebensgestaltung voller Erlebnisse und Abenteuer in negativer Abgrenzung zu einer wichtigen Elternfigur und ihrer Herkunftswelt, ein gleichsam „lebendiges Kontrastprogramm“.

Vom Bauernhof stammend, ging sie in einer trotzigem Auflehnung gegen den Vater als Krankenschwester nach Nicaragua, lebte und liebte dort, bekam ein Kind, überstand eine Tuberkulose, baute einen Molkereibetrieb auf, schaffte den Absprung und den Weg zurück, leitet nun ein großes pharmazeutisches Labor und unterhält eine Liebesbeziehung mit einem internationalen Diplomaten. Sie wirkt faszinierend, interessant, schillernd.

Die Überlegungen zur Konstruktion dieses Ideal-Typs werden in folgendes Motto gefasst: „Ich bin dauernd auf der Suche nach Bestätigung, dass ich als Frau sexuell und erotisch attraktiv bin und als Person insgesamt wegen meiner Leistungsfähigkeit und Einsatzbereitschaft Anerkennung verdient habe. Obwohl ich in meinem Leben durchaus bestätigt worden bin, bleibt ein tiefer Zweifel in mir bestehen, ob ich für andere – insbesondere meinen Vater und andere Männer – die Bedeutung habe, die ich mir wünsche“.

Die Kinderjahre sind durch ein wenig harmonisches, konflikthafte Familienklima belastet. Sie kann wenig „Kind“ sein. Früh hat sie Verantwortung und Pflichten zu übernehmen. Der Vater wird zum Leitstern ihrer Entwicklung, doch die Beziehung bleibt problematisch und in sich widersprüchlich. Die Mutter ist wenig für sie verfügbar, um so wichtiger wird für sie die Beziehung zu Männern und das Gefühl, attraktiv und begehrt zu sein.

Früh beginnt sie eine eigenständige Entwicklung, die sie weit von den Eltern weg führt, doch immer bleibt der Grundkonflikt mit dem Vater spürbar und prägt ihr Leben. Sie scheint unbewusst Vorsorge zu treffen, dass Beziehungen zu Männern niemals dauerhaft werden. So kommt es auch im Erwachsenenalter häufig zu Situationen voller Dramatik und Spannung, sie bewältigt diese, indem sie sich dem Bedrohlichen wieder entzieht, ohne dieses Erleben wirklich als Teil ihrer Person zu integrieren.

So sehr sie sich auch als attraktive Frau weiß, liegt hintergründig über ihrem Selbstbild ein Dauerschatten, weil die positive Identifikation mit der eigenen Mutter nie wirklich geglückt ist. Sie ist in der Lage, sexuelle Beziehungen zu genießen und hat lebendigen Zugang zu ihrer Emotionalität, doch dem depressiven Erleben entzieht sie sich lieber durch einen raschen Neuanfang. Sich immer wieder aufrappeln zu können und rasch festen Stand zu gewinnen, ist eine ihrer großen Stärken. Sie stellt sich Herausforderungen, ist begeisterungsfähig, kann auch Hilfe annehmen und verwerten.

Sie löst einerseits warme, bewundernd-faszinierte Reaktionen aus wegen ihrer Farbigekeit und ihrer Entschlusskraft, gleichzeitig aber auch Zweifel an ihrer tatsächlichen „Gesundheit“. Aufgrund ihrer mehr oder weniger unbewusst fixierten Bindung an den Vater mit den daraus sich ergebenden Lebensverwicklungen wird eher ein psychoneurotisches Funktionsniveau gesehen, das jedoch relativ stabil kompensiert erscheint.

4. Intuitive Zuordnung der konkreten Fälle zu den Idealtypen im sog. Zielgruppenrating

Der nächste Auswertungsschritt bestand in systematisierten Vergleichs- und Zuordnungsvorgängen der Stichprobenfälle in bezug auf die acht Idealtypen.

Dies geschah in einem sogenannten Zielscheiben-Rating. Dabei sind die acht Idealtypen wie auf einer Zielscheibe auf Folien für einen Over-Head-Projektor aufgezeichnet (vgl. Stuhr u.a 2001). Jedes Mitglied der Arbeitsgruppe hatte nun für jeden Probanden der Stichprobe dessen Nähe zu dem jeweiligen Idealtyp auf der Folie einzuzeichnen, wodurch sich beim Übereinanderlegen der projizierten Folien auf dem Over-Head-Projektor eine Art intuitiver Gruppenlösung ergab. Die Ergebnisse lassen sich im Überblick in einer Tabelle darstellen (Tabelle 1). In den Kästchen stehen die Rangplätze für die Nähe der einzelnen Probanden der Stichprobe zu dem jeweiligen Idealtyp; z.B. bedeutet die Zahl 1 bedeutet sehr große Nähe.

Es zeigt sich, dass der Idealtyp der „gut funktionierenden“ die meisten Ähnlichkeitsbezüge aufweist. Deshalb steht er hier auf Platz 1, gefolgt von der „Flechte auf dem Stein“ auf Platz 2. Der Idealtyp „Flechte auf dem Stein“ wies dabei ähnliche Nähebezüge auf. Auf Platz 3 landen, beide gleichauf, die Idealtypen „der Authentischen“ und „des wirklich Gesunden“.

Diese vier Idealtypen sind die Hauptvertreter der gefundenen Lösung und machen gleichsam das Feld „wirklicher Gesundheit“ aus.

Der Pol für die Probanden der Stichprobe mit labilierter Gesundheit wird gebildet durch die Idealtypen aus dem Fall des „kranken Gesunden“ und des „abhängigen Zwilling“. Der Idealtyp „alle Belastungen der Welt“ steht dafür, dass auch nach schwerster Belastung subjektive Gesundheit möglich ist. Die Nähebezüge zu den anderen Probanden der Stichproben zeigen, dass auch dort starke Lebensbelastungen vorkommen und auf vergleichsweise ähnliche Weise bewältigt werden. Der Idealtyp der „farbenfrohen Hysterikerin“ bleibt in der Stichprobe isoliert.

	Einzelfälle																					RF				
	m/	w	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19		20	21		
Ideal-Typen Kurzbezeichnungen	m/	w																								
Die Authentische	w	X					1	1,5	2						1,5	1	2	2		2				1	3	
Alle Belastungen der Welt	w	2	3			3	X	4							5	3	1		4						4	
Flechte auf dem Stein	m	3		3	2		1	1	1	1		2	X	1	4	3	1		1	3	2				2	
Die gut Funktionie- rende	w	4	1	1	1	1				3	2	3	1	1	X	3	2	4							1	
Der abhängige Zwilling	w	5															X		2	1					7	
Der kranke Gesunde	m		4	3	4							3							X						4	
Der Gesunde	m	1	2	2		2	3	1,5	1				2		1,5	4	3								X	3
Die farbenfrohe Hysterikerin	w																									8

Legende: m/w = Geschlecht

x = Prototypischer Repräsentant, von dem der Ideal-Typus abgeleitet wurde
 Zahlen in den Spalten 1-21 = Rangreihe der Ähnlichkeitsbezüge zwischen
 Einzelfall und Ideal-Typus

RF = Rangfolge der Ideal-Typen, gebildet unter Berücksichtigung von Anzahl
 und Rangplatzniveau der Ähnlichkeitsbezüge, die ein Ideal-Typus auf sich
 vereinigt

Abbildung 2: Ähnlichkeitsbezüge zwischen Ideal-Typen und Einzelfällen

5. Übergreifende Interpretationen

Von der Konstruktion der Idealtypen zur Beantwortung einer umschriebenen Fragestellung zu kommen, erfordert einen weiteren Vermittlungsschritt, der an die Konstruktion der Idealtypen anschließt. Dieser Schritt besteht in einer kritisch reflektierenden Durcharbeitung der bis dahin erarbeiteten typologischen Lösung im Sinne einer erneuten klinischen – diesmal allerdings im Detail belegbaren – Urteilsbildung.

Auf einer abschließenden Sitzung der beteiligten Psychoanalytiker wurde deshalb die Forschungsfrage, welche zeitlich überdauernden, strukturellen Erfahrungsbildungen den Probanden in ihrem Leben bislang geholfen haben, mit persönlichen Belastungen fertig zu werden, zusammenfassend am vorliegenden Beobachtungs- und Befundmaterial diskutiert. Die dabei eingebrachten Voten, Stellungnahmen und Einschätzungen wurden kritisch am Material verglichen.

Als zentral imponierte in der übergreifenden abschließenden Reflexion das „Funktionieren“ im Sinne der Fähigkeit, das eigene Leben aus eigener Kraft selbstbestimmt zu gestalten. „Funktionieren“ bedeutet auch: Unsere Probanden hadern nicht mit ihrem Schicksal, lehnen sich nicht dagegen auf, sondern tun das ihnen mögliche. „Funktionieren“ heißt nicht zuletzt, dass ihnen dies auch gelingt. Und: Unsere Gesunden haben fast ausnahmslos das Heft ihres Lebens immer in der Hand gehalten, zumindest zu halten versucht oder es, wenn es ihnen entglitten war, wieder aktiv versucht in die Hand zu bekommen. Nie sind sie zu lange „abgeglitten“ in depressive, resignierte oder verzweifelte Zustände. Sind diese aufgetreten, so haben sie diese rasch oder durch intensive Anstrengung überwunden. So bedeutet „Funktionieren“ auch „aktive Lebensbewältigung“.

Die Betrachtung der Lebensläufe unserer Probanden ließ weiter wenig Neid und manifeste destruktive Aggressivität erkennen. Offenbar ist die frühe Destruktivität kontrolliert bzw. integriert oder funktional nicht präsent. Selbst gegenüber Menschen, welche die Probanden teilweise schwer geschädigt, gekränkt oder fundamental enttäuscht hatten, wurde kein manifestes Bedürfnis nach Rache formuliert.

Fast alle Probanden lebten in äußeren Beziehungskonstellationen, die sie selbst aktiv hergestellt hatten, auch wenn diese mit Einsamkeit oder geringer sexueller Aktivität verknüpft waren. Wiederholt beobachtbar war die Fähigkeit, Beziehungen, die sich als unhaltbar erwiesen, aktiv zu beenden und einen oft riskanten Neuanfang zu versuchen. Zu diesem Modus einer aktiven Beziehungsgestaltung gehört auch eine nachhaltige „De-Identifikation“ vom Lebenspartner. Die gesunden Probanden der untersuchten Stichprobe ließen es (von wenigen Ausnahmen abgesehen) nicht zu, dass ihre persönliche Identität in symbiotischer Nähebeziehung zu einem Lebenspartner verloren ging, zumindest waren sie in der Lage, entsprechende Identifikationen immer wieder zurückzunehmen und sich auf sich selbst zu besinnen. In der Welt der verinnerlichten Objektbeziehungen gibt es überwiegend mindestens einen Menschen, mit dem positive Erfahrungen verknüpft sind. Diese Beziehungen wurden dauerhaft aufrechterhalten, oder es wurden entsprechende Substitute davon im Leben gesucht und in der Regel auch gefunden.

Wo das sog. „gute Objekt“ nur rudimentär ausgebildet ist oder nur passager vorkam, finden wir eine ausgeprägte Fähigkeit, diese guten Erfahrungen zu internalisieren. Die reale und anhaltende äußere Präsenz eines solchen guten Ob-

jektes kann zum Pfeiler der Lebenskonstruktion werden. Eine seiner wichtigsten Eigenschaften ist offenbar, „Schutz zu bieten“. Selbst ein so stabiler Mensch wie „der wirklich Gesunde“ sucht anhaltend und durchaus bewusst den Schutz eines anderen Menschen, hier seiner Frau. Besonders deutlich zeigt der „abhängige Zwilling“, welche protektive Kraft dieses Muster entfalten kann.

Weiter scheinen sich bestimmte Fähigkeiten in den Schilderungen vieler Probanden als konstitutive Elemente ihres Selbsterlebens besonders hervorzuheben, die allfällige Not aushaltbar, Krisen überwindbar machten, Regulationsmöglichkeiten eröffneten und Spannungsabfuhr zur Folge hatten: die Fähigkeit zu Kreativität, die Fähigkeit zum Allein-Sein und zum bewussten Umgang mit sich selbst. Eine Neigung, dem Leben grundsätzlich gegenüber dankbar zu sein, ist eng verbunden mit einer Grundakzeptanz des persönlichen Lebensschicksals. Eine unrealistische Ansprüchlichkeit besteht nicht. So gibt es kein Ressentiment und keinen Groll, keine illusionären Lebensziele, allenfalls in isolierten und kompensatorisch eingesetzten Phantasiesystemen. Imponierend schließlich immer wieder die Fähigkeit, sich „aufzurappeln“, zum Neuanfang auch in späteren Jahren, eindrucksvoll besonders bei einigen Frauen der Stichprobe, die hier nicht ausführlicher dargestellt werden konnten.

Bei der Betrachtung der Biographie der Probanden ist häufig eine „zentrale Lebenskonstruktion“ erkennbar geworden. Die Konstruktion der Ideal-Typen hat solche typischen zentralen Regulationsweisen formuliert. Man kann vermuten: So lange ihre zentrale Lebenskonstruktion, der „Lebensentwurf“ gehalten werden kann und nicht durch den Druck innerer Vorgänge oder äußere Ereignisse zerbricht, können sich viele Menschen gesund fühlen und möglicherweise sogar gesund bleiben. Es wäre aufschlussreich, diese Hypothese in einer prospektiven Studie zu verfolgen.

6. Diskussion

Unsere „Gesunden“ haben wir über eine Zeitungsanzeige gewonnen. Diese Form der Stichprobengewinnung übersieht möglicherweise Formen unauffälligen Gesundheitserlebens, denn wer „im Schweigen seiner Organe“ lebte und über seine psychische Gesundheit nicht nachdachte, hatte wohl kaum Veranlassung, sich von unserer Anzeige angesprochen zu fühlen und sich zu einem Untersuchungsgespräch zu melden.

Unser methodischer Ansatz führte zu einem etwas anderen Konzept subjektiver Gesundheit als in den herkömmlichen Gesundheitsvorstellungen der Psychoanalyse angelegt ist, die begrifflich-theoretisch eher von allgemeinen Merkmalen psychischer Funktionen (z.B. Integration von Ichfunktionen auf hohem Niveau, hohe Selbstkohärenz, Angsttoleranz, sicherer Realitätsbezug) ausgeht und weniger von aus den konkreten Lebenserfahrungen resultierenden individuellen Strukturbildungen.

Das gewählte Vorgehen und die dabei erzielten Ergebnisse weisen deutliche Bezüge zur sozialwissenschaftlichen Biographieforschung (Marotzki 1999) auf; das psychoanalytische Interview unterscheidet sich zwar etwas vom narrativen Interview, da es wesentlich mehr die emotionale Resonanz des Untersuchers sowohl im Interviewgeschehen als auch bei der Formulierung seiner Inhalte und

der Konstruktion eines latenten Sinngeschehens einbezieht, doch bei dem grundlegenden Vorgang der Erarbeitung biographischer Muster aus dem Zusammenspiel von Erfahrungshaltungen und lebensgeschichtlichen Erlebnissen (Schütze 1999) ergibt sich eine wesentliche, die interdisziplinäre Forschung anregende Entsprechung.

Anmerkungen

- 1 Die Untersuchung wurde von der Deutschen Forschungsgemeinschaft gefördert.
- 2 Brigitta Bühring, Friedrich-Wilhelm Deneke, Sigrid Höppner-Deymann, Ulrich Lamparter, Mathias Oppermann, Ulrich Stuhr, Michael Trukenmüller
- 3 Für die Publikation wurden zur Veranschaulichung des Vorgehens die im Forschungsprozess vorgefallenen Kurzbezeichnungen belassen, wenn sie auch manches Mal etwas eigentümlich (die Flechte auf dem Stein“) oder in einem psychoanalytischen Jargon verfasst („die farbenfrohe Hysterikerin“) wirken mögen.

Literatur

- Brähler, E./Scheer, J. (1983): Der Gießener Beschwerdebogen (GEB). Bern.
- Bühring, B./Trukenmüller M. (2001): Das Selbstkonzept von „Gesunden“. Verstehende Typenbildung von Laien-Konzepten sich gesundführender Menschen. In: Psychotherapie und Sozialwissenschaft 3, Heft 2/2001, S. 98-118.
- Deneke, F.-W./Ahrens, S./Bühring, B./Haag, A./Lamparter, U./Richter, R./Stuhr, U. (1987): Wie erleben sich Gesunde? In: Psychother. Med. Psychol. 37, S.156-160.
- Deneke, F.-W./Hilgenstock, B. (1989): Das Narzißmusinventar. Bern/Stuttgart.
- Deneke, F.-W. (1983): Das Selbst und seine Repräsentanzen. Wie kommt der Fall zu seiner Geschichte. In: Stuhr, U./ Deneke, F.-W. (Hrsg.) (1993): Die Fallgeschichte. Heidelberg, S. 120-139.
- Deneke, F.-W. (1998): Psychische Struktur und Gehirn. Stuttgart/New York.
- Dornes, M. (1997): Risiko- und Schutzfaktoren für die Neurosenentstehung. In: Forum der Psychoanalyse 13, S.119-138.
- Egle, U./Hoffmann, S.O./Steffens, M. (1997): Pathogene und protektive Entwicklungsfaktoren in Kindheit und Jugend als Prädisposition für psychische Störungen im Erwachsenenalter. Gegenwärtiger Stand der Forschung. In: Egle, U./Hoffmann, S.O./Joraschky, M. (Hrg.): Sexueller Missbrauch, Misshandlung, Vernachlässigung. Erkenntnis und Behandlung psychischer und psychosomatischer Folgen früher Traumatisierung. Stuttgart/New York, S. 3-20.
- Egle, U.T./Hoffmann, S.O./Steffens, M. (1997): Psychosoziale Risiko- und Schutzfaktoren in Kindheit und Jugend als Prädisposition für psychische Störungen im Erwachsenenalter. In: Nervenarzt 68, S. 683-695.
- Egle, U.T./Hardt, J./Nickel, R./Kappis B./Hoffmann S.O. (2002): Früher Stress und Langzeitfolgen für die Gesundheit – wissenschaftlicher Erkenntnisstand und Forschungsde-siderate. In: Zeitschrift für Psychosomatische Medizin und Psychotherapie 48 (2002), S. 411-434.

- Elder, G.H. (1974): Children of the Great Depression: social change in life experience. Chicago: University of Chicago Press.
- Frommer, J.: Qualitative Diagnostikforschung in der Psychotherapie. In: Psychother. Soz. 2, 3 (2000), S. 203-223.
- Gerhardt, U. (1995): Typenbildung. In: Flick, U./v. Kardorff, E./Keupp, H./v. Rosenstiel, L./Wolff, St. (Hrsg.) (1995): Handbuch qualitative Sozialforschung. Weinheim, S. 435-439.
- Lamparter, U./Deneke, F.-W./Stuhr, U. (1992): Die Hamburger Gesunden-Studie - empirische Ergebnisse und sich eröffnende Fragen. In: Lamprecht, F./Johnen, R. (Hrsg.) (1992): Salutogenese, ein neues Konzept in der Psychosomatik? Frankfurt a. M., S. 190-197.
- Marotzki, W. (1999): Forschungsmethoden und -methodologie der Erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung. In: Krüger, H.-H./Marotzki, W. (Hrsg.) (1999): Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. Opladen, S.109-134.
- Reister, G. (1992): Zum Schutz vor psychogener Erkrankung: Ein epidemiologischer Beitrag zur Protektionsforschung und zur Salutogenese. Habilitationsschrift, Medizinische Fakultät, Düsseldorf.
- Schütze F. (1999): Verlaufskurven des Erleidens als Forschungsgegenstand der interpretativen Soziologie. In: Krüger, H.-H./Marotzki, W. (Hrsg.) (1999): Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. Opladen, S.191-223.
- Stuhr, U./Lamparter, U./Deneke, F.W./Oppermann, M./Höppner-Deymann, S./Bühning, B./Trukenmüller, M.: Das Selbstkonzept von „Gesunden“. Verstehende Typenbildung von Laien-Konzepten sich gesundfühlender Menschen. Psychother. Soz. 3, 2 (2001),S. 98-118.

Claus Krieger/Wolf-Dietrich Miethling

Qualitative Forschungs-Ansätze in der Sportpädagogik

Im Fokus: Die Rekonstruktion von Schülerperspektiven im Sportunterricht

Qualitative Approaches in Sports Pedagogy

– Reconstructing Students' Perspectives on Physical Education

Zusammenfassung:

Qualitative Forschungs-Ansätze haben sich in den letzten Jahren als ein fester Bestandteil empirischer Sportpädagogik etabliert. Innerhalb des wachsenden Geflechts entsprechender Untersuchungskonzeptionen lassen sich als Hauptstränge die sog. Kasuistische Sportdidaktik, die sportunterrichtliche Alltagsforschung in der Akteurs-Perspektive, die Aufklärung sozialer Geschlechterkonstruktionen im Sport(-unterricht) sowie die Analysen sportlicher und sportiver Lebenswelten von Kindern und Jugendlichen identifizieren. Diese Ansätze werden im ersten Teil des Artikels in komprimierter Weise dargestellt, um im zweiten Teil ausführlicher auf das kürzlich abgeschlossene Forschungs-Projekt „RETHESIS – Zur Rekonstruktion relevanter Themen und Situationen des Sportunterrichts aus Schülersicht“ einzugehen. Hierbei steht die Explikation des Forschungs-Designs sowie zentraler methodischer Schritte bei der Datenerhebung und -auswertung im Vordergrund.

Schlagnworte: Qualitative Forschungsmethoden, Sportpädagogische Forschungsansätze, Schülerforschung

Abstract:

In recent years, qualitative approaches have come to be an integral part of empirical sports pedagogy. Within the growing network of research efforts, four main approaches can be distinguished: so-called casuistic sports didactics, research focusing on the routines of physical education classes in a participants' perspective, elucidation of gender constructions in sports and physical education, and analysis of sports-based "life worlds" of children and young people. In the first part of this paper, a synopsis of the four approaches is given, while the second part is devoted to a presentation of the recent study "RETHESIS – Reconstructing Students' Perspectives on Relevant Topics and Situations of Physical Education Classes". The focus here is on explicating the research design and the key methodical steps involved in data collection and analysis.

Keywords: qualitative research methods, research approaches in sports pedagogy, student oriented research

1. Einleitung

Nachdem im Zuge der sog. ‚Alltagswende‘ in den Sozialwissenschaften und der Pädagogik Anfang der 80er Jahre eine ‚erste Welle‘ qualitativer Studien zu den Strukturen des Alltäglichen sowie zum Bewusstsein und den HandlungsROUTINEN der Akteure auch die Sportpädagogik erreichte, die alsbald jedoch etwas abebbte, ist in den letzten Jahren wieder ein rapider Anstieg an qualitativen Forschungsansätzen zu verzeichnen.

Während solche Ansätze in den 80er Jahren allerdings noch um ihre wissenschaftliche Legitimation und Anerkennung ringen mussten, so erscheinen sie heute – wie in anderen Disziplinen auch – als etablierter Teil des sportpädagogischen Forschungsspektrums. Dabei haben sich durchaus vielfältige Verhältnisse von Untersuchungsgegenständen und Forschungsmethoden ergeben. Versucht man, in diesem wachsenden Geflecht so etwas wie Hauptstränge zu finden, so lassen sich vier unterscheidbare Ansätze identifizieren: (1) die sog. Kasuistische Sportdidaktik; (2) die sportunterrichtliche Alltagsforschung in der Akteurs-Perspektive; (3) die Aufklärung sozialer Geschlechterkonstruktionen im Sport(-unterricht); (4) die Analysen sportlicher und sportiver Lebenswelten von Kindern und Jugendlichen.

2. Qualitative Forschungsthemen und -programme in der Sportpädagogik

Kasuistische Sportdidaktik

Schon die Titel der Monografien, die den so genannten Ansatz der ‚Kasuistischen Sportdidaktik‘ markieren, verdeutlichen, worum es geht: ‚Bewegungsspiele unterrichten – Grundzüge einer exemplarischen Unterrichtslehre‘ (Schierz 1986), ‚Elementare Didaktik – Vorgestellt an Beispielen aus dem Sportunterricht‘ (Scherler 1989), ‚Sport unterrichten‘ (Scherler/Schierz 1993), ‚Narrative Didaktik – Von den großen Entwürfen zu den kleinen Geschichten im Sportunterricht‘ (Schierz 1997), ‚Bewegungskorrektur im Sportunterricht‘ (Wolters 1999) und ‚Didaktik in Stücken‘ (Messmer 2002). Im Fokus dieses Forschungsansatzes stehen problemhaltige Geschichten und Situationen alltäglichen Sportunterrichts, die dadurch zum „Fall“ werden, dass die konkreten Schilderungen (Dokumente) sowohl in ihrer individuellen und besonderen Gestalt erkennbar, als auch im Hinblick auf latente und allgemeine Regelmäßigkeiten oder Normen verstehbar werden. Die dokumentierten Unterrichtsausschnitte betreffen z.B. Themen, wie ‚Spiele reihen‘, ‚Bewegungen verbessern‘, ‚Merkmale geben‘, ‚Geübtes anwenden‘, etc.. In der fallrekonstruktiven Interpretation der Dokumente decken die Untersucher – etwa mit Rückgriff auf die Sprechakttheorie von Austin – mögliche Bedingungen missglückten Unterrichtens auf, wie sie im Verfehlen der gängigen Verfahrensnormen von Zweckmäßigkeit, Angemessenheit, Folgerichtigkeit (Scherler/Schierz 1993, S. 21-75), oder in der Verletzung pädagogischer Normen, wie die der lehrreichen Erfahrung, der weitgehenden Mitbestimmung, der aktiven Beteiligung, der einsichtigen Ordnung, usw. (Scherler 1989, S. 210ff), oder der alltägli-

chen Bewegungskorrektur z.B. durch Korrektur als Bloßstellung, als Ritual, als Ersatzhandlung, als Störung, als Lernbehinderung, als Lehrfehlerkorrektur oder als Appell (Wolters 1999) liegen können.

Die Auseinandersetzung mit dem Problemgehalt der „Fälle“ reicht einerseits bis auf die Ebene grundlegender Spannungen und Antinomien sportunterrichtlichen Handelns (Belehrung vs selbsttätige Erfahrung; zukünftige Selbst- vs gegenwärtige Fremdbestimmung; aktive vs passive Beteiligungsbereitschaften; etc.) hinab und steigt andererseits zur Empfehlung allgemeiner didaktischer Grundsätze auf (vgl. Scherler 1989, S. 208ff), die Orientierungen für unterrichtliches Handeln wie auch zu dessen Reflexion (bzw. Planung) bilden. Das Erkenntnisinteresse der kasuistischen Sportdidaktik liegt also nicht nur in der Rekonstruktion des manifesten und latenten Sinns bestimmter (Unglücks-) Fälle, sondern auch in der Orientierung und Anleitungsfunktion für zukünftiges Handeln. Anleitung meint dabei nicht die Herstellung einer neuen, verbindlichen Planungsdidaktik, sondern zielt auf die Entwicklung von hermeneutischer Kompetenz von Studierenden und Lehrenden, d.h. auf die Fähigkeit, seinen (oder fremden) Unterricht zu verstehen und zu reflektieren.¹

Es wird sich zeigen, ob diese in verschiedenen Teilen vorliegende Variante von Praxisforschung gleichermaßen in der einen Richtung (in Form eines umfassenden Modells von Musterfällen) theoretisch stimmig und fruchtbar ausgebaut, wie in der anderen Richtung (Förderung von Ambiguitätstoleranz sowie von bestimmender und reflektiver Urteilskraft) vermittelbar und unterrichtswirksam werden kann.²

Sportunterrichtliche Alltagsforschung in der Akteurs-Perspektive

Im Hinblick auf die Akteure des Sportunterrichts-Alltags dominierten zunächst Untersuchungen zur Lehrerperspektive. So analysierte etwa Kuhlmann (1986) die sprachlichen Inszenierungen von Sportlehrern mittels einer spezifisch modifizierten Art der Gesprächsanalyse. Bräutigam (1986) befasste sich mit der Unterrichtsplanung und der Lehrplan-Rezeption von Sportlehrern; methodisch verwendet er eine Kombination von Strukturlege-Technik und Interview-Verfahren. Miethling (1986) zeigte in einer Längsschnittstudie Veränderungen von Problemwahrnehmung, Bewältigungsweisen und Selbstverständnis von jungen Sportlehrern; auf der Basis einer iterativ-heuristischen Forschungsstrategie bindet er die Interpretationen von Sportlehrer-Interviews im Dialog mit den Betroffenen (kommunikative Validierung) an deren Perspektiven zurück. Friedrich (1991) untersuchte die Verbalisation sportspezifischer Bewegungshandlungen von Sportlehrern; seine Untersuchungsmethode bezeichnet er als „funktional-pragmatische Kommunikationsanalyse“. Diagnose und Möglichkeiten der Veränderung des unterrichtlichen Handelns von Sportlehrern waren Gegenstand der Untersuchungen von Treutlein/Janalik/Hanke (1992); dazu entwickeln sie ein von Wahl konstruiertes Verfahren zur Rekonstruktion handlungsleitender Kognitionen und Emotionen bei kritischen Vorfällen weiter, das einen „strukturierten Dialog“ als methodisches Kernstück enthält.

Nach einigen Jahren des anschließenden Forschungsstillstandes werden seit einigen Jahren die Sichtweisen der SportlehrerInnen wieder häufiger untersucht. Die aktuelleren Ansätze befassen sich nunmehr verstärkt mit (berufs-) biographischen Hintergründen, Entwicklungen und Wissensbeständen. Exemplarisch zu nennen wäre etwa die Studie von Reinartz (2004) ‚Biographische Wissensbestän-

de als Ressource sportpädagogischen Handelns', in der die Lebensgeschichten von SportlehrerInnen insbesondere vor dem Hintergrund der Verzahnung beruflicher und ‚nicht-beruflicher‘ biographischer Orientierungsmuster analysiert werden.

Außerdem hat Miethling (2000) die o.a. Längsschnitt-Untersuchung aus den 80er Jahren wieder aufgenommen und durch weitere Stichproben ergänzt. Erste Ergebnisse zu einer Kohorte von seit 20 Jahren berufstätigen SportlehrerInnen verweisen darauf, dass nach Überwindung tiefgreifender Krisen, der Neubesinnung auf Relevanz und Perspektiven der Tätigkeit, stärkerer Betonung von Selbstschutz und Grenzsetzungen im Umgang mit Schülern sowie pragmatischer Reduzierung pädagogischer Ansprüche die Sportlehrer auch mehr Gelassenheit bei der Erfüllung ihrer Berufstätigkeit gewonnen haben.

Im Vergleich mit der Lehrerperspektive entfaltete sich das Untersuchungsinteresse an der Schülerperspektive des Schulsportalltags mit einiger Verzögerung und fiel vergleichsweise bescheiden aus. So skizzierte Bräutigam (1998) eine Interview-Studie, deren Ziel in der Erstellung einer Schüler-Typologie lag. Am Beispiel einer Fall-Analyse ‚vom „begeisterungsfähigen Amateur“ zum „abgebrühten Schulprofi“ verdeutlicht er das Programm und das dem zugrunde liegende Klassifikationsschema, anhand dessen schließlich die besagte Typologie entstehen soll.

Eine in sich abgeschlossene Untersuchung zum ‚Sinn des Sportunterrichts aus Schülersicht‘ stellten Brehm/Voitländer (2001) vor. Mittels Strukturlegetechnik zeigen sie, dass Ziel- (bzw. Sinn-) Perspektiven, wie körperliches Wohlbefinden, Soziale Zusammenhänge, sportliche Handlungsfähigkeit, Naturerfahrung und Leistungsthemen in bestimmten Konfigurationen bei Schülern nachweisbar sind und – so die Autoren – dass die z.B. in den Bayrischen Lehrplänen für Sportunterricht aufgeführten Ziele somit ihre Entsprechung im Bewusstsein der Schüler finden. Ob dieser Befund allerdings durch oder trotz Sportunterricht zustande kommt, müssen weitere Untersuchungen zu diesem Thema genauer klären.

Glorius (1998) befasste sich mit der ‚Akzeptanz von Ballspielen bei Schülerinnen und jungen Frauen‘. Dem Forschungsstil der Grounded Theory folgend entwickelt er eine auf die Kernkategorie ‚Spaß‘ bezogene, bereichsspezifische Theorie, in der die Verknüpfung der Faktoren ‚Abwechslung‘, ‚Gemeinschaftserlebnisse‘, ‚Frei von Angst spielen‘ sowie ‚Anteil am Spiel‘ (AGFA-Theorie) als sinn-konstituierend und die Akzeptanz der Ballspiele bei Schülerinnen positiv beeinflussend erscheint.

Inhaltlich weiter gefasst und forschungsstrategisch komplexer angelegt ist das im folgenden Kapitel ausführlicher dargestellte Projekt ‚RETHESIS‘ (Die Rekonstruktion von relevanten Themen und Situationen des Sportunterrichts aus Schülersicht) der Konstanzer Projektgruppe Schulsportforschung (Miethling/Krieger 2004). Schüler werden dabei nicht nur als passive Rezipienten von Unterricht aufgefasst, sondern als aktiv handelnde, sich mit den Lernangeboten auseinandersetzen und auf die materiellen und sozialen Bedingungen reagierende (Mit-)Produzenten ihrer Wirklichkeit verstanden. Demzufolge setzt die Untersuchung an den subjektiven Handlungsorientierungen, -strategien und Verarbeitungsweisen an, aus denen die im Selbstverständlichen aufgehobenen Strukturen des Alltäglichen zu rekonstruieren sind. Dem liegt die Vorstellung zugrunde, dass Alltag und alltägliche Lebenswelt als „ausgezeichnete Wirklichkeit“ (Schütz/Luckmann 1979) die Relevanzstrukturen und Handlungsweisen ergäben und dass jede Handlung und Bedeutungszuschreibung in sozialen Kontexten erfolge und der jeweilige soziale Kontext das Handeln und seine Bedeutung „präfiguriere“. Mit der Rekonstruktion der Alltags-Welt von Schülern verbindet sich das Anliegen, den sportpädagogischen Reflexionen und pragmatischen

Erneuerungsdiskussionen über Sportunterricht konkrete, empirisch-verankerte Anhaltspunkte für eine pädagogische Neuorientierung und innovative Theoriebildung zu liefern. (Ausführlicher in Miethling/Krieger 2004, 13ff).

In den bislang angeführten Schüler-Studien wurden ausschließlich Schülerinnen und Schüler des mittleren bis späteren Jugendalters befragt. Vereinzelt sind mittlerweile auch die Sichtweisen von Grundschul- und Kindergartenkindern auf Sport und Sportunterricht Gegenstand qualitativer sportpädagogischer Studien.

Der laufenden Untersuchung von Hunger (2000; 2001; 2002) liegen zwei Leitfragen zugrunde: zum einen soll es darum gehen, ob es „alterstypische basale Übereinkünfte darüber gibt, warum ‚man‘ Sport treibt“ (Hunger 2002, S. 118) und zum anderen darum, wie die Kinder ihren Sport (und dabei wird unterschieden zwischen Grundschulsport, Vereinssport sowie nicht institutionalisierte sportive Aktivitäten) erleben und deuten. Als Methoden der Datengewinnung werden Einzel- und Gruppeninterviews eingesetzt, die durch Feldbeobachtungen ergänzt werden. Die bisher vorliegenden Ergebnisse verweisen zum einen auf ein Schüler-Bild von Sportunterricht, das eher von Ausgleichs-, Spaß- und Fitness-Konzepten geprägt ist und zum anderen auf eine Vorstellung von Vereinssport, die durch ein deutlich höheres Maß von Ernsthaftigkeit bestimmt ist und einen Gegenpol zum „unverbindlichen Kinderspiel“ setzt.

Ebenfalls eine Annäherung an die Kindersicht auf Bewegung, Spiel und Sport (allerdings ausschließlich in der Schule) unternimmt Kuhn (2003) im Projekt ‚Was Kinder bewegt‘. Hier werden jedoch weniger der Alltag und das Alltagserleben, sondern vielmehr die Wünsche der Kinder bezüglich Bewegungs-, Spiel- und Sportaktivitäten an der Schule analysiert. Methodisch kommen thematische Zeichnungen (nach dem „Drei-Wünsche-frei“-Schema: „So wünsche ich mir den Klassenzimmerunterricht/ den Pausenhof/ den Sportunterricht“) und fokussierte, episodische Interviews zu den Bildern zum Einsatz. Ziel der ebenfalls noch nicht abgeschlossenen Studie ist u. a. eine Ergänzung der schul- und bewegungspädagogischen Konzeptionen der „Bewegten Schule“ durch die stärkere Berücksichtigung von Vorstellungen der Adressaten, also der Kinder selbst.

Alle bislang angeführten Forschungsarbeiten beschränken sich auf die Rekonstruktion einer Akteurs-Perspektive, der Lehrer- oder der Schüler-/Kindersicht. Es liegt bislang lediglich eine qualitative Untersuchung vor, in der die Lehrer- und die Schülerperspektiven miteinander in unmittelbare Verbindung gebracht wurden. So rekonstruierte Frei (1999) das kommunikative Handeln im Sportunterrichtsalltag anhand der Schilderungen und Vorstellungen der Kommunikationsteilnehmer in Leitfadenterviews. Ergänzt wurden die Interviews durch gezielte Unterrichtsbeobachtungen, die den thematischen Hintergrund der Befragungen mitbestimmen. Bestimmte Verfahrensweisen gegenstandsverankerter Theoriebildung („Grounded Theory“) einerseits und eine globalere interpretative Ausrichtung an der Theorie des kommunikativen Handelns von Habermas (1995) bestimmen die forschungsstrategischen Konturen dieses Ansatzes.

Geschlechterkonstruktionen im Sport(-unterricht)

Sportpädagogisch relevante Fragestellungen zu sozialen Geschlechterkonstruktionen im Sport(-unterricht) weisen eine noch recht junge Geschichte auf. Die vorliegenden Untersuchungen verbindet, dass sie die Aufklärung der spezifischen

Prozesse der Vergeschlechtlichung bzw. der Wirkungsweisen des Systems der Zweigeschlechtlichkeit im Kontext von Bewegung, Sport und Spiel zum Ziel haben. Befragt bzw. beobachtet werden zum einen Kinder, Mädchen und (junge) Frauen in unterschiedlichen Settings sozialer Konstruktionen (Eltern-Kind-Turnen, Sportunterricht, Spitzensport) und zum anderen jugendliche Mädchen in ihrer sportbiografischen Entwicklung.

Dem Setting ‚Eltern-Kind-Turnen‘ und der Frage nach der sozialen Konstruktion von Geschlechterverhältnissen in der frühkindlichen Bewegungsförderung wendete sich das Forschungsprojekt von Gieß-Stüber, Petry und Voss (2003) zu. In einem quantitativ-qualitativen Methoden-Mix kamen Feldbeobachtungen, Videobeobachtungen, Videokonfrontationen, Fragebogenerhebung, fokussierte Interviews und ein qualitatives Experiment zum Einsatz. Die Ergebnisse widerlegen die immer wieder proklamierte ‚Geschlechtsneutralität‘ der frühen Kindheit; es konnte „die aktive Selbsteinbindung schon der kleinen Kinder in sex categories nachgezeichnet werden“ (107). Ebenso zeigt die Praktiken der Geschlechterunterscheidung durch Eltern und KursleiterInnen zum Teil subtile Sexuierungen (durch Sprache, Materialien, Inhalte usw.) und explizite Inszenierungen der Kinder als Mädchen oder Jungen durch Geschlechtsinsignien.

Scheffel (1996) beschäftigte sich mit dem Setting ‚koedukativer Sportunterricht‘. Sie befragte 14 Mädchen der Sekundarstufe I mit Hilfe sog. „narrativer Tiefeninterviews“ (Klein 1983) zu ihrem Erleben des gemeinsamen Sportunterrichts und zu ihren Bewältigungsstrategien. Die Untersuchung deckt gravierende Benachteiligungen der Mädchen auf, zeigt gleichzeitig aber, dass sich die Mädchen grundsätzlich einen gemeinsamen Unterricht mit den Jungen wünschen. Erklärt werden diese Widersprüchlichkeiten als aufrechterhaltende Anpassungsleistungen an die Geschlechterhierarchie.

Geschlechterkonstruktionen innerhalb des Settings ‚Hochleistungs-/Spitzensport‘ untersuchten Kleindienst-Cachay/Kunzendorf (2003) indem sie danach fragten, wie erwachsene Spitzensportlerinnen in männlich dominierten Sportarten (z.B. Boxen, Eishockey oder Gewichtheben) ihre Identität als Frau konstituierten und hierbei die sportartspezifischen Anforderungen bewältigten. Mit Rückgriff auf Keupps (1999) Konzept der „narrativen Identität“ wurde die Selbst-Sicht von 24 Sportlerinnen mittels narrativer bzw. problemzentrierter Interviews erkundet und durch ‚Leitfadeninterviews zur Außen-Sicht von ExpertInnen (hochrangigen Trainern und Trainerinnen) ergänzt. Auch die Ergebnisse dieser Studie verweisen auf eine grundlegende Ambivalenz: Obwohl nicht nur subtile, sondern auch offene Formen der Ablehnung und Abwertung vorkommen, ziehen die Sportlerinnen „in ihren Sportarten gerade aus ihrer Geschlechtszugehörigkeit, sprich: aufgrund ihrer Identität als sporttreibende Frau Gewinn“ (Kleindienst-Cachay/Kunzendorf 2003, 101).

Gegenstand der Untersuchung von Voss (2003) sind schließlich die Sportbiographien bzw. sportlichen Lebens-Welten weiblicher Jugendlicher mit unterschiedlichen Sport- und Bewegungspräferenzen (Szenesport, Kampfsport, Schulsport). Aus narrativen und Leitfaden-Interviews mit Mädchen wurden für die Geschlechter-Thematik zentrale Passagen ausgewählt und die „Essentials der Systematik von Rekonstruktion (Reflektieren und Erweitern), Konstruktion (Darstellen und Zuschreiben) und Dekonstruktion (Arrangieren von Diskursen) interpretiert“ (S. 141). Der Zusammenhang von Geschlecht und Sport scheint demnach im Spektrum der sehr verschiedenartigen sportbiografischen Verläufe – ähnlich wie bei den vergleichbaren, o. a. Untersuchungen – wiederum durch ein

widersprüchliches Muster bestimmt: Im Sport werden zwar einerseits hierarchische Geschlechterdifferenzen immer wieder bestätigt, andererseits bestehen aber gerade auch im Sport gestiegene Möglichkeiten individueller Ausgestaltung von Geschlecht jenseits traditioneller Geschlechtertypisierungen. Insofern wird „mit den Kategorien ‚weiblich‘ und ‚männlich‘ keineswegs etwas hergestellt, das auf Eindeutigkeit abzielt“ (S. 187).

Sportliche und sportive Lebenswelten von Kindern und Jugendlichen

In dieser Kategorie finden sich eine Reihe sportpädagogischer Arbeiten, die die Entwicklung Heranwachsender in spezifischen Handlungsfeldern untersuchen. Zum einen lässt sich dabei ein Interesse an jugendlichen Leistungs- und SpitzensportlerInnen und zum anderen an sog. sportiven Jugendkulturen konstatieren.³

So haben Frei u.a. (2000) die ‚Lebenswelten weiblicher Kunstturnerinnen‘ durch Teilnehmende Beobachtung und Leitfaden-Interviews exploriert⁴. Die Akteursdeutungen von aktiven Kunstturnerinnen, ehemaligen Kunstturnerinnen, Eltern und Trainer/innen verweisen dabei auf perspektivische Chancen (Entwicklung eines Gefühls der Besonderheit, hohes Motivations- und Engagementpotential) und Risiken (grenzwertige Aufwendung von Investitionen und Energien, rigide, unflexible Struktur des Systems) in einer insgesamt relativ geschlossenen systemischen Lebenswelt. Ebenfalls als geschlossenes System rekonstruieren Brettschneider und Richartz (1996) bzw. Richartz (2000) die Lebenswelt von Leistungssportlern an sportbetonten Schulen in der ehemaligen DDR. Die Studien zeigen anhand von problemzentrierten, qualitativen Interviews insbesondere die „Doppelbelastung“ der Jugendlichen in Schule und Hochleistungstraining und befassen sich mit den individuellen Bewältigungsstrategien der jugendlichen Sportler in ihrem entwicklungsspezifischen Kontext.

Die bisher genannten Arbeiten sind im Handlungsfeld des ‚traditionellen‘, d.h. wettkampforientierten und in Verbänden organisierten Sports angesiedelt. In den letzten Jahrzehnten hat sich das Bild des Sports jedoch stark gewandelt und es werden mittlerweile auch vielfältige andere Bewegungsinhalte und Inszenierungsformen als ‚Sport‘ begriffen (z.B. kommerzielle Sportangebote, dienstleistungsorientierter Freizeitsport im Verein, privater Sport usw., vgl. Dietrich/Landau 1990). Es überrascht nun, dass diese ‚neuen‘ oder ‚alternativen‘ Hervorbringungsformen von Sport und Bewegung bislang kaum durch qualitative Forschungs-Ansätze der Sportpädagogik untersucht worden sind; denn insbesondere ethnographische Vorgehensweisen erscheinen für die Erkundung und Analyse von kulturell neuen Phänomenen als hervorragend geeignet. Tatsächlich befassen sich jedoch lediglich einige bereits Mitte der 90er Jahre durchgeführte Pilot-Studien mit den bewegungs- und körperorientierten Inszenierungen im Kontext sog. sportiver Jugendkulturen (hierzu wird insbesondere Skateboarding, Streetball, Inline-Skating, Snowboarding, Surfen u.ä. gezählt); sie beschränken sich in ihren empirischen Analysen dabei auf die sog. „Asphalt-Formen“ des Streetballs und Skateboardings (vgl. Schwier 1996; Kolb 1996).

Resümee

Die Ausrichtung auf das Rekonstruieren und Verstehen von Alltagsstrukturen und subjektiven Sichtweisen der im Schulsport sowie in außerschulischen Feldern handelnden Akteure hat zu einer ganzen Reihe neuer und zu einer Erweiterung und Ergänzung bestehender sportpädagogischer Themen und Fragestellungen geführt. Ein Großteil der diesbezüglichen Studien lässt sich den vier Kategorien der Kasuistischen Sportdidaktik, der sportunterrichtlichen Alltagsforschung in der Akteurs-Perspektive, der Aufklärung von Geschlechterkonstruktionen im Sport(-unterricht) sowie der Analyse von sportlichen und sportive Lebenswelten von Kindern und Jugendlichen zuordnen.⁵

Im Spektrum der angeführten Arbeiten überwiegen hinsichtlich der Methoden der Datengewinnung ‚klassische‘ Interviewverfahren, deren Haupt-Varianten sich in den angesprochenen Untersuchungen folgendermaßen verteilen:

Offenes/narratives Interview	Episodisches/ Fokussiertes/kontrolliert-exploratives Interview	Problemzentriertes (Leitfaden-)Interview
Scheffel 1996	Miethling 2000	Bräutigam 1998
Hunger 2000; 2001	Kuhn 2003	Glorius 1998
Kleindienst-Cachay/Kunzendorf 2003	Miethling/Krieger 2004	Frei 1999
Voss 2003		Frei u.a. 2000
Miethling/Krieger 2004		Miethling 2000
Reinartz 2004		Richartz 2000
		Gieß-Stüber u.a. 2002
		Kleindienst-Cachay/Kunzendorf 2003
		Voss 2003
		Miethling/Krieger 2004

Tabelle 1: Interviewverfahren

Abhängig vom Grad der Offenheit und Komplexität des Themas der jeweiligen Arbeit erfolgt entweder die Bevorzugung einer Interviewtechnik (z.B. narratives Interview in der Biographie-Studie von Reinartz oder Leitfadeninterview in der Studie von Glorius zur „Akzeptanz von Ballspielen bei Schülerinnen und jungen Frauen“) oder es werden – bei weiter gefassten Gegenständen oder Fragestellungen (z.B. „Geschlecht im Sport“ bei Voss oder „Schüler im Sportunterricht“ bei Miethling/Krieger) – mehrere Interviewtechniken kombiniert eingesetzt.

Zur Auswertung der Daten wird größtenteils auf bekannte Strategien der qualitativen Sozialforschung, und dabei v.a. auf die der „Grounded Theory“ im Sinne Strauss/Corbins (1996) und der „Qualitativen Inhaltsanalyse“ nach Mayring (2003) zurückgegriffen. Dabei finden sich sowohl „original-getreue“ Auswertungsprozeduren, wie auch deren kreative Abwandlungen, letztere mitunter einer eher „verdeckten Logik“ folgend.

Insgesamt gesehen ergibt sich also ein recht bewegliches Bild der Qualitativen Forschungs-Ansätze in der Sportpädagogik, das gleichwohl thematische Schwerpunkte wie auch methodologische Präferenzen erkennen lässt.

Vor dem Hintergrund dieser synoptischen Darstellung wird im Folgenden auf das oben erwähnte Projekt RETHESIS aus der Kategorie sportunterrichtliche Alltagsforschung in der Akteurs-Perspektive ausführlicher eingegangen. Im Vordergrund der Ausführungen stehen dabei die Explikation des Forschungsdesigns bzw. der Forschungsstrategie und die Offenlegung bestimmter Verfahren der Datengewinnung und -auswertung.

3. Das Projekt RETHESIS – Zur Rekonstruktion relevanter Themen und Situationen des Sportunterrichts aus Schülersicht

Überblick

Die leitende Fragestellung richtet sich auf die Exploration situativer Herausforderungen und Bewältigungsweisen, typischer Verlaufsmuster und prägnanter Unterrichtserfahrungen und -erlebnisse, die den Sportunterrichtsalltag von Schülern bestimmen. Ziel dieser Untersuchung ist es, das von Zinnecker (1995) entworfene Konzept einer „Pädagogischen Ethnographie“ zu konkretisieren und sportpädagogisch zu spezifizieren. Das forschungsstrategische Vorgehen orientiert sich dabei an den sich überlappenden Konzepten der ‚Iterativen Heuristik‘ (Kubicek 1977) und der ‚Grounded Theory‘ (Strauss/Corbin 1996)⁶; als Verfahrensweisen der Datengewinnung werden vor allem drei Interview-Arten (narrativ, kontrolliert-explorativ und themenzentriert) genutzt.

Biographische Rahmenvariablen werden aus Gründen der Ökonomie mittels Fragebogen erfasst. Dazu gehören anthropogene Bedingungen und standardisierte Fragen zum Körper- und Sportkonzept (Brettschneider/Bräutigam 1990). Die relevanten Unterrichtserfahrungen und -themen der Schüler werden zunächst mittels offen/narrativen sowie kontrolliert-explorativen Interviewverfahren erkundet.

Eine erste Phase der Auswertung (1) erfolgt durch einzelne und übergreifende Fallanalysen anhand einer computergestützten qualitativen Inhaltsanalyse (Atlas/ti; Muhr 1994). Dabei werden die Interviewtexte durch ausführliche Diskussionen der Projektmitglieder/Interpreten schrittweise begrifflich verdichtet (offenes, axiales und selektives Kodieren).

Insbesondere durch den Prozess des offenen Kodierens kommen alltags-sprachliche und/oder fachterminologische Kodes zustande, die es ermöglichen, zentrale Kategorien oder Themen zu identifizieren, in ihren Zusammenhängen darzustellen und durch Passagen der Interviewtexte zu belegen. Zugleich werden Assoziationen und erste Interpretationsideen, die sich in den Diskussionen um die Kodes ergeben, als sogenannte Memos gespeichert. Damit ist eine vorstrukturierende Grundlage für eine vertiefende Auslegung und Interpretation der Texte gewonnen. Auf der Folie dieser theoretischen Auseinandersetzung mit den als relevant erkannten Themen entsteht ein dritter Interviewteil (2): Das Leitfaden-Interview. Dieser Teil ist themenspezifisch strukturiert durch differenzierte Fragen, die aus dem jeweiligen theoretischen Ansatz abgeleitet sind.

In einer neuerlichen Interviewserie, die nunmehr drei Interview-Arten umfasst, werden weitere Schüler befragt. Die Auswahl der zu interviewenden Schü-

ler geschieht anhand zweier Kriterien: der systematischen Bedingungs-Variation und des ‚theoretical samplings‘. Zum einen wird eine etwa gleiche Verteilung hinsichtlich der Variablen ‚Geschlecht‘, ‚Alter‘ bzw. Klassenstufe (hier: Klasse 8-10) und ‚Sportnote‘ angestrebt; zum anderen werden solche Schüler ausgesucht, die hinsichtlich bestimmter Themen als besonders informativ gelten.

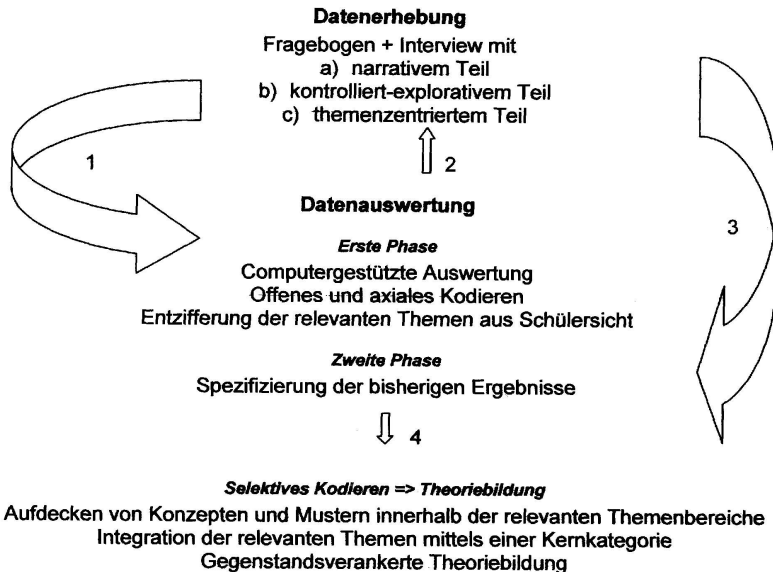


Abbildung 1: Forschungs-Design Projekt RETHESIS

Die resultierenden neuen Texte der Komplett-Interviews werden wieder der oben beschriebenen Auswertungsprozedur unterzogen (zweite Phase der Datenauswertung) (3). Diese Phase dient sowohl der Überprüfung der bisherigen Ergebnisse als auch deren Differenzierung und Erweiterung. Dem folgt die Aufdeckung von Konzepten oder Mustern innerhalb der relevanten Themenbereiche und an diesen Entwicklungsschritt schließt sich die Suche nach (der) sog. Kernkategorie(n) an (4). Indem die entdeckte Kernkategorie in ihren Beziehungen zu den anderen Kategorien (Themen und Mustern) untersucht wird, entsteht als Ergebnis jene Struktur, die als empirisch verankerte, bereichsspezifische Theorie gelten kann. Schließlich werden (Rück-)Bezüge zu Annahmen über die meso- und makro-ökologischen Kontexte hergestellt, die zu einem alltagstheoretischen Entwurf der Schülerperspektive führen, hier: dem Modell der produktiven Unsicherheit im Sportunterricht (Miethling/ Krieger 2004)

Unsere so angelegte Untersuchung umfasste schließlich 117 Interviews mit Schülerinnen und Schülern an Gymnasien im süddeutschen Raum. Im Folgenden geht es uns nun allerdings nicht primär um die Darstellung der empirischen Ergebnisse, sondern um die Explikation bestimmter methodischer Verfahrensweisen der Datengewinnung und -auswertung in dieser Schüler-Studie. Da bezüglich der Interview-Methoden offene, narrative und themenzentrierte Verfahren in der empirischen Sportpädagogik als hinlänglich bekannt vorausgesetzt werden können, konzentrieren wir uns in diesem Bereich auf die Darstellung des kontrol-

liert-explorativen Interview-Verfahrens. Anschließend zeigen wir anhand eines Interview-Beispiels („Felix“) unser rekonstruierendes Vorgehen vom „offenen Kodieren“ über das „axiale Kodieren“, die Formulierung eines Musters innerhalb eines relevanten Themenbereichs (Phänomens) bis hin zu einem Theorie-Entwurf mittels einer Kernkategorie.

Datengewinnung durch kontrolliert-explorative Interviews

Das kontrolliert-explorative Interview schließt sich in unserer Studie einem offenen/narrativen Teil an. Dem Interviewten sind also bereits Ziele und Inhalte des Interviews vermittelt. Ebenso hat er Situations- und Prozessbeschreibungen seines Unterrichts erzählend dargelegt. Eine Gewöhnung an die Interviewsituation und der Aufbau einer sprachlichen Kommunikationsbasis hat also stattgefunden.

Nun wird der Schüler aufgefordert, eine für ihn bedeutsame, gut in der Erinnerung haftende Situation auszuwählen. Diese kann im vorhergehenden Teil des Interviews schon erwähnt worden sein, oder ihm gerade zusätzlich einfallen. Das so hervorgehobene Ereignis wird im Folgenden „kritische Situation“ genannt und kann beim Schüler sowohl positiv als auch negativ konnotiert sein. Die Exploration des erinnerten Handlungs- bzw. Problemlösungsprozesses bezüglich dieser Situation erfolgt entlang bestimmter heuristischer Bezugspunkte, nämlich:

- der Deutung der „kritischen Situation“ durch den Schüler
- des eigenen Verhaltens in der Situation
- der eigenen Gefühle und Gedanken in der Situation
- der eigene Ziele bzw. Einstellungen
- der vermuteten Deutung der Situation durch den Lehrer, die Mitschüler
- des Verhaltens und der vermuteten Gefühle, Gedanken, Ziele und Einstellungen der anderen beteiligten Personen in der Situation (Lehrer; Mitschüler)

Die Gesprächsführung ist durch offene Fragen und weitgehend nondirektive Gesprächselemente seitens des Interviewers bestimmt.

Die Aufschlüsselung erfolgt nicht in starren Schritten, sondern folgt dem Erzählfluss des Schülers, so dass in mehreren Durchgängen der Situationsverlauf vervollständigend erzählt wird. Der Interviewer bemüht sich, durch ermunternde und bestätigende Äußerungen Interesse zu bekunden und sein Verständnis für die subjektive Sicht des Schülers paraphrasierend zu verbalisieren. Dadurch wird die Selbstexploration des Schülers gestützt und gefördert (vgl. Miethling 1986; 96ff).

Das kontrolliert-explorative Interview ist dabei durchlässig für Antworttendenzen des Befragten, die auf seine Grundorientierungen oder Totalitätsbezüge rekurren. Diese Interviewstruktur ist in Abbildung 2 graphisch dargestellt, die wie folgt gelesen werden kann: Ausgehend von den Suchkategorien (etwa „Situationsdeutung durch den Schüler“ (ED_1), „Gefühle und automatische Gedanken“ (ED_2), usw.) werden bestimmte Fragen formuliert [beispielsweise „Wie hast du die Situation wahrgenommen?“ (F_1) oder „Was ist in der Situation in dir vorgegangen?“ (F_2)]. Diese Fragen führen zu Antworten, die entweder eng begrenzt im Kontext der Fragestellung verbleiben, oder im Zuge eines sich entwickelnden Erzählflusses weitergehende, hintergründige Informationen liefern (kontextüberschreitende Antwortmotive oder Annahmen). Nachfragen oder Paraphrasierungen (Rückkopplungsfragen F_{2x}) können dazu führen, dass einerseits jene Hinter-

grundinformationen erweitert, differenziert, vervollständigt werden (A_2x) und andererseits der Situationsbezug wieder hergestellt wird (A_3). Hieran lässt sich im allgemeinen der nächste Fragenkomplex anschließen. Die kontextüberschreitenden Informationen können allerdings auch dazu führen, dass der Interviewte sich weiter in Richtung auf seine Grundorientierung (z.B. Idealbilder von Sportunterricht, Lehrerbilder, etc.) exploriert und reflektiert oder auch Totalitätsbezüge (Menschen- und Weltbilder) herstellt.

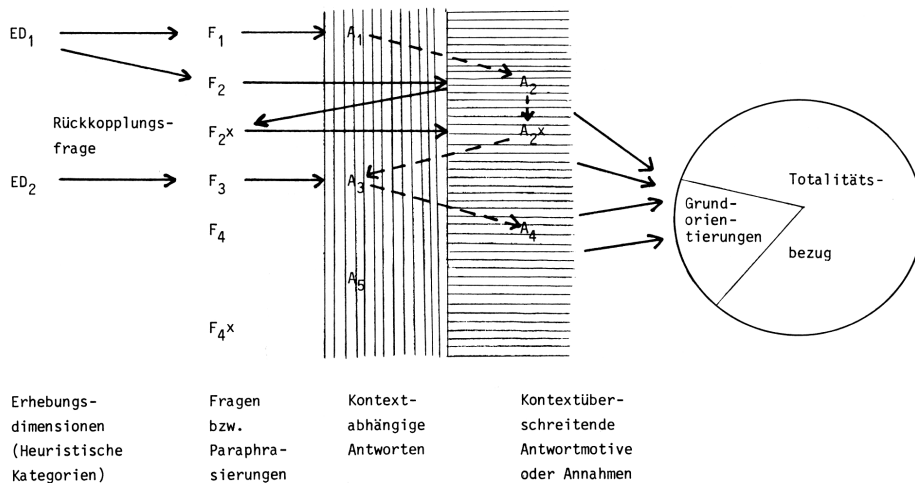


Abbildung 2: Interviewstruktur ,kontrolliert-explorativer Teil'

Diese formale Interviewstruktur bildet in gewissermaßen „idealtypischer“ Weise eine Orientierungsgrundlage, die nach den jeweiligen Kommunikationsgewohnheiten der Interviewten im Einzelfall variiert und gestaltet wird. Maßgeblich hierfür sind einerseits das Bemühen, den Erzählfluss und die Selbstexploration des Interviewten zu unterstützen und andererseits das Bestreben, Vollständigkeit (im Sinne der Suchkategorien) der Schilderung zu erlangen.

Die Schritte der Datenauswertung

Das folgende Beispiel konkretisiert unsere wesentlichen Auswertungsschritte. Wir zeigen, wie die Interviewtexte schrittweise aufgebrochen und verdichtet werden, um den Kern der Aussagen zu rekonstruieren die relevanten Themen zu entdecken und weiter auszdifferenzieren (offenes und axiales Kodieren, Musterbildung).

Interviewbeispiel Felix

F: Wir hatten da so ein Spiel, das hat mir ziemlich gestinkt, weil der Lehrer hat es nicht genau erklärt. Er hat gesagt, wir sollen mit dem Ball immer zurückwerfen und hinter die Linie kommen. Er hat nicht gesagt, hinter welche Linie. Also, es waren einfach zwei Mannschaften - hier war der Ball. Dann hat er gesagt: "Immer zurückwerfen". Also unsere Mann-

schaft dachte jetzt nur, wir sollten sie hinter unsere Linie bringen, ohne dass halt die anderen den Ball bekommen. Aber es war halt so etwas wie Football: Wir sollten den Ball (!) zwar rückwärts werfen, wir durften vorlaufen, mussten aber immer wieder zurückwerfen. Und mussten ihn auch noch über die gegnerische Linie bekommen. Das hat er halt nicht gesagt, und somit hatten wir gleich den ersten Minuspunkt. (...) Die anderen haben es zwar auch nicht gewusst, aber sie haben uns halt gleich wieder, haben halt angefangen zu lachen.

I: Also ihr habt euch ziemlich arg darüber geärgert. Habt ihr dann irgendwie etwas zum Lehrer gesagt?

F: Ja, wir haben halt protestiert, aber er ist von seiner Meinung nicht runtergegangen, von seiner eigenen. Hat halt gesagt: "So, ich habe es erklärt - fertig". Und die anderen haben uns aufgezogen, haben sich über uns lächerlich gemacht. (lacht) Dann haben wir schon ein bisschen härter zugegriffen, als sonst.

I: Das war dann die Reaktion, härter zu spielen. Sonst, ja was willst du sonst machen - gar nicht mehr spielen, vielleicht...

F: Gar nicht mehr spielen nutzt nichts. (lacht leicht) Da schadest du deiner eigenen Mannschaft nur noch mehr.

Offenes und axiales Kodieren

Über diesen (hier stark gekürzten) Interviewtext wird zunächst eine Zusammenfassung erstellt, um eine Übersicht über das thematische Spektrum des zu interpretierenden Textes zu gewinnen und sich in den Interviewtext ‚hineinzudenken‘.

Der erste Auswertungsschritt bricht dann die Daten in einzelne Interview-Abschnitte auf und benennt die darin aufgetretenen Phänomene. Das bedeutet, wir greifen uns einen Satz, einen Abschnitt oder eine längere Sequenz heraus und belegen jedes angesprochene Phänomen mit einem Begriff. Für unser Interviewbeispiel vergaben wir insgesamt 15 Begriffe, z.B. Intergruppenkonflikt, Lehrerengagement, misslingende Verständigung, Protestverhalten, Ungerechtigkeit, Aggressionen, sich aufregen. Auf diese Art und Weise kommen alltagsprachliche und/oder fachterminologische Codes zustande, die es ermöglichen, zentrale Kategorien oder Themen zu identifizieren, in ihren Zusammenhängen darzustellen und durch Passagen der Interviewtexte zu belegen. Zugleich werden Assoziationen und erste Interpretationsideen, die sich in den Diskussionen um die Codes ergeben, als sogenannte Memos gespeichert.

Während des offenen Kodierens werden die Daten also nicht nur in einzelne Teile aufgebrochen, sondern auch auf Ähnlichkeiten und Unterschiede hin verglichen und sowohl nach ihrer Häufigkeit als auch in ihrem Bedeutungsgehalt für den Schüler (*„Das bedeutet mir viel ...“*; *„Es hat mich besonders gestört, dass...“*) erfasst. Dadurch erhalten wir erste Einblicke in die „relevanten Themenbereiche aus Schülersicht“, die wir für die weiteren Auswertungsschritte im Auge behalten

Im zweiten Auswertungsschritt geht es darum, ein Phänomen (im vorliegenden Beispiel z.B. ‚Gruppenbeziehungen‘) hinsichtlich seiner Bedingungen zu spezifizieren, den Kontext zu erfassen, die Handlungs- und interaktionalen Strategien zu ermitteln, die Konsequenzen dieser Strategien festzuhalten und schließlich die Erlebens- und Deutungsweisen aus Schülersicht zu beschreiben. Letztere Analysekategorie ergänzt das Strauss/Corbin'sche Kodierparadigma, ist für das Anliegen unserer Untersuchung jedoch eine sinnvolle und notwendige Perspektiv- bzw. Leserarterweiterung beim „Axialen Kodieren“. Die zentralen Ergebnisse dieses Analyse-schrittes ergaben, auf die Interview-Textstelle „Felix“ bezogen, folgende MindMap:

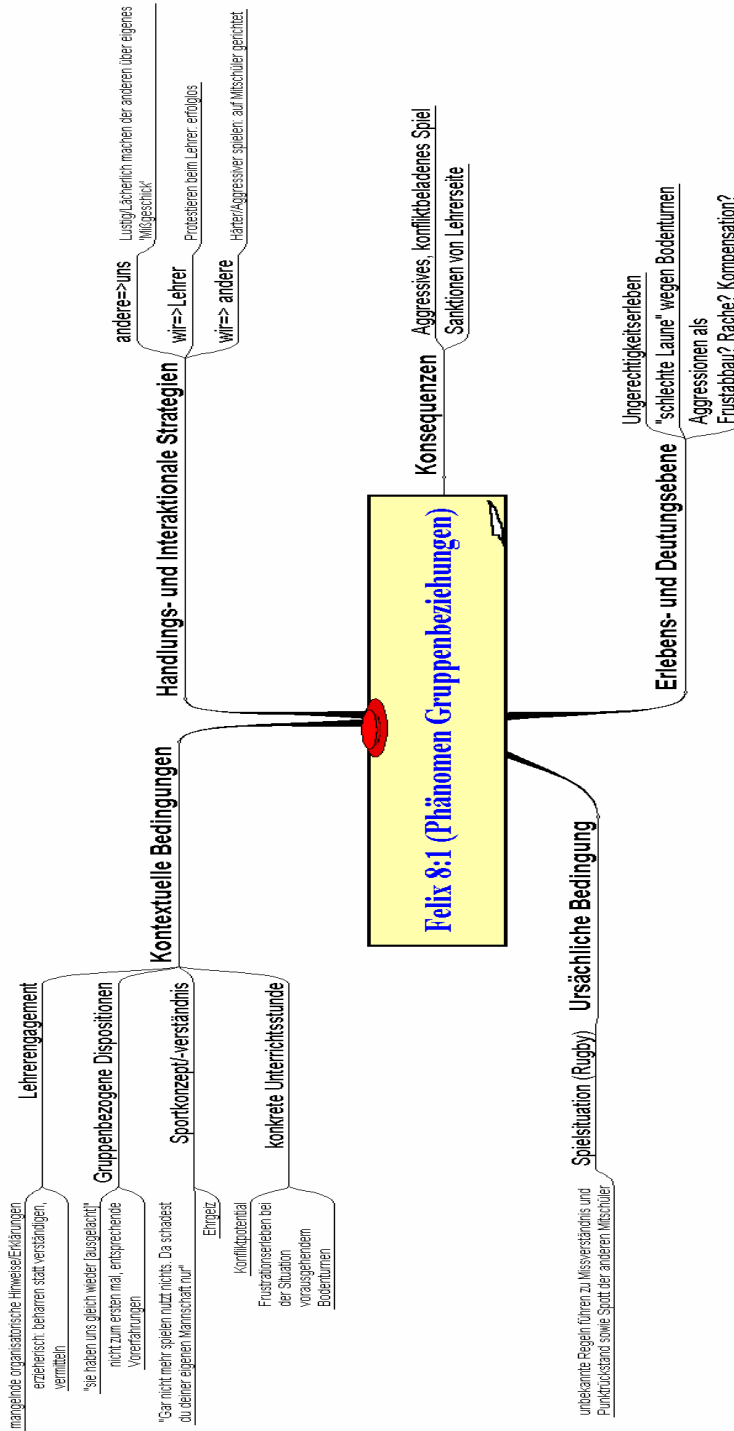


Abbildung 3: Axiales Kodieren des Interview-Beispiels „Felix“

Die ungenauen Erklärungen des Lehrers zu dem für die Schüler unbekanntem rugbyähnlichen Spiel stellen sich – zumindest für Felix – als missverständlich dar. Die Schuld an diesem Verständigungsproblem spricht Felix dem Lehrer zu („*der Lehrer hat es nicht genau erklärt*“). Das Missverständnis wird in der Schülerwahrnehmung allerdings erst relevant als Felix Mannschaft – vermeintlich regel-folgend – ein ‚Eigentor‘ erzielt und dadurch in Punkterückstand gerät. Relevant wird es zum einen, da ein Spiel mit missverstandenen Regeln gar nicht funktionieren kann (Inhaltsproblem) und zum anderen, weil es durch den ‚unverschuldeten‘ Punktverlust zu Benachteiligungen und Ungerechtigkeitserleben kommt. Was folgt, sind ‚Unterlassungshandlungen‘ des Sportlehrers: Er unterbricht weder das ‚Spiel in die falsche Richtung‘, noch erklärt er die Regeln erneut und genauer und er lässt das Spiel auch nicht von neuem beginnen. Stattdessen ‚tritt‘ der Lehrer aus Felix Sicht ‚nach‘: „*Wir haben halt protestiert, er aber ist von seiner Meinung nicht runtergegangen, von seiner eigenen. Hat halt gesagt: ‚So, ich habe es erklärt – fertig‘*“. Der Lehrer reagiert also monologisch-autoritär; er signalisiert spätestens durch sein „*fertig*“, dass er sich selbst nicht als Verursacher des Problems sieht bzw. nicht bereit ist, darüber zu diskutieren. Mag sein, dass der Lehrer in der geschilderten Situation primär darauf bedacht ist, mit seinem Unterricht fortzufahren und/oder dass er dem Spielresultat aus seinem Sportverständnis heraus wenig Bedeutung beimisst – Felix und seine Mitschüler hingegen tun dies umso mehr. Der Punktevergleich konstituiert aus ihrer Sicht den Wettkampf und macht dessen Reiz aus; umso mehr löst der erfahrene Punkterückstand negative Emotionen (insbesondere Ungerechtigkeits- und Unsicherheitserleben) aus, welches durch das Verständigungsproblem mit dem Lehrer (Zurückweisung des Protests sowie ‚Durchsetzen‘ des ‚Fehl‘-Verhaltens) noch deutlich gesteigert wird.

Hinzu kommen die Reaktionen der gegnerischen Spieler, die sich über das ‚Missgeschick‘ von Felix Mannschaft lustig machen: „*die anderen haben es zwar auch nicht gewusst, aber sie haben uns halt gleich wieder, haben halt angefangen zu lachen*“.

Aufgrund des Lehrer- und Mitschülerverhaltens entwickelt sich ein Konflikt beim Rugbyspiel. Von der ersten Spielsituation an fühlt sich insbesondere Felix‘ Mannschaft provoziert, lächerlich gemacht und ungerecht behandelt, worauf die Schüler mit erhöhter Aggressivität und Härte im Spiel reagieren. Felix nennt aggressiveres Spielen die einzige ‚logische‘ Strategie, mit den erfahrenen Provokationen umzugehen: „*gar nicht mehr spielen nutzt nichts, ... da schadest du deiner Mannschaft nur noch mehr*“. „Entzug“ stellt für Felix also im Gegensatz zu „*hartem Spielen*“ keine geeignete Strategie dar, da es ihm in der beschriebenen Situation v. a. darum geht, sich der Gemeinschaft der anderen, ebenfalls benachteiligten Schüler zu versichern und die kollektive Stärke der Mannschaft zu nutzen, den ansteigenden Ärger zu verarbeiten. Dazu stellt der Sport ein geeignetes Mittel dar und die Charakteristika des Rugbyspiels als körperbetontes Mannschaftsspiel begünstigen die Ausführung dieser Strategie noch besonders.

Die Bearbeitung des gesamten Interviewmaterials mit Hilfe des „axialen Kodierens“ ergab rund 100 Sequenzen zum Phänomen Gruppenbeziehungen. Für die weiterführende Analyse wurden nun wiederum Vergleiche angestellt: Inwieweit traten in den Szenen ähnliche Bedingungen, Strategien, Konsequenzen auf und worin lagen wesentliche Unterschiede?

Musterbildung

Der an der Systematik von ‚Bedingungen–Strategien–Konsequenzen‘ orientierte Vergleich aller relevanten Textstellen zu einem Phänomen führte dann zur Bildung von „Mustern“⁷, durch die Strukturen sportunterrichtlichen Schüler-Alltagserlebens in Form von ‚Wenn-Dann‘-Beziehungen herausgearbeitet werden. Das angeführte Beispiel ist dem folgenden Muster zugeordnet:

Muster: Diffuse Lehrerweisungen („Dann haben wir halt härter zugelangt“)

Wenn problematisches Sportlehrerverhalten starkes Ungerechtigkeits erleben auf Schülerseite bedingt, kommt es zu Gruppenkonflikthandlungen in der Sportklasse. Die Schüler versuchen durch verletzendes und herabsetzendes Handeln in Richtung ihrer Mitschüler-Outgroup, ihre starke negative emotionale Erregung zu kanalisieren und auszugleichen. Die missglückenden Konfliktlösungsstrategien führen zu einem negativ getönten Klassenklima.

Dieses Muster lässt sich von vier weiteren Mustern zum Phänomen ‚Gruppenbeziehungen‘ abgrenzen, die folgendermaßen überschrieben sind

- Muster 1: Störungen zwischen ‚Guten‘ und ‚Schlechten‘ („Sie stehen dann blöd rum ... und uns hängt gleich schon die Zunge am Boden“)
- Muster 2: Außerschulische Freundschaften („Es stecken halt meistens so die Freunde zusammen“)
- Muster 3: Veränderte Klassenstruktur (a: „Meine Parallelklasse kann ich eigentlich nie leiden“ bzw. b: „Langsam kommen wir jetzt auch miteinander klar“)
- Muster 4: Gemeinsame Sport-Begeisterung („Das Sportliche verbindet“)

Die Muster werden jeweils in ihrer „Grund-Figur“ dargestellt, ausführlich erläutert und unter Einbezug prägnanter Ankerbeispiele aus dem Interviewmaterial veranschaulicht und belegt. Unter Bezugnahme auf externe Theorien (hier: Die Theorie der sozialen Identität von Tajfel/Turner 1979) wird dann musterübergreifend die Interpretation der Schülersicht zu einem bestimmten relevanten Thema/Phänomen ‚engführend‘ vertieft.

Gegenstandsverankerter Theorie-Entwurf

Mit dem letzten analytischen Schritt im Konzept der Grounded Theory, dem ‚selektiven Kodieren‘, verbindet sich die Suche nach einer Kernkategorie und der Versuch, die gefundenen Phänomene/relevanten Themenbereiche aus Schülersicht zu integrieren und auf einer Metaebene theoretisch zu verknüpfen.

In unsere Untersuchung zeigte sich dabei zunächst, dass Sportunterricht sehr positiv „als Oase“, aber auch sehr negativ „als Tortur“ von den Schülern erfahren werden kann. Glückliches Gelingen oder böses Misslingen ist aus ihrer Sicht mit sieben ambivalenten Themen verknüpft: dem Erleben von (Un-)Gerechtigkeit, der gelingenden oder misslingenden Verständigung, dem geglückten oder fehlenden Lehrerengagement, den kohärenten oder konflikthaften Gruppenbeziehungen, der geschützten oder bedrohten körperlichen Exponiertheit, den lust- oder frustvollen Leistungsansprüchen und den Gefahren psycho-physischer Verletzbarkeit. Dieser Themenkomplex – die Koordinaten ihres Alltagsbewusstseins –

bildet die Interpretationsfolie, auf der sie ihren Sportunterricht wahrnehmen und die ihr Handeln orientiert. Als befriedigend erlebte Situationen und Erfahrungen werden nun durch „Sicherungsstrategien“ (unsere Kernkategorie) verfestigt, während gegenüber Bedrohungen und Verunsicherungen bestimmte „Sicherungs- oder Überlebens-Strategien“ ins Spiel gebracht werden. Auf diese Weise reduzieren, ordnen und sichern Schüler die komplexe Welt ihres Sportunterrichts, sie konstruieren so ihre Wirklichkeit mit und tragen dazu bei, dass diese soziokulturelle Wirklichkeit nicht entgleist, sondern als „Produkt von Normalisierung“ im Sinne Links (1998) trotz dynamischen Wandels seiner Bedingungen tolerant lebbar bleibt. Die gefundenen Zusammenhänge haben wir als „Modell der produktiven Unsicherheit“ von Schülern im Sportunterricht bezeichnet und expliziert (vgl. Miethling/Krieger 2004, S. 259ff).

Anmerkungen

- 1 Es liegen mittlerweile auch erste Arbeiten zur Evaluation und Verbesserung studentischer Fallarbeit vor (Lüsebrink 2003).
- 2 Ein Systematisierungsversuch zur ‚Kasuistischen Sportdidaktik‘ ist kürzlich von Scherler (2004) vorgenommen worden.
- 3 Darüber hinaus findet sich in der Jugend-Vereins-Sport-Studie von Brettschneider/Kleine (2002) ein qualitativer Teil zum sozialen Netzwerk der Jugendlichen.
- 4 Zweifellos enthält diese Untersuchung auch eine Geschlechts-Perspektive und könnte deshalb dem vorangehenden Abschnitt zugeordnet werden. Da sich das Untersuchungsinteresse jedoch vorrangig auf die System-Perspektive bezieht, erfolgt die Einordnung der Arbeit in der vorliegenden Art.
- 5 Vor dem Hintergrund der aktuellen Schulentwicklungs- und Schulprogramm-Diskussion gewinnt auch die (qualitative) Evaluation von Schulsportentwicklung und Schulsportprogrammen zunehmende Bedeutung. In den sog. ‚Differenzstudien zwischen Anspruch und Wirklichkeit‘ der Regensburger bzw. Wuppertaler Arbeitsgruppe um Balz (vgl. Regensburger Projektgruppe 2001, Wuppertaler Arbeitsgruppe 2003 sowie Balz & Neumann 2005) erkennen wir zwar eine Akzentverschiebung innerhalb des sportpädagogischen Themenspektrums; es bleibt jedoch noch abzuwarten, inwieweit die dort verwendeten unterschiedlichen qualitativen Methoden zu einer neuen kohärenten Forschungskonzeption entwickelt werden können, die dann als fünfter Forschungsstrang Bedeutung erlangen könnte. Abzuwarten bleibt auch, ob sich das vielversprechende, quantitativ-qualitativ-kombinierte Projekt ‚Regionale Schulsportentwicklung‘ (vgl. Thiele & Schierz 2003) als fruchtbare Ergänzung oder Erweiterung der vorliegenden Ansätze erweisen wird.
- 6 Eine kritische Diskussion unserer Forschungsstrategie und der erkenntnistheoretischen Implikationen des Forschungsstils der Grounded Theory im Kontext des vorliegenden Projektes findet sich bei Krieger & Miethling (2002). Aus Gründen des Platzmangels konnten diese Ausführungen mit der notwendigen Differenziertheit in dem vorliegenden Beitrag nicht dargelegt werden.
- 7 Der Begriff des ‚Musters‘ bzw. des ‚Deutungsmusters‘ taucht sowohl im Rahmen der Diskussion allgemeiner Merkmale und Ansprüche Qualitativer Forschung (z.B. postuliert Lamnek Deutungsmuster als den primären Gegenstand qualitativer Sozialforschung, 1988, 24f.) als auch im spezifisch(er)en Kontext bestimmter Forschungsstile und Methodologien immer wieder in unterschiedlicher Verwendung auf (vgl. z.B. Lüders/Meuser 1997 oder die Handbücher von Flick 1995, Flick u.a. 1991, 2000). Sein Gebrauch in der skizzierten Arbeit besitzt eine solche ‚spezifische‘, an Strauss/Corbin orientierte, aber insbesondere auf das Forschungsprojekt ‚zugeschnittene‘ (und damit von anderen Forschungszusammenhängen ggf. deutlich abweichende) Ausprägung.

Literatur

- Balz, E./Neumann, P. (2005): Differenzstudien zwischen Anspruch und Wirklichkeit – ein Beitrag zur qualitativen Schulsportforschung. In: Kuhlmann, D./Balz, E. (Hrsg.): Qualitative Forschungsansätze in der Sportpädagogik. Schorndorf, S. 141-160.
- Bräutigam M. (1986): Unterrichtsplanung und Lehrplanrezeption von Sportlehrern. Ahrensburg bei Hamburg.
- Bräutigam, M. (1998): Schüler im Unterricht – Ein Zwischenbericht. In: Miethling, W.-D. (Hrsg.): Sportunterricht aus Schülersicht. Alltag, Alltagsbewusstsein und Handlungsorientierungen von Schülerinnen und Schülern. Hamburg, S. 61-70.
- Brehm, W./ Voittländer, A. (2001): Sinn des Sportunterrichts aus Schülersicht. In: Balz, E. (Hrsg.): Anspruch und Wirklichkeit des Sports in Schule und Verein. Hamburg, S. 71-78.
- Brettschneider, W.-D./ Bräutigam, M. (1990): Sport in der Alltagswelt von Jugendlichen – Forschungsbericht . In: Materialien zum Sport in Nordrhein-Westfalen. Düsseldorf.
- Brettschneider, W.-D./ Richartz, A. (1996): Weltmeister werden und die Schule schaffen. Zur Doppelbelastung von Schule und Leistungstraining. Schorndorf.
- Brettschneider, W.-D./ Kleine, T. (2002): Jugendarbeit im Sportverein. Schorndorf.
- Dietrich, K./ Landau, G. (1990): Sportpädagogik. Reinbek.
- Flick, U. u.a. (1991): Handbuch qualitative Sozialforschung: Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen. München.
- Flick, U. (1995): Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften. Hamburg.
- Flick, U./ von Kardorff, E./ Steinke, I. (Hrsg.) (2000): Qualitative Forschung: ein Handbuch. Hamburg.
- Frei, P. (1999): Kommunikatives Handeln im Sportunterricht: zwischen theoretischer Konzeption und empirischer Analyse. Sankt Augustin.
- Frei, P./ Lüsebrink, I./ Rottländer, D./ Thiele, J. (Hrsg) (2000): Belastungen und Risiken im weiblichen Kunstturnen. Teil 2: Innensichten, paedagogische Deutungen und Konsequenzen. Schorndorf.
- Friedrich, G. (1991): Methodologische und analytische Bestimmungen sprachlichen Handelns des Sportlehrers. Frankfurt am Main.
- Gieß-Stüber, P./ Petry, K./ Voss, A. (2003): Geschlechteralltag in der frühkindlichen Bewegungsförderung. In: Hartmann-Tews, I./Gieß-Stüber, P./Klein, M.-L./Kleindienst-Cachay, C./Petry, K. (Hrsg.): Soziale Konstruktion von Geschlecht. Opladen, S. 69-108
- Glorius, S. (1998): Zur Akzeptanz von Ballspielen bei Schülerinnen und jungen Frauen. Hamburg.
- Habermas, J. (1995): Theorie des kommunikativen Handelns. Frankfurt/M.
- Hunger, I. (2000): Erst Lust, dann Frust. Schulsport aus Sicht 'sportschwacher' SchülerInnen. Ein Rekonstruktionsversuch. sportpädagogik, H. 6, S. 28-32.
- Hunger, I. (2001): Und manche machen´s wegen Vergnügen - Zur Bedeutung von Sport aus der Perspektive von Kindern. In: Zimmer, R. (Hrsg.): Erziehen als Aufgabe. Schorndorf, S. 116-132.
- Hunger, I. (2002): „Fußball spielen und Fußballer sein“. Eine Annäherung an die Perspektive von Jungen und „ihren“ Sport. In: Elflein, P./Gieß-Stüber, P./Laging, R./Miethling, W.-D. (Hrsg.): Qualitative Ansätze und Biographieforschung in der Bewegungs- und Sportpädagogik. Butzbach-Griedel, S. 159-166.
- Keupp, H. u.a. (1999): Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne. Reinbek.
- Klein, M. (1983): Zur Methodologie qualitativer Sozialforschung. In: Becker, P. (Hrsg.): Quantitative oder qualitative Sozialforschung in der Sportsoziologie. Clausthal-Zellerfeld, S. 15-52.

- Kleindienst-Cachay, C./ Kunzendorf, A. (2003): ‚Männlicher‘ Sport – ‚weibliche‘ Identität? Hochleistungssportlerinnen in männlich dominierten Sportarten. In: Hartmann-Tews, I./Gieß-Stüber, P./Klein, M.-L./Kleindienst-Cachay, C./Petry, K. (Hrsg.): Soziale Konstruktion von Geschlecht. Opladen, S. 109-150.
- Kolb, M. (1996): Streetball als jugendkulturelle Bewegungsform. Sportunterricht, H. 45, S. 412-422.
- Krieger, C./Miethling, W.-D. (2002): Auf der Suche nach der Kernkategorie im Projekt ‚RETHESIS – Zur Rekonstruktion relevanter Themen und Situationen im Sportunterricht aus Schülersicht‘. In Friedrich, G. (Hrsg.): Sportpädagogische Forschung. Hamburg, S. 87-92.
- Kubicek, H. (1977): Heuristische Bezugsrahmen und heuristisch angelegte Forschungsdesigns als Elemente einer Konstruktionsstrategie empirischer Forschung. In: Köhler, R. (Hrsg.): Empirische und handlungstheoretische Forschungskonzeptionen in der Betriebswirtschaftslehre. Stuttgart, S. 3-36.
- Kuhlmann, D. (1986): Sprechen im Sportunterricht. Eine Analyse sprachlicher Inszenierungen von Sportlehrern (Band 91). Schorndorf.
- Kuhn, P. (2003): Thematische Zeichnung und fokussiertes, episodisches Interview am Bild – Ein qualitatives verfahren zur Annäherung an die Kindersicht auf Bewegung, Spiel und Sport in der Schule. In: Forum Qualitative Sozialforschung, 4 (1). Verfügbar über: <http://qualitative-research.net/fqs>.
- Lamnek, G. (1988): Qualitative Sozialforschung. Band 1: Methodologie. München Weinheim.
- Link, J. (1998): Versuch über den Normalismus. Opladen.
- Lüders, C./ Meuser, M. (1997): Deutungsmusteranalysen. In: Hitzler, R. (Hrsg.): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik : eine Einführung. Opladen, S. 57-80.
- Lüsebrink, I. (2003): Unterrichtsliche Vorfälle, studentische Alltagstheorien und wissenschaftliches Wissen. In: Lüsebrink, I. (Hrsg.): Theorie und Praxis im Sportstudium. St. Augustin, S. 99-120.
- Mayring, P. (2003): Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. Weinheim.
- Messmer, R. (2002): Didaktik in Stücken. Ein Beitrag zur Fallarbeit in der LehrerInnenbildung. Maggingen.
- Miethling, W.-D. (1986): Belastungssituationen im Selbstverständnis junger Sportlehrer – ein Beitrag zur Praxisforschung im Sportunterricht. Schorndorf.
- Miethling, W.-D. (2000): Zwischen Traum und Alptraum. In: sportpädagogik H. 6, S. 2-7.
- Miethling, W.-D./ Krieger, C. (2004): Schüler im Sportunterricht. Schorndorf.
- Muhr, T. (1994): ATLAS/ti – ein Werkzeug für die Textinterpretation. In: Böhm, A./Mengel, A./Muhr, T.: Texte verstehen. Konzepte, Methoden, Werkzeuge. Konstanz, S. 317-324.
- Regensburger Projektgruppe (2001): Bewegte Schule – Anspruch und Wirklichkeit. Grundlagen, Untersuchungen, Empfehlungen. Schorndorf.
- Reinartz, V. (2004): Biographische Wissensbestände als Ressource sportpädagogischen Handelns? In: Schierz, M./Frei, P. (Hrsg.): Sportpädagogisches Wissen. Spezifik - Transfer – Transformationen. Hamburg S. 154-163.
- Richartz, A. (2000): Lebenswege von Leistungssportlern. Anforderungen und Bewältigungsprozesse der Adoleszenz. Aachen.
- Scheffel, H. (1996): MädchenSport und Koedukation. Aspekte einer feministischen Sport-Praxis. Butzbach-Griedel.
- Scherler, K. (1989): Elementare Didaktik – Vorgestellt an Beispielen aus dem Sportunterricht. Weinheim und Basel.
- Scherler, K. (2004): Sportunterricht auswerten. Eine Unterrichtslehre. Hamburg: Feldhaus.
- Scherler, K./ Schierz, M. (1993): Sport unterrichten. Schorndorf.
- Schierz, M. (1986): Bewegungsspiele unterrichten – Grundzüge einer exemplarischen Unterrichtslehre. Frankfurt.
- Schierz, M. (1997): Narrative Didaktik – Von den großen Entwürfen zu den kleinen Geschichten im Sportunterricht. Weinheim und Basel.

- Schwier, J. (1996): Skating und Streetball im freien Bewegungsleben von Kindern und Jugendlichen. In: Schmidt, W. (Hrsg.): Kindheit und Sport - gestern und heute. Hamburg, S. 71-84.
- Strauss, A./Corbin, J. (1996): Grounded Theory. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Weinheim.
- Tajfel, H./ Turner, J. (1979): An integrative theory of intergroup conflict. In: Austin, W./ Worchel, S. (Hrsg.): The Social Psychology of Intergroup Relations. Monterey, S. 33-47.
- Thiele, J./ Schierz, M. (2003): Qualitätsentwicklung im Schulsport. Der Ansatz der „Regionalen Schulsportentwicklung“. In: Sportunterricht, H. 52, 235-240.
- Treutlein, G./Janalik, H./Hanke, U. (1992): Wie Sportlehrer wahrnehmen, denken, fühlen und handeln: ein Arbeitsbuch zur Diagnose und Veränderung ihres sportunterrichtlichen Handelns. Köln.
- Voss, A. (2003): Geschlecht im Sport. Schorndorf.
- Wolters, P. (2001): Bewegungskorrektur im Sportunterricht. Schorndorf.
- Wuppertaler Arbeitsgruppe (2003): Projekt Bewegung, Spiel und Sport im Schulprogramm und im Schulleben. Überlegungen und Ergebnisse zur Analyse von Schulprogrammen. In: Dvs-Informationen 4, S. 28-34.
- Zinnecker, J. (1995): Pädagogische Ethnographie. In: Behnken, I./Jaumann, O.: Kindheit und Schule. Kinderleben im Blick von Grundschulpädagogik und Kindheitsforschung. Weinheim und München, S. 21-38.

Carsten Detka

Zu den Arbeitsschritten der Segmentierung und der Strukturellen Beschreibung in der Analyse autobiographisch-narrativer Interviews

Einleitung

Das narrative Interview ist eine seit Jahrzehnten in den Sozialwissenschaften etablierte Methode zur Generierung und Analyse empirischer Daten, insbesondere in der soziologischen und erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung. In der Erhebung und Auswertung empirischer Daten fußt das narrative Interview auf der grundlegenden Forschungslogik der Grounded Theory, wie sie insbesondere von Anselm Strauss und Barney Glaser für die Generierung empirisch gegründeter Theorie entwickelt wurde (Glaser/Strauss 1998, Strauss 1994).

Der Gesamtarbeitsbogen der Forschung mittels des narrativen Interviews wurde mehrfach in der einschlägigen Fachliteratur vorgestellt (vgl. statt anderer Schütze 1983, 1987, Jacob 1996). Im folgenden Beitrag werden Vorschläge und Anregungen zum Umgang mit zwei zentralen Arbeitsschritten der Forschung auf der Basis von Erzähltexten entwickelt: denen der Segmentierung und der Strukturellen Beschreibung. Es geht hierbei selbstverständlich nicht um die Vorstellung eines verbindlichen Arbeitsschemas im Sinne von „Vorschriften“. Zu starre Verfahrensanleitungen haben sich in der qualitativen Sozialforschung als kontraproduktiv erwiesen, vielmehr wird gerade die Entwicklung eines in gewissem Sinne individualisierten, der Forschungsfrage und dem Forschungsfeld adäquaten Umgangs des einzelnen Forschers mit qualitativen Daten als konstitutiv für die qualitative Sozialforschung angesehen. Der folgende Beitrag sieht es vor diesem Hintergrund als seine Aufgabe an, den Einstieg in die Bearbeitung narrativer Interviews zu erleichtern, indem der Leser für den Umgang mit der speziellen Textsorte autobiographisch-narrativen Materials sensibilisiert werden soll. Im folgenden wird die Analyse narrativer Interviews immer vor dem Hintergrund einer biographieanalytischen Perspektive gedacht. Methodologische Diskussionen müssen angesichts der notwendigen Kürze des Beitrages ausgeblendet bleiben.

Einordnung der Arbeitsschritte der Segmentierung und der Strukturellen Beschreibung in den Gesamtarbeitsbogen der Forschung mittels des narrativen Interviews

Die Forschung auf der Basis der Grounded Theory stellt einen Weg dar, aus der Erhebung und Analyse empirischer Daten theoretische Aussagen – ein Theoretisches Modell – über bestimmte interessierende Elemente, Merkmale und Pro-

zessverläufe der sozialen Welt zu generieren. Die zugrunde liegende Forschungslogik und der konkrete Forschungsablauf können an dieser Stelle nicht vorgestellt werden. Es soll lediglich darauf hingewiesen werden, dass die Erhebung empirischer Daten nicht zufällig erfolgt, sondern von differenzierten Überlegungen einerseits natürlich bezüglich der zu bearbeitenden Forschungsfragen unter Einbeziehung der relevanten Fachliteratur und andererseits bezüglich der in der sozialen Welt existierenden grundlegenden Prozessalternativen vor dem Hintergrund des Forschungsthemas (Theoretical Sampling) geleitet wird. Überlegungen zu grundlegenden Prozessverläufen – z.B. Verläufen spezifischer Krankheiten oder der Entwicklung von verschiedenen Haltungen chronisch Erkrankter zu ihrer Krankheit – haben zunächst zu Beginn der Forschung stark hypothetischen Charakter und gründen sich auf bisherige Erfahrungen mit dem Forschungsfeld sowie auf Erkenntnisse in der Fachliteratur. Im weiteren Verlauf werden die Überlegungen dann zunehmend von den Ergebnissen der bisher geleisteten Datenauswertung gesteuert. Der Forschungsablauf im Sinne der Grounded Theory ist als ein iterativer Prozess zu denken, in welchem erste tentative theoretische Überlegungen in einem quasi spiralenförmigen Ablaufmuster die Datenerhebung orientieren, die Datenanalyse zur Generierung erster theoretischer Kategorien (erster Ergebnisse der Untersuchung) führt, diese Analyse und partielle Theoriegenerierung wiederum die nächste Datenerhebung anleitet usw. – bis zur „Sättigung“ des Theoretischen Modells – dem Punkt im Forschungsablauf, an dem die Analyse immer neuer empirischer Daten keine neuen Erkenntnisse mehr für das an der Forschungsfragestellung ausgerichtete erarbeitete Geflecht theoretischer Aussagen erbringt, d.h. sich keine neuen Merkmale, Phänomene oder Prozessvarianten mehr zeigen.

Die Auswahl eines bestimmten narrativen Interviews für die intensive Analyse beruht also auf Kriterien – von denen gerade nur wenige angedeutet werden konnten, die den Sinnhorizont des konkreten einzelnen Materials übersteigen und auf die gesamte Forschungsthematik gerichtet sind. Dies ist deshalb zu betonen, weil die Analyse der Interviews, die als Grundpfeiler oder Eckfälle der Datenanalyse dienen sollen, zunächst konsequent einzelfallanalytisch ausgewertet werden müssen.¹ Wird ein Interview zur einzelfallanalytischen Bearbeitung ausgewählt, beziehen sich die Schritte der Datenanalyse zunächst ausschließlich auf den Bedeutungshorizont des konkret vorliegenden Falles. Die Arbeitsschritte der Segmentierung und der Strukturellen Beschreibung sind auf dieser analytischen Ebene anzusiedeln. Dies ist deshalb von herausragender Bedeutung, weil die gründliche Einzelfallanalyse die Voraussetzung für die späteren Arbeitsschritte der Ablösung vom Einzelfall und der Generierung von verallgemeinerbaren theoretischen Aussagen ist – Aussagen, die eben dann nicht mehr nur für die konkret betrachteten Fälle sondern für eine Vielzahl von Fällen Aussagekraft besitzen. In der differenzierten Analyse der fallinneren Ablaufdynamik werden Prozessverläufe, soziale Prozessmechanismen, Zusammenhänge, Bedingungsgefüge usw. sichtbar, die dann in den späteren Arbeitsschritten der Abstrahierung vom Einzelfall die Grundlage für die Erarbeitung von Kategorien und deren Überprüfung und Ausdifferenzierung in kontrastiven Vergleichen sind.

Zum Arbeitsschritt der Segmentierung

Das narrative Interview gehört zu den sprachbezogenen qualitativen Forschungsmethoden. Über das Medium der Sprache sollen Erkenntnisse über die in sozialen Interaktionen konstituierte Wirklichkeit und die daraus resultierenden Wahrnehmungs-, Handlungs- und Bewertungsorientierungen erlangt werden. In Bezug auf die Art und Weise, wie Menschen miteinander reden, lassen sich verschiedene Kommunikationsschemata (vgl. Kallmeyer/Schütze 1977) unterscheiden: z.B. *beschreiben* Menschen spezifische, wiederkehrende Situationen oder bestimmte Personen – etwa in der Darstellung eines Krankenhausaufenthaltes. Sie *argumentieren*, indem sie eine bestimmte These aufstellen – z.B. dass wir in Deutschland auf dem Weg in die Zwei-Klassen-Medizin seien, die sie dann im folgenden zu beweisen und anhand von Beispielen zu belegen suchen. Jedes dieser Kommunikationsschemata weist bestimmte Charakteristika – z.B. die Zugzwänge der Sachverhaltsdarstellung – auf, denen dann auch in der analytischen Bearbeitung entsprechender sprachlicher Äußerungen Rechnung getragen werden muss.

Ziel des Verfahrens des narrativen Interviews ist vor allem, einen Erzähltext zu generieren – eine autobiographische Stegreiferzählung². Die Interviewpartner werden dazu angehalten, selbst erlebte Prozesse ohne vorherige intensive gedankliche Vorbereitung zu *erzählen*. Die Biographie des Menschen kann als der „Ort“ angesehen werden, an dem die verschiedensten Prozesse, an denen der Biographieträger teilhatte bzw. von denen er beeinflusst wurde, zusammentreffen, auf oft komplexe Weise zusammenwirken und sich gegenseitig beeinflussen (siehe hierzu auch den Abschnitt zur strukturellen Beschreibung). Mithilfe des autobiographisch-narrativen Interviewverfahrens kann ein Erzähltext produziert werden, der die zentralen, vom Biographieträger erlebten Prozesse und deren deutungsbezogene Verarbeitung durch den Biographieträger beinhaltet und einer sozialwissenschaftlichen Analyse zugänglich macht³. In einem solchen Erzähltext spiegelt sich die individuelle biographische Erfahrungsaufschichtung des Informanten wider, die sich im Verlaufe der biographischen Entwicklung sedimentiert hat. Der Informant gibt in seiner autobiographischen Darstellung seine Lebensgeschichte in einer individuell spezifischen, sequenziellen Geordnetheit wider, die auf der individuellen Erfahrungsaufschichtung im Verlaufe seiner Biographie basiert. Das Ziel der Segmentierung des Erzähltextes ist es, diese Phasierung – die sequenzielle Ordnung – zu rekonstruieren. Es geht hierbei nicht, dass soll betont werden, um das Anlegen äußerer Gliederungsmaßstäbe durch den Forscher – etwa einer Unterteilung der autobiographischen Rekonstruktion nach den Stationen der Bildungskarriere des Informanten. Die dem Text innewohnende Ordnung, die der Informant – in der Regel nicht intendiert, also eher ungewisst und ungeplant – produziert hat, soll herausgearbeitet werden. So ist es z.B. möglich, dass für einen Informanten tatsächlich die Zeit des Gymnasiums eine zusammenhängende Lebensphase darstellt, der dann die Phase des Grundwehrendienstes folgt. Es ist aber auch möglich, dass ein anderer Informant in der Zeit auf dem Gymnasium seine erste Ehepartnerin kennen lernt und dieses Ereignis dann einen neuen biographischen Erfahrungsraum mit großer Relevanz für den Biographieträger eröffnet (und die schulische Karriere in den Hintergrund rücken lässt).

Der Arbeitsschritt der Segmentierung ist Voraussetzung für die später folgende Strukturelle Beschreibung der einzelnen Segmente in ihrer sequenziellen Abfolge. Die Segmentierung ist notwendig, um biographische Prozesse in ihrer Genese, Bedingtheit und Entwicklung unter Miteinbeziehung der Relevanz der Prozesse für den Biographieträger herausarbeiten zu können.

Wie sind solche erzählerseitigen Phasierungen des eigenen biographischen Gewordenseins zu identifizieren?

Ein zentrales Prinzip in der Analyse narrativer Interviews ist das Zusammengehen von *formaler* Analyse (die Betrachtung der Art und Weise der sprachlichen Darstellung) und *inhaltlicher* Analyse. Die formale und die inhaltliche Analyse werden permanent zueinander in Beziehung gesetzt (siehe dazu auch den Abschnitt zur strukturellen Beschreibung). Der Erzähler selbst macht auf der formalen Ebene der Interviewdarstellung deutlich, wie seine biographische Entwicklung phasiert ist. Die sequenzielle Ordnung des Erzähltextes findet ihren Ausdruck in der sprachlichen Gestaltung des Textes durch den Erzähler. Der Erzähler markiert Abschnitte seiner Lebensgeschichte – wo hört eine bestimmte Lebensphase mit einer bestimmten Erfahrungsqualität auf, wo fängt eine neue an.

Der erste analytische Blick des Forschers zur Identifizierung solcher lebensgeschichtlichen Abschnitte – der Segmente des Erzähltextes – kann an bestimmten sprachlichen Markierern ansetzen, die häufig in sich ähnelnder Form in Erzählungen zu finden sind: Oft zeigen *Rahmenschaltelemente* den Beginn eines neuen Segments an (z.B. „und dann“, „und denn“, „dann“). Relativ leicht zu identifizierende formale Markierer für einen Segmentbeginn sind *zeitliche Schwellen*, die einen zeitlichen Übergang zum Ausdruck bringen (z.B. „drei Jahre später“, „nach dem Abitur“). Oft ist am Beginn eines neuen Segmentes eine Pause (z.B. 1 Sekunde) zu identifizieren. Die genannten Beispiele für sprachliche Markierer können natürlich zusammen auftreten (z.B. „(2) und dann, nach der schweren Operation“). Das Vorhandensein solcher oder ähnlicher sprachlicher Phänomene ist jedoch nicht zwingend für den Beginn eines neuen Segmentes. Ein Erzählsegment kann vollkommen ohne einen solchen Markierer beginnen. Andererseits markiert z.B. nicht jedes „und dann“ einen Segmentbeginn.

In der Identifizierung von Erzählsegmenten hilft uns auch der Blick auf die einzelnen Darstellungseinheiten im Erzähltext. Erzählsegmente weisen eine Binnenstruktur auf. Innerhalb eines Erzählsegmentes lassen sich verschiedene kommunikative Darstellungseinheiten identifizieren und unterscheiden. Erzählsegmente beinhalten oft folgende kommunikativen Aktivitäten:

- Erzählgerüstsätze
- Detaillierungen und Detaillierungsexpansionen
- eingelagerte Konstruktionen – Hintergrundkonstruktionen
- Ergebnissicherungen
- eigentheoretische Kommentare.

In Erzählgerüstsätzen wird der Kern der Veränderungen im entsprechenden Erfahrungsabschnitt, die den Biographieträger betreffen, zum Ausdruck gebracht, gewissermaßen das Kondensat der Entwicklung, die im Segment dargestellt wird. Ein Erzählsegment kann mehrere Erzählgerüstsätze beinhalten. Detaillierungen dienen dazu, die in den Erzählgerüstsätzen aufgezeigten Prozesse näher zu illustrieren, z.B. eine dem Biographieträger gegenüber handelnde Person zu charakterisieren oder einen Prozess – z.B. einen Behandlungsprozess im Krankenhaus – detailliert darzustellen. Detaillierungen in Form von sogenannten

Detailierungsexpansionen können sehr ausführlich sein, sich z.T. über mehrere Seiten Interviewtext erstrecken. Erzählungen sind nicht immer Darstellungen einfacher struktureller Ordnung. Es können auch Stellen sprachlicher Ungeordnetheit im Erzähltext enthalten sein. So kann es vorkommen, dass auf ein Erlebnis oder eine Erfahrung nicht in dem Segment eingegangen wird, welches die Zeit der Lebensgeschichte fokussiert, zu der auch das entsprechende Erlebnis bzw. die spezifische Erfahrung gehört, sondern erst an späterer Stelle des Interviewtextes. Hier kann man dann von einer eingelagerten Konstruktion, einer Hintergrundkonstruktion sprechen. Der Erzähler fügt in seine Darstellung bestimmter Vorgänge die Schilderung eines in der lebensgeschichtlichen Entwicklung früher angesiedelten Erlebnisses ein, um die Plausibilität seiner Darstellung sicherzustellen. Der Erzähler befürchtet, seine Geschichte könnte für den Zuhörer nicht mehr verstehbar sein, wenn er die entsprechenden Informationen nicht nachliefert. Es lässt sich hierbei in gewissem Sinne von einem Reparaturversuch des Erzählers sprechen (siehe hierzu auch den Abschnitt zur strukturellen Beschreibung). Hintergrundkonstruktionen können auf verschiedenen Kommunikationsschemata fußen, so finden sich in Interviews Hintergrunderzählungen, Beschreibungen und Argumentationen. In einer Ergebnissicherung werden die im Segment dargestellten Entwicklungen noch einmal kurz aufgegriffen und der Darstellungsbogen bezüglich dieser Prozesse gewissermaßen geschlossen (z.B. „das war also meine Abiturzeit“). Zumeist am Ende von Erzählsegmenten können argumentative eigentheoretische Passagen durch den Erzähler eingeflochten sein. In solchen Darstellungseinheiten nimmt der Erzähler aus der Hier-und-jetzt-Zeit des Interviews Stellung zu den im Segment geschilderten Prozessen.

Die Liste der hier aufgeführten sprachlichen Aktivitäten ist nicht vollständig und kann die Thematik nur streifen. Es ist zu betonen, dass nicht jedes Erzählsegment eine voll ausgebaute Binnenstruktur mit allen möglichen Darstellungseinheiten aufweist. Oft finden sich nicht alle Darstellungseinheiten in jedem Segment. Die Betrachtung der sprachlichen Aktivitäten im Text kann aber wichtige Hinweise für die Segmentierung geben. So kann z.B. die Betrachtung von Erzählergerüstsätzen Aufschluss darüber geben, wo neue Entwicklungen in der Geschichte des Informanten beginnen. Entsprechend weisen eine Ergebnissicherung oder ein eigentheoretischer Kommentar vor dem Hintergrund der Haupterzähllinie auf die Gestalt des entsprechenden Segmentes hin, in das sie eingebettet sind, und grenzen sich von den im folgenden Segment dargestellten Ereignissen inhaltlich ab. Anzumerken ist, dass für die Segmentierung im Normalfall keine erschöpfende Analyse aller vorhandenen sprachlichen Aktivitäten notwendig ist. Die zusammenfügende Betrachtung der oben zunächst angeführten sprachlichen Markierer und einiger zentraler Erzählelemente erlauben in der Regel eine treffsichere Segmentierung.

Folgender Ausschnitt aus einem autobiographisch-narrativen Interview soll als Illustration dienen:

16 (2) ((kurzes Husten)) (2) ja und dann in '47 '48 da bin ich in 'ne Lehre gegangen, (.) da hab
 17 ich Maschinenschlosser gelernt, (3) Lehre durchgezogen, (.) da wars immer noch/ gab's immer
 18 noch Lebensmittelkarten (.) in der Zeit; 'ne, das war das war ne traurige Zeit war das, (.) ne
 19 I: mhm
 20 der ganze Umschwung, (.) das war schlecht war das. (.) ne, und dann hat's viele -eh- (.) Hiebe
 21 gegeben, (.) weil als Lehrling mußte man ja damals immer für die Gesellen einkaufen gehen. (.)

22 ne, und das auf Lebensmittelkarten, (.) ja und der eine wollte Gehacktes der eine wollte -eh-
 23 Pferdegehacktes, und das gab's dann frei ((kurzes Auflachen)) und -ehm- naja und und
 24 Rauchwaren, (.) und da kam wa dann immer zum Frühstück oder zum Mittag/ kam wa dann
 25 immer zu spät an; (.) und dann gab's ((Pfeifen)); (.) heute ist das alles nicht mehr so. (.) ne,
 26 I: ((kurzes Auflachen))
 27 also an und für sich war die Lehre schon ziemlich schwer. (.) ne, (.) ja ausgelernt, (2)

Das Segment beginnt mit einem Rahmenschaltelement („ja und dann“, Z.16) und einem deutlichen Markierer für eine zeitliche Schwelle („in '47 '48“, Z.16). In den folgenden Erzählergerüstsätzen wird die wesentliche Veränderung für den Biographieträger zum Ausdruck gebracht: das Aufnehmen und Absolvieren seiner beruflichen Ausbildung („da hab ich Maschinenschlosser gelernt, (3) Lehre durchgezogen“, Z.16-17). Es folgt eine Detaillierung zu den Rahmenbedingungen seiner Lehre im Nachkriegsdeutschland mit einer Bewertung der damaligen kollektiv-historischen Situation (Z.17-20). Im Anschluss daran begibt sich der Erzähler wieder auf die Ebene seiner persönlichen Entwicklung: Er geht auf eine für ihn relevante konkrete Erfahrung während seiner Lehrausbildung ein („und dann hat's viele -eh- Hiebe gegeben“, Z.20-21). Diese Aussage wird dann in einer Detaillierungsbeschreibung mit der Darstellung routinisierter, typischer Abläufe untermauert und damit plausibilisiert (Z.21-25). Nach einem kurzen Wechsel in die Hier-und-jetzt-Zeit des Interviews (Z.25) wird das Segment mit einer Ergebnissicherung abgeschlossen („also an und für sich war die Lehre schon ziemlich schwer. (.) ne, (.) ja ausgelernt,(2)“, Z.27).

Ein Segmentbeginn muss natürlich nicht immer mit einer so explizit betonten zeitlichen Schwelle und dem häufig anzutreffenden Rahmenschaltelement „und dann“ markiert sein, wie ein empirisches Beispiel aus einem anderen Interview mit einer Ärztin im Krankenhaus verdeutlichen mag:

5 (3) und da hat ich auch die Frühgeburten-Abteilung, und (2) da hab ich's das erste Mal
 6 gemerkt daß (.) mein Kreislauf nicht (2) ganz so doll funktioniert, (2) wenn Kinder geboren
 7 werden, (2) und
 8 E: nicht atmen, (2) dann müssen sie wiederbelebt werden. (2) und da die Neugeborenen, (2)
 9 I: mhm
 10 E: und besonders die Frühgeborenen sehr wärmeempfindlich sind, (.) war in diesem Raum, (.)
 11 der also halb so groß war wie das, ((zeigt auf ihr Wohnzimmer)) da war auch der/ (.) auf dem/ -
 12 ehm- auf der Entbindungsstation (.) waren/ mußten also Temperaturen sein von 30 Grad nich,
 13 (2) und (.) da hab ich gemerkt also (3) mir war dermaßen/ (.) () ich mußte dort oft flüchten; (.)
 14 und da kamen mir so'n bißchen die ersten Bedenken. (.) das war so Anfang der achtziger Jahre, (3)

Der Beginn des vorliegenden Segmentes wird hier zunächst von einer für Erzählerdarstellungen durchaus langen Pause von drei Sekunden und einer knappen additiven Verknüpfung („und“, Z.5) markiert. Bemerkenswert ist im vorliegenden Segment, dass zunächst eine Information zur beruflichen Arbeit der Biographieträgerin geliefert wird („und da hat ich auch die Frühgeburten-Abteilung“, Z.5), bevor der erste Erzählergerüstsatz folgt, der den Kern der im vorliegenden Segment dargestellten Entwicklung der Geschichte zum Ausdruck bringt: das Auftreten von gesundheitlichen Problemen in der Arbeitsausübung („da hab ich's das erste Mal gemerkt, daß (.) mein Kreislauf nicht (2) ganz so doll funktioniert“,

Z.5-6). Die bereits erwähnte zu Beginn des Segmentes beginnende Detaillierungsbeschreibung (Z.5) zu den konkreten Arbeitsbedingungen der Biographieträgerin – also der Rahmen, der Hintergrund, vor dem die gesundheitlichen Schwierigkeiten zu verstehen sind, wird dann fortgesetzt (Z.6-12). Die Erzählerin fädelt sich nach Abschluss der Detaillierungsbeschreibung wieder auf die Haupterzählinie ein (Z.13) und schließt das Segment mit einer Ergebnissicherung ab („und da kamen mir so ´n bisschen die ersten Bedenken. (.) das war so Anfang der achtziger Jahre,“, Z.14-15).

Zum Arbeitsschritt der Strukturellen Beschreibung

In der Biographie schlagen sich viele verschiedene Prozessverläufe nieder, die in der Entwicklung von Menschen bedeutsam sind. Hier liegt ein Grund dafür, warum die biographische Entwicklung interessant und relevant für z.B. die sozialwissenschaftliche Analyse von Krankheits- und Gesundungsprozessen ist. Die verschiedensten Prozesse, die nacheinander aber eben auch gleichzeitig auftreten, eröffnen verschiedene Dimensionen des Lebens des Biographieträgers, sie wirken in der Biographie – sie haben Einfluss auf die weitere Entwicklung, stellen Bedingungen dar für das weitere biographische Geschehen. Verschiedenste Prozessabläufe bedingen einander, beeinflussen sich wechselseitig, wirken ineinander. Im folgenden sollen einige Beispiele für solcherart Veränderungsprozesse, die sich jeweils auf verschiedene Bereiche der menschlichen Existenz beziehen, aufgeführt werden:

- Prozesse der Veränderung der Selbstidentität
- Prozesse der somatischen Veränderung (z.B. die Entstehung krankheitsbedingter Funktionsstörungen des Körpers)
- kollektivhistorische Prozesse, an denen der Biographieträger teilhat (z.B. der Transformationsprozess in Ostdeutschland)
- sozial-interaktive Prozesse (z.B. die Interaktions- und Beziehungsgeschichte zwischen einem Patienten und seinem Hausarzt)

In der Biographieforschung wurden aus der intensiven Analyse autobiographischen Materials Kategorien herausgearbeitet, die jeweils unterscheidbare grundlegende biographische Prozesse charakterisieren. Fritz Schütze (1981) unterscheidet vier Prozessstrukturen des Lebensablaufes: institutionelle Ablaufmuster, intentionale Handlungsschemata, Verlaufskurven des Erleidens und Wandlungsprozesse der Selbstidentität. Die Charakteristika der einzelnen Prozessstrukturen können hier nicht dargestellt werden. Bedeutsam ist, dass diese biographischen Prozesse jeweils Bündelungen von einzelnen zugrunde liegenden Prozessen verschiedener Bereiche des Lebens sind, die sich gegenseitig beeinflussen und mit einer spezifischen Erfahrungsqualität für den Biographieträger verbunden sind. So haben z.B. Krankheitsverlaufskurven Auswirkungen in verschiedenen Dimensionen des alltäglichen Lebens und der biographischen Entwicklung. Das Zusammenspiel von Erfahrungen auf mehreren Ebenen des Lebens macht die spezifische Erleidenserfahrung des Betroffenen aus: z.B. kann auf der somatischen Ebene die krankheitsbedingte Funktionsstörung Schmerzen

verursachen, und einige Funktionen des Körpers können ganz ausfallen (wie z.B. die Arbeit der Bauchspeicheldrüse bei Diabetes mellitus Typ I); der Betroffene kann z.B. auf der Ebene der praktischen Alltagsorganisation aufgrund der krankheitsbedingt eingeschränkten körperlichen Leistungsfähigkeit (z.B. bei einer chronischen Herzinsuffizienz) Schwierigkeiten bekommen, seinen Lebensalltag (z.B. Einkaufen, die Wohnung sauber halten) allein zu bewältigen; z.B. können auf der Ebene der berufsbiographischen Entwicklung entworfene berufsbiographische Karrierepläne mit dem Auftreten einer chronischen Krankheit obsolet werden, und es kann zu einer berufsbiographischen Degression kommen; es kann z.B. die spezifische Weise der Interaktion, die sich zwischen dem Betroffenen und seinem behandelnden Hausarzt entwickelt, dem Patienten Trost und Hoffnung spenden und damit einen Einfluss auf die Ausbildung seiner Haltung der eigenen Krankheit gegenüber haben.

Die einzelnen sich in der biographischen Entwicklung realisierenden Prozesse sind eingebettet in je spezifische Rahmungen – in konkrete Bedingungskonstellationen, in denen sie ablaufen. Solche Rahmungen können, wie bereits angesprochen, andere Prozesse mit großer Relevanz für den Biographieträger sein. Es kann sich auch um eng eingegrenzte Aspekte von Prozessen handeln, die über diese spezifischen Berührungspunkte hinaus keinen Einfluss auf die Entwicklung des Biographieträgers haben. Zwei Beispiele sollen den Zusammenhang verdeutlichen: Die ersten Lebensjahre eines Menschen vollziehen sich in Rahmungen, die sehr unterschiedlich ausgebildet sein können. So kann ein Kind – der Leser verzeihe an dieser Stelle die grobe und stereotype Vereinfachung – als Resultat des Kinderwunsches seiner Eltern in einer Atmosphäre der Zuneigung und Akzeptanz aufwachsen. Es kann jedoch auch als Waise ohne jeglichen Kontakt zu seinen Eltern in einem professionell geführten Kinderheim betreut werden. Die dargestellten unterschiedlichen Prozessverläufe sollen selbstverständlich nicht in irgendeiner Art normativ bewertet werden, sie sollen lediglich verdeutlichen, dass die frühe biographische Entwicklung eines Menschen sich in unterschiedlichen biographischen Ausgangsbedingungen realisieren kann. Wie ein Patient, der an einer schweren chronischen Krankheit leidet, mit seiner Erkrankung umgeht, hängt auch davon ab, welche biographischen Ressourcen zur Krankheitsbearbeitung er aus seiner biographischen Entwicklung vor der Erkrankung mit einbringt. So können z.B. die Erfahrungen aus der früheren Betreuung des eigenen an Diabetes mellitus erkrankten Kindes eine gute Grundlage für die Bearbeitung der später sich manifestierenden eigenen Diabetes-Verlaufskurve werden.

In der Strukturellen Beschreibung der einzelnen Erzählsegmente sollen die in der Erzähldarstellung repräsentierten Prozesse verschiedenster Art, deren spezifische Rahmenbedingungen, deren spezifisches Zusammenwirken, und damit die Entwicklung des Biographieträgers und die Verarbeitung der erlebten biographischen Entwicklung in der sich aufschichtenden Erfahrungsbildung durch den Biographieträger herausgearbeitet werden.

Neben dem Hinweis, dass die Strukturelle Beschreibung in der analytischen Betrachtung der einzelnen Segmente in ihrem Ablauf der in der Erzähldarstellung enthaltenen Phasierung der Erfahrungsaufschichtung des Erzählers folgen sollte, sollen insbesondere zwei Verfahrensvorschläge fokussiert werden:

a) Die Einbeziehung der formalen Ebene der Erzähldarstellung in die inhaltliche Analyse

Für die biographieanalytische Auswertung der Erzählsegmente ist, wie bereits angedeutet, nicht nur interessant, was der Erzähler an Informationen auf der inhaltlichen Ebene liefert sondern auch, wie er sich sprachlich ausdrückt. Es ist also nicht bedeutungslos, welche Wortwahl, welche Form der Diathese usw. vom Erzähler benutzt wird. Die Art und Weise, in welcher der Erzähler in einer autobiographischen Stegreiferzählung eine Erfahrung zum Ausdruck bringt, hat einen Bezug zur entsprechenden Erfahrung selbst und lässt analytische Rückschlüsse auf die biographischen Prozesse und deren Verarbeitung durch den Biographieträger zu. Der formal-sprachlichen Ebene des Interviewtextes muss daher in der Analyse Beachtung zukommen. So findet z.B. die Erfahrung eines Menschen mit einem Leidensprozess ihren spezifischen sprachlichen Ausdruck an den entsprechenden Stellen im Interviewtext (vgl. Treichel 2004, Schütze 1995), der eben ein anderer Ausdruck ist, als z.B. die sprachliche Form in der Darstellung von Prozessen aktiven Handelns in der Umsetzung intentionaler biographischer Handlungsschemata (vgl. Schütze 1981). Das folgende empirische Beispiel soll den Zusammenhang verdeutlichen:

45 (.) anschließend dann Bäcker jelernt, (.) Bäcker was eigentlich -eh- janz -eh-

46 I: mhm

47 E: jar nich meiner meiner Mentalität so entspricht, -eh- ich habe wie jesagt eigentlich

48 I: mhm

49 E: mehr Interesse so für Landwirtschaft oder Tiere oder irgend sowas,(.)aber da haste eben

1 och keen richtiges Pers/ Perspektive jesehen und -eh- Bäcker war eben so vorprogrammiert

2 kann man sagen, von (.) meinen Vater de Schwester die hatten ´ne Bäckerei; ja und mein

3 Cousin hatte (.) keene Nachkommen, (.) und dann hat sich das so praktisch (.)

4 I: ach so

5 E: entwickelt; ja

Im vorliegenden Segment aus einem weiteren autobiographisch-narrativen Interview geht der Erzähler auf den Prozess seiner Berufswahl ein. Er beginnt seine Darstellung, indem er zunächst das Faktum seiner Bäckerlehre benennt (Z.45). Der Rest des Segmentes ist dann der Thematik gewidmet, wie es zu dieser Ausbildung gekommen ist. Bemerkenswert hierbei ist der deutliche Wechsel der Darstellungsperspektive im Text: Einerseits wird aus der „ich“-Perspektive der eigentliche Berufswunsch des Erzählers zum Ausdruck gebracht: eine Tätigkeit im landwirtschaftlichen Bereich („ich habe wie jesagt eigentlich mehr Interesse so für Landwirtschaft oder Tiere oder irgendwie so was“, Z.47-49). Der Erzähler untermauert damit seinen These, dass der Bäckerberuf eigentlich nicht zu ihm gepasst habe („was eigentlich -eh- janz -eh- jar nich meiner meiner Mentalität so entspricht“, Z.45-47). Biographieanalytisch fokussiert lässt sich festhalten, dass der gewählte Lehrberuf nicht auf der Umsetzung eines intentionalen Handlungsschemas im Sinne berufsbiographischer Planung durch den Biographieträger beruht. Vielmehr betont der Erzähler die mangelnde biographische Passung zwischen seinen Intentionen und dem dann tatsächlich realisierten Ausbildungsgang.

Beim Versuch zu plausibilisieren, warum es dennoch zur Aufnahme der Bäckerlehre gekommen ist, wechselt der Erzähler die Darstellungsperspektive: In

der Darstellung bis zum Schluss des Segmentes wird der Biographieträger nicht mehr als handelndes Subjekt sichtbar. Vielmehr geht er zum einen in eine generalisierende, unpersönliche Darstellungsweise über und markiert so eine gewisse kognitive Distanz zum Gesagten („aber da haste eben och keen richtiges Pers/ Perspektive jesehen“, Z. 49-1). Zum anderen werden familiär-organisatorische Rahmenbedingungen – in einer Art familienbezogenen Perspektivenübernahme durch den Erzähler - genannt, die ihn letztendlich quasi in den Bäckerberuf hineinziehen, sicher begleitet von einem gewissem Druck durch Familienangehörige: Es gilt, eine Privatbäckerei in Familienhand weiterzuführen (Z.1-5, insbesondere auch: „vorprogrammiert“). Offensichtlich liegt die Entscheidung für die Bäckerlehre weniger in der Hand des Biographieträgers. Trotz eines alternativen Berufswunsches fügt er sich dem, was in der Familie als das Gebotene erscheint („und dann hat sich das so praktisch (.) entwickelt; ja?“ , Z.3-5).

b) Die Analyse nach Darstellungseinheiten

Die Strukturelle Beschreibung eines Erzählsegmentes orientiert sich an den im Text enthaltenen Darstellungseinheiten (siehe den Abschnitt zur Segmentierung). Das bedeutet jedoch nicht, dass jeder Strukturellen Beschreibung jedes einzelnen Erzählsegmentes zwangsläufig zunächst eine differenzierte und erschöpfende Analyse der Binnenstruktur des Segmentes vorausgehen muss. Es ist in der Regel ausreichend, die Haupterzähllinie mit den Erzählergerüstsätzen, größere Detaillierungsaktivitäten, Kommentarteile und insbesondere eingelagerte Konstruktionen zu identifizieren. Eine genauere Betrachtung der formalen Struktur kann vor allem bei Erzählsegmenten mit großer Unordnung in der Darstellung vonnöten sein, um den notwendigen analytischen Ausschöpfungsgrad sicherzustellen.

Es ist sinnvoll, die einzelnen Darstellungseinheiten – z.B. eine Detaillierungsexpansion – insgesamt in den Blick zu nehmen und innerhalb der konkreten Einheit dann detailliert analytisch den einzelnen sprachlichen Äußerungen zu folgen. Die Abgrenzung der einzelnen sprachlichen Aktivitäten innerhalb eines Erzählsegmentes voneinander und das analytische Fokussieren der einzelnen Darstellungseinheiten erlaubt es, jeweils nach der Funktion der entsprechenden sprachlichen Aktivitäten im Kontext der Gesamtdarstellung des Segmentes zu fragen. Folgende Reihenfolge im analytischen Vorgehen soll also als Vorschlag formuliert werden:

- Identifizieren der wesentlichen abgrenzbaren Darstellungseinheiten (z.B. Haupterzähllinie, Detaillierungen, Kommentare, Hintergrundkonstruktionen)
- Fokussierung der einzelnen sprachlichen Aktivitäten nacheinander
 - Analytische Beschreibung im Sinnhorizont der jeweiligen Darstellungsaktivität
 - systematisches Herstellen von Bezügen zu anderen sprachlichen Aktivitäten im Segment, Herausarbeiten der Funktion der fokussierten Darstellungseinheit (z.B. eines eigentheoretischen Kommentars)
- Zusammenfügen der Erkenntnisse auf der Bedeutungsebene des Gesamtsegmentes

Das Vorgehen soll am Beispiel der bereits mehrfach erwähnten Darstellungseinheit der Hintergrundkonstruktion erläutert werden. In autobiographischen Stegreif-Erzähltexten finden sich, wie bereits angedeutet, auch Darstellungsinhalte, die – auf den zeitlichen Ablauf der in der Erzählung geschilderten Lebensgeschichte bezogen – eigentlich nicht an die Stelle des Erzähltextes gehören, an

der sie vom Erzähler eingeflochten werden, sondern (in der Regel) an eine frühere Stelle. Solche in die Haupterzähllinie eingelagerten Konstruktionen sind oft analytisch sehr interessant. Sie können Erlebnisse und Erfahrungen beinhalten, die nicht in der ursprünglichen Erzählintention des Erzählers als Darstellungsinhalte vorgesehen waren und nur aufgrund der dem Stegreiferzählen innewohnenden Dynamik (vgl. Schütze 1987) dann später im Interview doch noch zum Ausdruck gebracht werden. In gewissem Sinne lässt sich hierbei vom einem „Reparaturversuch“ des Erzählers sprechen – der Erzähler befürchtet an einer entsprechenden Stelle im Interview, dass seine Erzählung ohne die nachgeschobenen Informationen für den Zuhörer vielleicht nicht plausibel sein könnte und will mittels dieser Informationen die Nachvollziehbarkeit seiner Darstellung sichern. Häufig findet sich in solchen Hintergrundkonstruktionen dann die Darstellung von unangenehmen, problematischen, schmerzhaften, peinlichen oder schwierig zu kommunizierenden Erfahrungen des Biographieträgers.

Hintergrundkonstruktionen (HGK) sind als eingelagerte Konstruktionen analytisch abgrenzbar in die Haupterzähllinie eingebettet. Eine Hintergrundkonstruktion hat in aller Regel einen Bezug zu den auf der Haupterzähllinie dargestellten Prozessen, den es in der Strukturellen Beschreibung auch herauszuarbeiten gilt, weil oft aus dieser textformal begründeten, doppelten Perspektive wichtige Erkenntnisse insbesondere zu den Tiefenstrukturen des biographischen Lebens möglich werden. Folgendes analytisches Vorgehen hat sich in der Forschungspraxis bewährt: Zunächst wird die Darstellung auf der Haupterzähllinie mit den anderen Darstellungseinheiten analysiert und hierbei die HGK zunächst noch ausgeklammert. Dann kann die HGK als eigenständige sprachliche Aktivität analytisch in den Blick genommen und differenziert sprachbezogen und inhaltlich ausgewertet werden. Die folgende Verknüpfung der Erkenntnisse aus den beiden ersten Schritten erlaubt dann Erkenntnisse bezüglich der Funktion der HGK im Gesamtsegment, z.B.: Was hat die HGK ausgelöst? Worin besteht ihre Funktion in der Erzählung? Warum wird der Darstellungsinhalt nicht an der „eigentlich“ erwartbaren Stelle präsentiert? In formal anspruchsvolleren Stegreiferzählungen können mehrfach eingelagerte Konstruktionen auftreten. Das analytische Vorgehen folgt auch hier dem vorgestellten Muster: Nach der Analyse der Darstellung auf der Haupterzähllinie kann man die HGK 1. Ordnung fokussieren, worauf die analytische Bearbeitung der in die HGK 1. Ordnung eingelagerten HGK 2. Ordnung folgen kann.

Ein Beispiel soll den Umgang mit Hintergrundkonstruktionen illustrieren:

34 Dann sind wir umgezogen ins Neustädter Feld hier in Magdeburg. Da haben wir denn ne grö-
 35 ßere Wohnung gekriegt, haben dafür / also sind dafür meine Eltern sind denn wieder zusam-
 36 men gezogen. Damals war ja mit Wohnungen immer das Problem/eh [er hatte ne eigene Woh-
 37 nung, hat aber bei uns aber trotzdem gewohnt. Wie soll ich sagen, er war eigentlich immer da.
 38 Hatte trotzdem ne andere Wohnung. Hab ich och erst später erfahren, daß er ne andere Wohnung hatte.
 39 I: Aha

40 E: Aber es war damals so das Problem DDR-Zeiten ne Wohnung zu kriegen.

41 I: Ach, so.

42 E: Ja, und da hat er denn irgendwie eine gekriegt und hat die er denn auch geklammert und
 43 wir sind denn so mit einer Familie übereinkommen, weil die hatten sich auch scheiden lassen,
 44 daß der Mann die Wohnung kriegt von meinem Vater und wir dafür die große Wohnung
 45 nehmen aber alle dafür wieder zusammenziehen. (...) Joah, so is das denn auch gelaufen] (...)

46 und eh, ja wie gesagt, daß war dann gleich also wie gesagt, eh drei Jahre nach der Schule. Ab
 47 der dritt/ vierten Klasse war ich in der neuen Schule dann. Mein Bruder is in der alten Schule
 48 geblieben. War da ein relativ neuer Anfang dann (..) War eigentlich immer / sagen wer mal so
 49 aber ich war immer so oder bin eigentlich mehr son eh ich will nich sagen Außenseiter, aber
 1 mehr son Eigenbrödler, mache gern mein eigenen Scheiß und auch mehr so, daß die anderen ...

Es handelt sich um den Beginn eines längeren Erzählsegmentes, dass hier aus Platzgründen nicht vollständig dargestellt werden kann. Im folgenden soll lediglich vor dem Hintergrund der Haupterzähllinie die eingelagerte Konstruktion in ausgewählten Aspekten fokussiert werden. Das vorliegende Segment ist das zweite in der Gesamterzählung des Informanten. Bezüglich der im vorliegenden Segment dargestellten Ereignisse muss aus dem ersten Segment lediglich nachgeliefert werden, dass der Erzähler dort ganz kurz die, vor dem Hintergrund seines eigenen Alters gesehen, frühe Scheidung seiner Eltern erwähnte, ohne näher darauf einzugehen. Auf der Haupterzähllinie des vorliegenden Segmentes stellt der Erzähler dar, wie er aufgrund eines Wohnungswechsels ab der vierten Klasse in eine neue Schule kommt und dort dann in erhebliche Konflikte mit den organisatorischen Rahmenbedingungen des Schulablaufes gerät und im folgenden mehrfach von Schulen verwiesen wird. Das Gesamtsegment beinhaltet mehrfach eigentheoretische Kommentare und eingelagerte Darstellungseinheiten, die alle dem Zweck dienen, die eigene lebensgeschichtliche Entwicklung des Erzählers in Beziehung zu setzen zur Entwicklung seines Vaters.

Im dargestellten Segmentausschnitt findet sich eine Hintergrundkonstruktion (Z.36-45). Am Beginn des Segmentes schildert der Erzähler den Einzug der Familie in eine neue Wohnung in einem anderen Stadtgebiet. Hierbei wird darauf verwiesen, dass die neue Wohnung größer sei als die alte (Z.34-35) und beide Elternteile gemeinsam mit in die neue Wohnung einziehen. Der Erzähler deutet implizit an, dass seine Eltern zuvor keine gemeinsame Wohnung geteilt hatten („wieder zusammengezogen“, Z.35-36). An dieser Stelle bekommt der Erzähler den Eindruck, er müsse eine Bemerkung zu den Wohnverhältnissen vor dem Umzug in die neue Wohnung nachschieben, um dem Zuhörer gegenüber die Nachvollziehbarkeit der Erzählung zu sichern und vor allem ein authentisches Bild der familiären Beziehungsgeschichte zu bieten und Missverständnisse zu vermeiden. In der Hintergrundkonstruktion wird dann dargestellt, dass der Vater einerseits nach der Scheidung eine eigene Wohnung bezogen hatte, andererseits jedoch – in der Wahrnehmung des Erzählers – immer in der Wohnung der Mutter präsent war und am Familienleben teilhatte. Die eingelagerte Konstruktion wird auch notwendig, um zu plausibilisieren, wie in Zeiten akuten Wohnungsmangels der Umzug in eine große Wohnung möglich war: durch den Tausch von zwei kleineren für eine große Wohnung. Die Erwähnung der Wohnung des Vaters wird notwendig, scheint aber für den Erzähler nicht vollkommen unproblematisch zu sein. Der Erzähler gibt an, als Kind nichts von der Existenz der Alternativwohnung seines Vaters gewusst zu haben. Es ist anzunehmen, dass – vor dem Hintergrund der großen Zuneigung des Biographieträgers zu seinem Vater – diese Rückzugsmöglichkeit für den Vater bzw. der damit verbundene „doppelte Boden“ der Beziehung zwischen den Eltern für den Biographieträger dann eine gewisse diffuse Ungesicherheit oder Fragilität der elterlichen Beziehung symbolisierte und deshalb keine ungeteilte problemlose Erfahrung war.

Zusammenfassung

Ein zentrales Prinzip in der Bearbeitung narrativer Interviews ist das Zusammengehen von formaler und inhaltlicher Analyse. Im Arbeitsschritt der Segmentierung wird die dem Erzähltext innewohnende sequenzielle Ordnung herausgearbeitet. Hierzu dienen die Betrachtung von sprachlichen Markierern für einen Segmentbeginn und die Identifizierung der Binnenstruktur von Erzählsegmenten. In der Strukturellen Beschreibung der einzelnen Erzählsegmente in ihrer sequenziellen Abfolge werden die in der Erzähldarstellung repräsentierten Prozesse, deren Rahmenbedingungen, deren Zusammenwirken, die Entwicklung des Biographieträgers sowie die Verarbeitung der erlebten biographischen Entwicklung durch den Biographieträger in der sich aufschichtenden Erfahrungsbildung herausgearbeitet. In der Strukturellen Beschreibung werden die formalsprachliche Analyse und die inhaltliche Analyse des Erzähltextes systematisch aufeinander bezogen. Die Analyse eines Erzählsegmentes orientiert sich an den in der Binnenstruktur des Segmentes enthaltenen Darstellungseinheiten.

Anmerkungen

- 1 Natürlich werden nicht alle erhobenen narrativen Interviews exhaustiv analysiert (vgl. Schütze 1983, Reim 1994)
- 2 Selbstverständlich gehen auch nicht-narrative Textpassagen in die Analyse ein. Insbesondere in Nachfragephasen im letzten Teil narrativer Interviews wird der Informant vom Interviewer durch gezieltes Fragen zur beschreibenden und argumentierenden Darstellung angeregt. In seiner differenziert sprachbezogenen analytischen Ausrichtung ist das Verfahren des narrativen Interviews von sprachfokussierenden Ansätzen z.B. aus den Bereichen der Soziolinguistik und der Ethnomethodologie beeinflusst. Die verschiedene Textsorten unterscheidende analytische Perspektive auf den Interviewtext ist für das Verfahren des narrativen Interviews konstitutiv. Daneben kann es in der Analyse narrativer Interviews notwendig werden, interaktive Sequenzen mit hoher wechselseitiger Aufeinander-Bezogenheit von Informant und Interviewer – wie z.B. die Phase der Aushandlung der Interviewthematik und der Modalitäten des Interviewgesprächs zu Beginn des Interviews – auch konversationsanalytisch zu betrachten.
- 3 Es gibt natürlich kein Erleben unabhängig von der individuellen Interpretation durch den das Ereignis erlebenden Biographieträger. Die deutende Verarbeitung durch den Biographieträger lässt das Erleben zur Erfahrung werden.

Literatur

- Glaser, B. G./Strauss, A. (1998): *Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung*. Bern.
- Jacob, G. (1996): *Biographieforschung mit dem Verfahren des narrativen Interviews*. In: Friebertshäuser, B./Prenzel, A. (Hrsg.): *Handbuch qualitative Forschungsmethoden der Erziehungswissenschaft*. Weinheim, S. 341-353.
- Kallmeyer, W./Schütze, F. (1977): *Zur Konstitution von Kommunikationsschemata. Dargestellt am Beispiel von Erzählungen und Beschreibungen*. In: Wegner, D. (Hrsg.): *Gesprächsanalysen*, Hamburg, S. 159-274.

- Reim, T. (1994): Die Weiterbildung zum Sozialtherapeutenberuf. Bedeutsamkeit und Folgen für Biographie, professionelle Identität und Berufspraxis. Dissertation (Dr. rer.pol.), Fachbereich Sozialwesen, Universität-Gesamthochschule Kassel, Kassel.
- Schütze, F. (1981): Prozessstrukturen des Lebensablaufs. In: Matthes, J. u.a. (Hrsg.): Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive. Nürnberg, S. 67-156.
- Schütze, F. (1983): Biographieforschung und narratives Interview. In: Neue Praxis 13, H. 3, S. 283-293.
- Schütze, F. (1987): Das narrative Interview in Interaktionsfeldstudien. Teil I. Einführung in den Gesamtkurs. Studienbrief der Fernuniversität Hagen. Hagen.
- Schütze, F. (1995): Verlaufskurven des Erleidens als Forschungsgegenstand der interpretativen Soziologie. In: Krüger, H.-H. u.a. (Hrsg.): Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung, Opladen, S. 116-157
- Strauss, A. (1994): Grundlagen qualitativer Sozialforschung. München.
- Treichel, B. (2004): Identitätsarbeit, Sprachbiographien und Mehrsprachigkeit. Autobiographisch-narrativen Interviews mit Walisern zur sprachlichen Figuration von Identität und Gesellschaft. Frankfurt.

Rezensionen

Sandra Tiefel

Sammelrezension zu ausgewählten neueren Publikationen über Praktiken, Methodologien und Anwendungsfelder Qualitativer Sozialforschung

Manfred Lueger: Grundlagen qualitativer Feldforschung. Methodologie – Organisation – Materialanalyse. Wien: Facultas Universitätsverlag 2000, 267 S., ISBN: 3825221482, 19,90 €

Uwe Flick: Triangulation. Eine Einführung. Qualitative Sozialforschung Bd. 12. Wiesbaden: VS-Verlag 2004, 110 S., ISBN: 3810030082, 14,90 €

Jörg Strübing: Grounded Theory. Zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung des Verfahrens der empirisch begründeten Theoriebildung. Qualitative Sozialforschung Bd. 15. Wiesbaden: VS-Verlag, 2004, 106 S., ISBN: 3810039632, 12,90 €

Aglaja Przyborski: Gesprächsanalyse und dokumentarische Methode. Qualitative Auswertung von Gesprächen, Gruppendiskussionen und anderen Diskursen. Wiesbaden: VS-Verlag 2004, 334 S., ISBN: 3531144138, 24,90 €

Die voranschreitende Etablierung qualitativer Methoden in der sozialwissenschaftlichen Forschung kann nicht zuletzt an dem rasanten Anstieg von Publikationen aus diesem Bereich gemessen werden. Der Gemeinsame Verbundkatalog (GVK) aller deutschen Universitätsbibliotheken weist z.B. bei einer schnellen Stichwortsuche ca. 10.000 Veröffentlichungen zu den unterschiedlichsten Themenbereichen qualitativer Sozialforschung aus. Diese Fülle, die einerseits erfreut, fördert andererseits die Unübersichtlichkeit und macht die Literaturrecherche zunehmend zu einem zeit-

aufwendigen Unterfangen. Die folgende Sammelrezension, in der vier Werke aus dem Zeitraum der letzten fünf Jahre vorgestellt werden, repräsentiert dementsprechend auch nur einen kleinen Ausschnitt der Literaturlage. Die Auswahl wurde von den HerausgeberInnen der ZBBS getroffen und orientierte sich an einer möglichst großen Varianz nicht nur in Umfang, sondern auch in Methoden und Methodologien sowie in angestrebten Zielsetzungen und Zielgruppen der Publikationen. Trotz der Heterogenität fällt bei der Auswahl der rezensierten Werke auf, dass keines „nur“ die Dokumentation eines Forschungsprojektes darstellt, sondern alle sich der Reflexion und Weiterentwicklung qualitativer Sozialforschung verschrieben haben. Dies aber auf unterschiedliche Weise:

Zwei Bände, die „Grundlagen qualitativer Feldforschung“ von Lueger und „Triangulation. Eine Einführung“ von Flick, verstehen sich als Einführungsbände und wenden sich vor allem an NachwuchswissenschaftlerInnen oder Lehrende im Bereich der qualitativen Forschung. Beide Werke sind Sekundärliteratur, zeichnen etablierte Positionen theoretisch nach und präsentieren idealtypisches Forschungsvorgehen beispielhaft an ausgewähltem empirischem Material. Da beide Autoren grundsätzliche Forschungsstandards herausarbeiten und damit qualitative Methoden lehr- und lernbar machen wollen, beginne ich die Sammelrezension mit diesen Grundlagenwerken.

Daran anschließend stelle ich zwei weitere Bücher vor, die sich explizit der konstruktiven Kritik und damit der Weiterentwicklungen bekannter Methoden und Methodologien verschrieben haben. Strübing rekonstruiert die epistemologischen Fundierungen der Grounded Theory und trägt damit nachhaltig zu der Präzisierung dieser Methodologie bei. Aglaja Przyborski entwickelt die Dokumentarische Methode auf der Grundlage extensiver Materialauslegung weiter und ergänzt das Konzept Bohnsacks durch eine Typologie von Dis-

kursmodi. Diese Modi der Organisation von Gesprächen, Gruppendiskussionen und anderen Diskursen können in nachfolgenden Studien die Analysearbeit als Heuristik befruchten. Zudem versteht die Autorin ihre Studie auch als Lehrbuch, das sowohl die Standards der Methode vertritt als auch eine reflektiert gelenkte methodische Modifikation und Erweiterung in der Forschungspraxis propagiert.

Bei der Darstellung der einzelnen Bücher habe ich mich wiederkehrend an folgenden Aspekten orientiert: Zielsetzung und Funktion, Aufbau und Inhalt sowie Kritik und mögliche Zielgruppe.

Manfred Lueger legt mit seinem Buch *Grundlagen qualitativer Feldforschung* eine soziologisch orientierte Einführung zur Analyse sozialer Phänomene und Prozesse vor, die explizit nicht als Methodenmanual angelegt ist, sondern die die Logik und Verfahrensorganisation interpretativer Sozialforschung in den Fokus des Interesses stellt. Seine Ausführungen und Beispiele beziehen sich dementsprechend vor allem auf die Herausforderungen der Organisation von Feldforschungsaktivitäten und sollen dazu anregen, Erhebungs- und Analyseverfahren flexibel an Fragestellungen, Rahmenbedingungen und Ressourcen anzupassen ohne beliebig zu werden. Interpretative Feldforschung sei ein kreativer Prozess des Experimentierens mit Wissen und Erfahrungen, selbst eingebettet in die Gestaltungsprozesse der untersuchten Lebenswelten und Milieus, und müsse nach Lueger folglich durch drei Grundprinzipien, gekennzeichnet sein: a) Reflexion der wissenschaftlichen Tätigkeit, b) Gestaltung eines produktiven Forschungsklimas und c) theoriegenerierende Rekonstruktion des empirisch vorfindbaren Sinns und der Art der Herstellung des (beobachteten) sozialen Lebens (S. 11f.). Dass diese Arbeit in Teams und Interpretationsgruppen geleistet werden soll, setzt Lueger dabei als grundlegend voraus.

Alle Kapitel des Buches zielen im Kern auf die Verankerung der o.g. drei Grundprinzipien als Forschungsleitlinien. Zunächst widmet sich Lueger der Methodologie qualitativer Sozialforschung, wobei er sieben Grundlagen nennt, die er folgend zu drei Maximen verbunden mit forschungspraktischen Forderungen verdichtet. In-

dem er Standards qualitativer Forschung ebenso wie alternative „Wenn-dann-Szenarien“ entwirft, gelingt es ihm m.E. die mit der Offenheit qualitativer Forschung einhergehenden Unsicherheiten konstruktiv einzufangen. Forschende werden so nicht nur zur wiederkehrenden Reflexion sowie zur aktiven und kreativen Gestaltung ihres Forschungsvorgehens aufgefordert, sondern ihnen werden zudem denkbare Perspektiven und Möglichkeitsräume aufgezeigt. Das Gemeinsame dieser systematischen Auflistung ist durch die wissenschaftliche Verortung gegeben: Lueger orientiert sich an Erkenntnistheorien des Konstruktivismus sowie der verstehenden und interpretativen Soziologie und fasst infolgedessen Wirklichkeit als soziales Konstrukt, dem individuelle wie kollektive Sinnkonstitutionen eigen sind und in kommunikativen Prozessen immer wieder neu hergestellt werden. Qualitative Forschung müsse sich selbst als Teil dieser Wirklichkeitskonstruktionen verstehen, dabei aber das im Feld vorfindliche Handlungswissen durch ein methodisch geleitetes Interpretationswissen ergänzen und systematisieren.

In dem anschließenden Kapitel 3 greift Lueger die methodologischen Prämissen ebenso wie die zuvor genannten Grundprinzipien wieder auf und entwickelt daraus „Elemente der Organisierung von Feldforschung“. Ebenso wie im Methodologiekapitel nennt er zunächst Grundannahmen und entwickelt daran unabhängig von Forschungsfragen und -methoden forschungspraktische Empfehlungen, die er als „Basis-komponenten qualitativer Feldforschung“ (S. 71) bezeichnet. Da qualitative Forschung ihre Fragestellungen und Perspektiven erst während des Forschungsprozesses herausarbeitet und präzisiert, sei die Planung des Forschungsvorgehens in Abhängigkeit vom Erkenntnisgewinn und den Materialsorten beständig zu modifizieren. Daraus ergebe sich ein zyklisches Design, in dem Planung, Orientierung, Feldphase und Ergebnisdarstellung immer wieder neu aufeinander bezogen werden bis sich das untersuchte Phänomen (Was wird untersucht?) ebenso wie die Forschungsperspektive darauf (Wie wird es untersucht?) konkretisiert. Die von Lueger aufgeführten Basiskomponenten stehen in engem Zusammenhang mit dieser

Zirkularität des Forschens und werden von ihm unter den Überschriften „Reflexion als periodische Forschungsorganisation“, „Interpretationskomponenten“ und „Zwischenbilanzen“ detailliert beschrieben. Diese Trennung des Forschungsprozesses in unterschiedliche Basiskomponenten zielt vor allem darauf, Strategien zu entwickeln, um Phasen der Vertiefung im Feld bzw. im Material mit solchen des analytischen Abstands abzuwechseln. Seine Vorschläge können hierbei sowohl als Handlungsanweisungen als auch als Reflexionshilfen verstanden werden. Da sie nicht mit Beispielen aus Forschungsprojekten untermauert werden, wirken sie zeitweilig trotz Relativierungen zu apodiktisch.

Mit Kapitel 3.3 „Das Material der Feldforschung“ leitet Lueger seine daran schließenden Ausführungen über vier ausgewählte Analysemethoden der Feldforschung ein: LeserInnen, die hier Anleitungen für das methodische Erhebungs- und Auswertungsvorgehen erwarten, werden enttäuscht. Lueger orientiert sich auch bei der Vorstellung der Methoden an den zu Beginn genannten Grundprinzipien qualitativer Forschung: Beispielweise betont er in die zentralen Charakteristika des Beobachtungsprozesses (S. 102f), um daran anschließend verschiedene Strategien zur Differenzsetzung beim Beobachten und bei der Analyse von Beobachtungsprotokollen zu erörtern. Sein Ziel besteht hier wie schon zuvor in der Systematisierung von Perspektivenwechseln und das Kapitel endet vergleichbar der vorangegangenen Kapitel mit definierten Basiskomponenten zur Analyse von Beobachtungsmaterial, die die Reflexion des Forschungsprozesses und des Materials in den Vordergrund stellen, Hinweise zur Gestaltung des Forschungsklimas geben und die Möglichkeiten und Grenzen der empiriebasierten Theoriebildung durch Beobachtung thematisierten.

Auch die Artefakteanalyse (Kap. 5), die Sprachprotokollanalyse (Kap. 6) und die Strukturdatenanalyse (Kap. 7) werden in gleicher Weise erörtert: Einer allgemeinen Einführung, welches Material mit der jeweiligen Methode generiert wird, folgt die Diskussion, welche Funktionen dieses Material bei der Analyse sozialer Phänomene und Prozesse erfüllen kann und wo ForscherInnen damit an Grenzen stoßen. Werden Analyse- und Auswertungsschritte

genannt, orientiert sich Lueger fast ausschließlich an der Objektiven Hermeneutik Oevermanns.

Positiv wird auch schon im Klappentext angemerkt, dass Lueger sich mit der Artefakteanalyse und der Strukturdatenanalyse zwei Stiefkindern der qualitativen Forschung annimmt. Besonders mit der Betonung von Artefakten als materialisierten Produkten menschlichen Handelns hebt Lueger die Bedeutung nichtsprachlicher Materialien zur Rekonstruktion von sozialen Sinnkonstitutionen und Prozessen hervor. Bedauerlicherweise empfiehlt er aber für die Analyse die Transformation der Wahrnehmung in einen sprachlichen Text und vergibt damit das Besondere der Artefakte – eben das Nichtsprachlich-Bildhafte. Trotzdem bietet Lueger hier vor allem durch die Auswahl von Fotomaterial als Artefakte mehrdimensionale Einblicke, durch welche Funktionen Photographien (Produktion, Gebrauchsweise und Abbildungsfunktion) sprachliche Materialien ergänzen können. Aber auch hier gilt: Lueger listet auf, was bei Fotos analysiert werden kann, nicht aber wie. Ähnlich ist es bei der Strukturdatenanalyse, es geht Lueger um die systematische Erweiterung der Forschungs- und Analyseperspektiven durch das Hinzuziehen differenter Materials, nicht um die Methodenlehre.

Lueger legt mit seinem Buch eine systematische Reflexion über die Organisation qualitativer Feldforschungsdesigns vor, benennt unterschiedliche zirkuläre bzw. periodisch wiederkehrende Basiskomponenten im Prozess des qualitativen Forschens und thematisiert die Funktionen differenter Materialien für den Erkenntnisprozess. Sein Fokus zielt dabei auf die Rekonstruktion der Gestaltungsprozesse von Milieus und Lebenswelten. Subjektive Äußerungen oder Artefakte werden von ihm dementsprechend ‚nur‘ in ihrem Bedeutungsgehalt für soziales Handeln und soziale Strukturen nicht aber als Objektivierungen individueller Prozesse (z.B. Lernen und Bildung) gesehen. ForscherInnen, die ein Feldforschungsprojekt planen und unsicher sind, welche Bedeutungen, Kontexte und Methoden sie berücksichtigen sollten, erhalten mit Luegers Buch eine methodologisch systematisierte Hilfe zur Forschungsorganisation und -reflexion,

eine Einführung zum methodischen Vorgehen erhalten Sie mit diesem Buch nicht.

Der zweite Einführungsband wird von Uwe Flick vorgelegt. Das Buch unterscheidet sich aber insofern von dem Luegers, dass nicht eine Methode durchdekliniert wird, sondern die methodischen und methodologischen Prinzipien bei der Verknüpfung von unterschiedlichen Forschungsverfahren und -perspektiven behandelt werden.

Mit dem 12. Band der von Ralf Bohnsack, Christian Lüders und Jo Reichertz im VS-Verlag herausgegebenen Reihe „Qualitative Sozialforschung, Praktiken, Methodologien und Anwendungsfelder“ legt Uwe Flick meines Wissens die erste deutschsprachige Monographie zu dem Themenkomplex Triangulation in der qualitativen Sozialforschung vor. Er gibt in diesem 100seitigen Band einen sehr detaillierten Überblick über theoretische Grundlagen und methodische Verfahren sowie forschungspraktische Hinweise zur Realisierung von Triangulationsstudien. Zentral ist Flick dabei, Triangulation als Erweiterung von Forschungsperspektiven und Erkenntnismöglichkeiten und explizit nicht als wechselseitige Kontrolle oder gar Validierung verschiedener Ergebnisse zu definieren. In allen Kapiteln wird zudem deutlich, dass die Kombination verschiedener Methoden(-zugänge), ForscherInnen oder Daten ihre Vorteile zur Beschreibung und Analyse der untersuchten Gegenstände nur entwickeln kann, wenn es zum einen eine sehr gründliche Forschungsplanung und -durchführung der Triangulationsmöglichkeiten gibt und zweitens auch die Ressourcen für diese sehr aufwendige Datenerhebung und -auswertung vorhanden sind. Flick stellt ForscherInnen mit seiner differenzierten und fundierten Einführung in die Triangulation also gleichermaßen eine Entscheidungshilfe *für* oder in vielen Fällen auch besser *gegen* dieses komplexe Forschungsvorgehen zur Verfügung.

Obwohl Flick den Band mit dem Zusatz „eine Einführung“ betitelt, setzt er sich hier detailliert nicht nur mit der Geschichte und Theorie der Triangulation (Kap. 2) auseinander, sondern expliziert ebenso differenziert verschiedene Triangulations-

formate (Methodentriangulation (Kap. 3), Triangulation in der Ethnographie (Kap.4) und Triangulation quantitativer und qualitativer Methoden (Kap. 5) bevor er sein Buch mit Kapitel 6 zur Planung und Durchführung einer Triangulationsstudie beendet. Jedes Kapitel wird mit Begriffsdefinitionen eingeführt und endet mit einem zusammenfassenden Fazit. Zudem werden die einzelnen Unterkapitel mit Beispielen aus aktuellen und abgeschlossenen Forschungsprojekten untermauert, so dass auf jeweils etwa 20 Seiten ein komplexer Gegenstand umfassend und detailreich expliziert wird. Während Kapitel 2 und 3 alle an qualitativer Forschung Interessierte ansprechen und eine Basis für die weitere Lektüre darstellen, sind Kapitel 4, 5 und 6 Präzisierungen für spezielle Themenkomplexe, die vor allem Forschende mit ausgewählten Forschungsfragen ansprechen werden.

In Kapitel 2, Geschichte und Theorie der Triangulation, setzt Flick sich insbesondere mit dem in vielen Triangulationsstudien rezipierten Werk „The Research Act“ (1970/1989) von Norman Denzin und dessen Ausführungen zur Triangulation sowie den nachfolgenden kritischen Diskursen auseinander. Sein Hauptaugenmerk liegt dabei auf der theoretisch und forschungspraktisch erprobten Grundlegung der Systematischen Perspektiven-Triangulation, deren methodische Umsetzung in Kapitel 3 und 4 vertieft dargelegt wird.

In Kapitel 3 differenziert Flick verschiedene Wege der Methodentriangulation: die Triangulation innerhalb einer Methode und die Triangulation verschiedener eigenständiger Methoden. Anhand von episodischen Interviews verdeutlicht Flick zuerst die methodeninterne Triangulation, die auf die Generierung und Analyse verschiedener Datensorten mit Hilfe einer Methode – hier episodisches Interview – zielt. Deutlich sollte dabei werden, dass es vor allem um die systematische Reflexion der im Material vorfindlichen Perspektiven geht. Die Methoden-Triangulation erläutert Flick ebenso an konkreten Forschungsbeispielen, zunächst an einer von ihm durchgeführten Studie zum Vertrauen in Beratungsprozessen. Er hat hierbei einerseits subjektive Theorien der Beratern über leitfadengestützte Interviews

und andererseits interaktionistische Prozesse der Vertrauensbildung in der Beratung anhand der Transkription von Erstgesprächen generiert. Flick betont, dass diese Form der Methodentriangulation nur Verwendung finden soll, wenn „der erwartbare Erkenntnisgewinn systematisch erweitert ist gegenüber der der Einzelmethode“ (Flick 2004, S. 49).

Mit Kapitel 4 versucht Flick die Triangulation in der Ethnographie, in der die Kombination von Methoden und Datensorten in der Forschungspraxis eine lange Tradition hat, auch methodologisch rückzubetten und damit methodische Reflexionen und systematische Planungen von Triangulationen zu ermöglichen. Wiederum zeigt Flick an einem konkreten Forschungsbeispiel zu Vergemeinschaftungsprozessen im Sport die Triangulation von Beobachtungs- und Befragungsmethoden sowie den damit verbundenen Erkenntnisgewinn auf. Trotzdem ist dieses Kapitel weniger eine methodische Handreichung als eine methodologische Reflexion, die die Defizite expliziter Triangulation in der Ethnographie aufzeigen und helfen will, diese schon in der Forschungsplanung zu beheben.

Mit Emphase widmet sich Flick in Kapitel 5 der Triangulation quantitativer und qualitativer Methoden, in dem er die seit einigen Jahren zu beobachtende Aufhebung der strikten Trennung zwischen quantitativen und qualitativen Verfahren weiter vorantreiben will. Dementsprechend rekapituliert er verschiedene Forschungen, die sich mit der Verbindung dieser beiden Forschungslogiken annehmen, im englischsprachigen Raum ist dabei z.B. Alan Bryman zu nennen. In Deutschland haben sich Udo Kelle und Susann Kluge mit der Triangulation quantitativer und qualitativer Methoden beschäftigt. Insgesamt lassen sich zum einen verschiedene Typen der Verknüpfung benennen: Parallele oder serielle Verbindungen, Mixed-methodology designs, Integrierte Längsschnittstudien etc. Zum anderen lassen sich die Verknüpfung von quantitativen und qualitativen Designs über die Methoden, die Daten oder die Ergebnisse vollziehen. Jede diese Verbindungen bedarf unterschiedlicher Zugänge und Ressourcen. Zur Verdeutlichung stellt Flick im Abschluss an diese Systema-

tisierung Beispiele der Triangulation qualitativer und quantitativer Forschung dar und benennt Chancen sowie Problembereiche.

Das Kapitel 6 ist als Hilfestellung zur Planung und Durchführung von Triangulationsstudien konzipiert, bezieht sich noch einmal auf Studien, die im Buch an verschiedenen Stellen beispielhaft vorgestellt wurden und diskutiert bekannte Probleme der Anwendung sowie mögliche Lösungswege zu den wichtigsten Planungsphasen in einem Forschungsprojekt: Zugang, Design, Sampling, Datensammlung und -interpretation sowie Darstellung. In einem Exkurs geht Flick zudem noch auf die Verwendung von Computergestützten Auswertungsprogrammen bei Triangulationsstudien ein.

Die Fragen und Probleme, die Flick im Kontext von Triangulationsstudien aufwirft, sind m.E. generell für qualitative Studien gültig und bieten Hinweise auch für die Planung von Forschungsprojekten, die sich nach sachlicher Abwägung ihrer Erkenntnisinteressen und Ressourcen gegen Triangulation entscheiden.

Flick möchte zu einer „reflektierten Anwendung der Triangulation in der qualitativen Forschung und in der Verbindung qualitativer und quantitativer Forschung“ (S. 10) anregen und schafft zugleich eine fundierte Literaturlage, um dem leichtfertigen Gebrauch des Begriffs Triangulation in qualitativen Studien einen Riegel vorzuschieben. Insbesondere die vielen Beispiele sind für AnfängerInnen und SpezialistInnen qualitativer Forschung gleichermaßen anregend und instruierend.

Ihm gelingt ein vertiefter Einblick in die Logik und die Erkenntnispotentiale von Triangulationsstudien und er macht gleichzeitig deutlich, dass die Entscheidung dafür nicht im Zuge von Modetrends in der Forschung, sondern in der Sache begründet sein muss, abgesichert durch Ressourcen und auf Perspektivenerweiterung zielend. Viele Fragestellungen bedürfen keiner Triangulation. Dies gilt es zu prüfen. Hierfür kann Flicks Buch eine gute Hilfe sein.

Einen weiteren, genauer gesagt den 15. Band der Reihe „Qualitative Sozialforschung, Praktiken, Methodologien und Anwendungsfelder“ hat Jörg Strübing über die methodologische Grundlegung der

Grounded Theory verfasst. Er legt damit eine Publikation vor, die sich an Spezialisten qualitativer Forschung wendet, auf Defizite aufmerksam macht und neue Positionen herausarbeitet, um die methodologischen Diskurse zu befruchten und einen Beitrag für die Sicherung der Güte qualitativer Forschung zu leisten.

Strübing geht es in seinem Band zur Grounded Theory explizit nicht um die Darstellung und Vermittlung von einzelnen Analyseschritten bei der Kodierung als Methode des ständigen Vergleichens, sondern um die „sozialtheoretische und epistemologische Fundierung“ dieses Verfahrens. Er kritisiert, dass qualitativ Forschende sich in den letzten Jahren dem „Gütesiegel grounded theory“ (S. 7) all zu schnell und damit fast inflationär bedient hätten, ohne sich die methodologischen Prämissen und Grundannahmen zu Eigen zu machen. Diese unzulängliche methodologische Rezeption sei laut Strübing aber auch auf die fehlende Explizierung der forschungstheoretischen Grundlegungen und sehr allgemeinen Verortung in der Soziologie durch Glaser und Strauss zurückzuführen. Zudem würden auch die späteren Differenzen zwischen den beiden Begründern, die faktisch zu der Entwicklung zweier unterschiedlicher Varianten der Grounded Theory geführt haben – die „pragmatistische“ Variante von Strauss und die „empiristische“ von Glaser – eine systematische Aufarbeitung der theoretischen Grundannahmen verlangen. Strübing widmet sich dieser methodologischen Rekonstruktion, indem er eine akribische Reanalyse der vorliegenden Publikationen im deutsch- und englischsprachigen Raum durchführt und seine Ergebnisse auf etwa 100 Seiten in fünf aufeinander aufbauenden Kapiteln zusammenträgt.

Im ersten Kapitel „Was ist Grounded Theory?“ stellt Strübing die zentralen Begriffe sowie Grundzüge des Verfahrens dar. Einführend betont er dabei die insbesondere von Strauss vertretende Ansicht, dass Forschung im dialektischen Sinn als Arbeit zu verstehen sei und sich folglich der untersuchte Gegenstand und die forschenden Akteure im Forschungsprozess wechselseitig beeinflussen. Strübing sieht gerade in dieser Auffassung die Basis für den Verzicht der Formulierung eines rigiden Regelwerks für das

analytische Vorgehen durch Strauss und Glaser, die „die in der grounded theory entwickelten analytischen Verfahren lediglich als Vorschläge verstanden wissen [wollen], aus denen die Forscherinnen vor dem Hintergrund des jeweils konkreten Forschungskontextes eine sachangemessene (...) Forschungspraxis selbst entwickeln müssen“ (S. 17). Diese Freiheit verpflichte die Forschenden aber zugleich zu einer wiederkehrenden Reflexion, inwieweit die eigene Vorgehensweise noch mit der Logik der Grounded Theory übereinstimme. In der Folge erläutert Strübing die zentralen methodischen Vorgänge nicht im Hinblick auf deren praktische Durchführung sondern daraufhin, welche Forschungslogik mit den jeweiligen Forschungsschritten verknüpft ist. Zusammenfassend kann man sagen, dass für Strübing alle Verfahrensschritte vom *Kodieren* über das *Dimensionalisieren*, das *Kodierparadigma*, das theoretische *Sampling* und die theoretische *Sättigung* bis zum Schreiben von *Memos* einander ergänzende Hilfsmittel zur Systematisierung des ständigen Vergleichens von Daten, sensibilisierenden Konzepten, Theorien, Forschungsfeldern, Perspektiven etc. darstellen. Das Ziel dieses in der interaktionistischen Tradition verankerten Vorgehens ist es – in Abhängigkeit von der sich im Forschungsprozess präzisierenden Forschungsfrage – zunächst beschreibende Codes und Konzepte zu generieren, die über das Vergleichen und aufeinander Beziehen nach und nach abstrakter werden. Schließlich sollen mit so genannten Schlüsselkategorien generalisierungsfähige, also vom Material zu abstrahierende Begrifflichkeiten gefunden werden, die die Basis für eine gegenstandsbezogene Theorie über die untersuchten Phänomene darstellen.

In Kapitel 2 widmet sich Strübing zunächst der theoretischen Grundlegung der von ihm als pragmatistische Grounded Theory bezeichneten Variante von Strauss und später Corbin. In seiner Rekonstruktion des klassischen amerikanischen Pragmatismus stützt er sich neben Dewey vor allem auf Peirce und thematisiert deren Wirklichkeitsverständnis, nach dem Realität wie die Theorien darüber in einem stetigen Herstellungsprozess befinden. ForscherInnen, die dieser Annahme, dass Realität einem steten Wandel unterworfen ist, folgen, müssen sich nach Strübing der Veränderbarkeit des zu unter-

suchenden Feldes ebenso bewusst sein, wie der Veränderbarkeit des Forschungsprozesses und damit der Wissensgenerierung. Besonders lesenswert sind hier Strübing's Ausführungen zur Abduktion als forschungsleitende Schlussform der Grounded Theory. Er räumt hier mit dem Irrglauben auf, hypothetisches Schließen wäre die Generierung des Neuen über die Realisierung und sprachliche Fassung von zuvor „nichtbewussten Wahrheiten“. Abduktion sei vielmehr der Schritt, der unwillkürliche und vorsprachliche Wahrnehmungs*inhalte* zumeist unvermittelt zu differenzierten Wahrnehmungs*urteilen* werden lässt und damit vermeintlich „Neues“ in mehr oder weniger bekannte Ordnungen einpasst.

Auch in Kapitel 3 schließt Strübing an die pragmatistisch begründete Vorläufigkeit des Realen an, indem er die Bedeutung theoretischer und empirischer Gehalte für die Entwicklung einer Grounded Theory thematisiert. Er kritisiert dabei Glaser und Strauss, die mit der schematischen Darstellung ihres Konzept-Indikator Modells das Vorurteil nährten, Ergebnisse würden ohne Vorwissen und Theoriebezüge der Forschenden aus dem Feld emergieren. Weder, so Strübing's Ausführungen, gehe es der Grounded Theory ‚nur‘ um eine dichte Beschreibung empirischer Phänomene, noch gelange sie ‚nur‘ über den Weg der Induktion zu ihren Erkenntnissen. Vielmehr strebe eine Grounded Theory nach der Integration von Theorie und Empirie unter einer von den Forschenden aufgrund ihres Vorwissens und ihrer Fachlichkeit gewählten Perspektive. Dass diese Theorien insbesondere von Strauss als vorläufig und provisorisch bezeichnet werden, ist seiner pragmatistischen Verortung geschuldet, die Welt und damit auch Wissenschaft durch Prozessualität und Perspektivität gekennzeichnet sieht.

In Kapitel 4 geht Strübing sehr kurz auf Glaser's Variante der Grounded Theory ein, die er als empiristisch bezeichnet, weil sie vor allem methodentechnische Prinzipien zu Grunde legt. Im Gegensatz zu Strauss zeige sich bei Glaser ein Vertrauen auf das Emergieren von Theorien aus Daten, dass Strübing explizit kritisiert und als weniger fundierte Variante der Grounded Theory nicht weiter behandelt.

Mit Kapitel 5 endet das Buch infolgedessen mit der Bearbeitung der Frage, was die Qualität der Grounded Theory als pragmatistisch begründetes qualitatives Forschungsverfahren ausmacht. Da die quantitativen Gütekriterien Reliabilität, Repräsentativität und Validität nicht auf qualitative Forschung anwendbar seien, plädiert Strübing dafür, Transparenz des Forschungsvorgehens und Forschungsreflexion auf der Basis fundierter Theorien (hier des Pragmatismus) als zentrale Bestandteile der Forschungsqualitätssicherung zu sehen.

Die Lektüre dieses Bandes wird all jenen ForscherInnen Freude bereiten, die in die Methode der Grounded Theory eingeführt sind und sich bei ihrer Forschungsarbeit explizit auf die Publikationen von Strauss und Corbin stützen. Die von Strübing herausgearbeiteten methodologischen Prämissen in Anschluss an eine Reanalyse ausgewählter pragmatistischer Positionen verdeutlichen, was in den Ursprungstexten vorausgesetzt aber oft nur in Andeutungen thematisiert wurde. Er liefert somit eine fundierte theoretische Basis vor allem zu den methodisch gut ausgearbeiteten Publikationen von Strauss und Corbin. Die Darstellung von Glaser's Grounded Theory finde ich hingegen von Beginn an tendenziös abwertend. Da die Kritik an Glaser vor allem durch eine positive Hervorhebung von Strauss gekennzeichnet ist und die fundierte theoretische Rückbettung wie in den vorangegangenen Kapitel vermissen lässt, hätte Strübing sich m.E. leichter getan, sich von vorn herein auf Strauss und Corbin zu konzentrieren.

Nichtsdestotrotz zeigt der Band von Strübing aber vorbildlich die Notwendigkeit, Methoden nicht zu praktisch-technischen Hilfsmitteln zu degradieren, sondern ihre methodologische Einbettung immer mit zu rezipieren. Nur dann bleiben sie auf neue Phänomene anwendbar, oder wie Strübing es formuliert: „Wenn ein methodisches Verfahren die Prozesshaftigkeit und mithin den fortgesetzten Wandel des Sozialen wie der Theorien darüber in den Mittelpunkt seiner methodologischen Überlegungen stellt, dann ist es unweigerlich auch dem Selbstanwendungsproblem unterworfen: Auch Methoden unterliegen einem permanenten Wandel und – hoffentlich – einer Weiterentwicklung“ (S. 92).

Das Buch von Aglaja Przyborski kann als genau solche Weiterentwicklung von Methoden verstanden werden.

Anhand von Bezügen zu Theorien der Gesprächsanalyse (vor allem bezogen auf Mannheim und Bohnsack) und mit Materialbeispielen aus verschiedenen Forschungsprojekten entwickelt die Autorin anhand einer kontrastierenden Typenbildung eine neue formale Analyseebene für Kollektivität, die der „Diskursorganisationsmodi“. Aglaja Przyborski geht es dabei vor allem um die Überwindung einer nach ihrer Ansicht in der mikroanalytischen Sozialforschung vorherrschenden Subjektperspektive mit dem Ziel, die interaktive Inszenierung von Sozialität auf der Basis formaler Organisationsprinzipien generalisierbar zu rekonstruieren. Als Ergebnis präsentiert sie damit eine Erweiterung des methodischen Repertoires der Dokumentarischen Methode.

Neben dieser empirischen Studie stellt das Buch aber auch ein Lehrbuch dar, das überdies als Nachschlagewerk benutzt werden soll. So führt Przyborski zum einen anhand der Rekonstruktion und Reflexion von Analyseschritten aus ausgewählten Studien systematisch in die Praxis der dokumentarischen Gesprächsanalyse nach Bohnsack ein und erarbeitet zudem eine Art Glossar zu zentralen Begriffen, die auch im Inhaltsverzeichnis detailliert aufgeführt und somit schnell zu finden sind.

Der Doppelstruktur des Buches als Dokumentation einer empirischen Studie und als Lehrbuch wird Przyborski zunächst durch zwei einführende Kapitel gerecht. Kapitel 1 „Problemstellungen, Gegenstand und epistemologische Reflexion“ kann als theoretische Rahmung der Studie gelesen werden, die in die zentralen theoretischen sowie methodologischen Diskurse anhand von ausgewählten Schlüsselbegriffen der Dokumentarischen Methode einführt, das Erkenntnisinteresse auf Methodendesiderate zurückführt und Ziel sowie Aufbau der Studie verdeutlicht.

Das Lehrbuch beginnt mit Kapitel 2 „Die Diskursanalyse der dokumentarischen Methode“. Je nach Bedürfnis der LeserInnen können Sie erst hier mit der Lektüre beginnen, um noch einmal kurz in die theoretischen Eckpunkte eingeführt zu werden, um dann die Arbeitsschritte bei

der Gesprächsanalyse sukzessive dokumentiert nachlesen und verstehen zu können. LeserInnen, die sich jedoch mehr für die Studie interessieren und mit der dokumentarischen Methode vertraut sind, können dieses Kapitel überspringen – oder wie es von der Autorin beabsichtigt ist, gezielt bei Begriffen und Methodenschritten nachschlagen ohne chronologisch vorgehen zu müssen. Gerade dieses Glossar macht m.E. den Wert dieses Kapitels aus, da es die zentralen Begriffe der Dokumentarischen Methode methodologisch fundiert, forschungspraktisch rückbettet und zudem auf deren ausführliche Betrachtung im Buch verweist.

Kapitel 3 „Modi der Diskursorganisation“ beruht auf den Ergebnissen der empirischen Studie und stellt mit etwas 200 Seiten den Hauptteil des Buches dar. Die Autorin unterscheidet einführend zwischen inkludierenden und exkludierenden Diskursmodi, die sie im weiteren Verlauf anhand der Kontrastierungen ausgewählter selbstläufiger Gruppendiskussionen ausdifferenziert. Inkludierende Modi der Diskursorganisation seien dabei solche, die das Kollektive und dessen unterschiedlichen Inszenierungsweisen in der Gruppe zum Ausdruck bringen. Bohnsack selbst unterscheidet „parallele“ und „antithetische“ inkludierende Diskursmodi. Przyborski hat noch einen dritten herausgearbeitet, den „univoken“ Diskursmodus.

Die exkludierenden Modi – als „oppositionelle“ und „divergenter“ Modus spezifiziert, repräsentierten differierende oder unvereinbare Orientierungen, die innerhalb eines Kollektivs hervorgebracht werden. Bohnsack und Schäffer hätten den oppositionalen Typ bereits in früheren Studien herausgearbeitet, der divergente Modus ist ein Analyseergebnis der Autorin. Die systematische Beschäftigung mit exkludierenden Diskursmodi, die explizit nicht das Gemeinsame, sondern die Unterschiede betonen, stellt insofern auch ein Novum für die Dokumentarische Methode dar, deren Hauptaugenmerk bislang auf der Rekonstruktion konjunktiver Erfahrungsräume lag. Mit Przyborski verschiebt sich diese Fokussierung hin zur Rekonstruktion der Repräsentationsarten unterschiedlicher und gemeinsamer Erfahrungsräume im Diskurs. Mit dieser Erweiterung,

öffnet die Autorin m.E. der Rekonstruktion des „Subjektivem“ in Diskursen die Tür, was mich als rezensierende Biographieforscherin höchst erfreut. Das Kapitel endet mit einer abstrahierenden Zusammenfassung, in der die am Material herausgearbeiteten Strukturelemente der fünf Diskursmodi komprimiert als typische Merkmale dargelegt werden.

Ohne die einzelnen Herleitungen und Ergebnisse zu den Modi hier referieren zu können, ist anzumerken, dass Przyborski mit ihrer materialgesättigten und methodologisch fundierten Dokumentation ihr Forschungsvorgehen transparent und nachvollziehbar macht. Die herausgearbeiteten Typen der Diskursorganisation können so auch als Heuristik für folgende dokumentarische Analysen herangezogen werden. Wie das möglich ist, diskutiert die Autorin in Kapitel 4 „Modus der Diskursorganisation und Repräsentation von Erfahrungsräumen“. Demnach lassen sich unterschiedliche Formen der Sozialität in Gruppen herausarbeiten: Solche, die konjunktive Erfahrungsräume repräsentieren, welche entweder auf identischen (z.B. identitätsstabilisierenden) oder aber homologen (z.B. geschlechtssozialisierenden) Erfahrungen der Gruppenmitglieder beruhen. Dieselben Gruppen können bei Themenwechsel aber auch ihre Diskursmodi wechseln, da auch in natürlichen Gruppen unterschiedliche biographische Erfahrungen unterschiedliche Erfahrungsräume repräsentieren können. Hier zeigen sich dann im Diskursverlauf neben inkludierenden auch exkludierende Modi. Wobei der oppositionelle Modus „lediglich“ Differenzen in Einstellungen und Haltungen verdeutlicht, zeigen sich im divergierenden Modus nach Przyborski zusätzlich gruppendynamische Spezifika der Machtverteilung.

Die Autorin sieht ihre fünf Diskursmodi als Anreiz, weitere Forschung mit dem Ziel zu betreiben, neben den Organisationsstrukturen in natürlichen Gruppendiskussionen auch solche über Alltagsgespräche, Arbeitsbesprechungen, öffentliche Diskussionen oder Debatten etc. herauszuarbeiten. Sie nennt in ihrem Ausblick in Kapitel 5 „Forschungsperspektiven“ verschiedene Forschungsfelder, in denen sie weitere Diskursmodi vermutet und animiert auf diese Weise zu einer kritisch konstruktiven Auseinandersetzung mit ihren Ergebnissen.

Der gleichzeitig als Studie und Lehrbuch bezeichnete Band besticht durch einen reflektierten Aufbau und eine übersichtliche Struktur. So werden schon mit dem Inhaltsverzeichnis die von Przyborski gesetzten Relevanzen deutlich und aufgrund von präzisen Einführungen und Zusammenfassungen zu jedem Kapitel regt die Lektüre zu Reflexionen und eigenen Positionierungen an. Die Lehrinheiten sind durch detaillierte Darstellung von Gesprächstranskripten und Analyseschritten gekennzeichnet und können gut in der Lehre qualitativer Forschung eingesetzt werden, vermitteln aber auch dem forschenden Nachwuchs in der Selbstlektüre einen differenzierten und nachvollziehbaren Einblick in die Forschungspraxis.

Der empirische Teil besticht durch seine Transparenz und Reflexivität. Er bietet sowohl ForschungsanfängerInnen wie Profis methodische Grundlagen und Vertiefungen der Dokumentarischen Gesprächsanalyse inspirierend dar und überzeugt durch die Materialfülle und -nähe ohne nur beschreibend zu sein.

Die gewählte Verbindung von Studie und Lehrbuch stellt für mich eine neue Form der Ergebnispräsentation qualitativer Forschung dar, die die immer wieder neu zu findende Balance zwischen Offenheit und Standards empirischer Arbeiten kreativ vermittelt und zu reflektierten Modifikationen etablierter Methoden (nur) auf das Basis fundierter Methodenkenntnisse und Forschungspraxis einlädt.

Detlef Garz

Bohnsack, Ralf/Marotzki, Winfried/Meuser, Michael (Hrsg.): Hauptbegriffe Qualitativer Sozialforschung. (UTB 8226)
Opladen: Leske + Budrich 2003, 203 S., ISBN: 3825282260, 17,90 €

Nicht nur die Herausgabe eines Buches über ‚Hauptbegriffe qualitativer Sozialforschung‘, auch dessen Besprechung ist ein schwieriges Geschäft, da Sammelbände notwendigerweise heterogen sind, und es beides zu berücksichtigen gilt: Die einzelnen Beiträge wie die Gesamtgestalt des Werkes. Eingedenk dieser Schwierigkeit habe ich mich dafür entschieden, einige einfache Fragen an die Veröffentlichung insgesamt heranzutragen: 1. Was gefällt? 2. Was fehlt? 3. Was ist interessant? 4. Was stört?

1. Was gefällt? Um es gleich zu Beginn zu sagen, die Gesamtaufgabe ist sowohl den Herausgebern als auch den Verfassern überwiegend gut gelungen. Trotz der Unvermeidlichkeit des Zusammenführens einer Vielzahl von Autoren aus unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen und trotz der damit einhergehenden differierenden Traditionen und unterschiedlichen kommunikativen Stile liegt ein Buch vor, das auf etwa 200 Seiten in annähernd 70 Artikeln, deren Umfang zwischen einer und sechs Seiten liegt, die zentralen Aspekte qualitativer Sozialforschung sehr angemessen und nachvollziehbar beleuchtet, so dass sowohl Studierende, die sich in die Thematik einfinden wollen, als auch Fortgeschrittene und Praktiker, die sich für einzelne Aspekte interessieren, mit diesem Buch arbeiten können. – Hilfreich ist auch die Vorkehrung, dass jene Begriffe, die im Band nicht erläutert werden, die jedoch in den Kontext der qualitativen Sozialforschung gehören, alphabetisch fortlaufend eingeführt und mit Verweisen, die wiederum den Zugriff auf einen oder mehrere Hauptbegriffe ermöglichen, versehen wurden.

Eine gründliche Analyse des Buches verdeutlicht, ohne dass diese Strukturierung von den Herausgebern explizit gemacht wird, die drei Ebenen, auf denen qualitative Forschung ihren Niederschlag

findet und gibt Hinweise auf deren Verteilung. Es lassen sich unterscheiden:

- Die metatheoretische Ebene der Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie mit ca. 20 Beiträgen;
- Die Ebene der Theorie(-bildung) mit knapp 20 Beiträgen und last but not least
- Die Ebene der Methoden selbst mit den drei ‚sich aufgrund des Gegenstands empfehlenden‘ Schwerpunkten a) auf der Erhebung der Daten (ca. 8 Beiträge), b) ihrem ‚Festhalten‘, d.h. in der Regel der Transkription (1 Beitrag), und c) der Auswertung (ca. 15 Beiträge) – ergänzt um bestimmte, in diesen Kontext gehörende Begriffe (ca. 9 Beiträge).

Anhand dieser Einteilung lässt sich erkennen, welche Stärke und auch Komplexität die deutschsprachige qualitative (bzw. interpretative, verstehende, hermeneutische oder rekonstruktive) Sozialforschung seit ihrem Beginn etwa Mitte der 1970er Jahre gewonnen hat. Bis auf den Beitrag zur Grounded Theory, also einem aus den USA stammenden Ansatz, der aufgrund seiner derzeitigen Rezeption und dem Einsatz in der Forschung seinen berechtigten Platz in den ‚Hauptbegriffen‘ findet, referieren und diskutieren die übrigen Artikel theoretische Konzepte, die im deutschsprachigen Raum entwickelt bzw. weiter entwickelt wurden. Selbst Begriffe wie etwa Abduktion, Chicagoer Schule, Ethnografie, Interpretatives Paradigma, Pragmatismus oder Symbolischer Interaktionismus, die einer angelsächsischen Tradition entstammen, bilden zwar den historischen Ausgangspunkt oder Hintergrund vieler Überlegungen, sind aber in den rezenten deutschsprachigen Arbeiten in aller Regel nicht nur aufgenommen, sondern auch produktiv weiterverarbeitet worden.

Ein weiterer für mich bedeutsamer Unterschied zu vielen in Nordamerika entwickelten Überlegungen lässt sich benennen: Im vorliegenden Band wird sehr viel Wert auf die Darstellung unterschiedlicher Auswertungsverfahren gelegt, während dieser Arbeitsschritt im angelsächsischen Raum eher vernachlässigt wird bzw. den Forschern zur ‚eigenen Gestaltung‘ überlassen bleibt. Darüber hinaus ist es aus meiner, in dieser Hinsicht sicher sehr subjektiven Perspektive zu loben, dass die Herausgeber postmoderne Erörterungen nicht zu den Hauptbegriffen

qualitativer Sozialforschung zählen und sich mit dieser Entscheidung ebenfalls positiv von vielen nordamerikanischen Veröffentlichungen abheben.

2. Was fehlt? a) Zunächst und zentral: Eine Vorgabe an die Autoren (zumindest) der Hauptartikel. Eine einheitliche Gliederung (oder zumindest ein verwandter Aufbau) der im Zentrum stehenden Begriffe hätte m.E. geholfen, deren Verständnis, das ja auch durch den Vergleich hergestellt wird, zu erleichtern. So hätte ich mir vor allem bei der Darstellung der zentralen Forschungsansätze gewünscht, dass durchgehend und nicht nur gelegentlich Fragen der Rezeption wie der Kritik aufgenommen worden wären.

b) Sicherlich müssen kluge Auswahlen im Hinblick auf die in den Band aufzunehmenden Begriffe getroffen werden, will man nicht eher zur Unübersichtlichkeit als zur Aufklärung beizutragen. Dennoch vermisse ich als unverzichtbar zumindest einen eigenständigen Artikel über den Regelbegriff (wird nur beim Begriff Interaktion erwähnt) bzw. auch über das Konzept der Regelgeleitetheit, evtl. auch über das klinische Interview. Schließlich fehlt eine in sich abgeschlossene Behandlung des Konzepts der Wissenssoziologie, was mich zu meinem nächsten Punkt führt.

3. Was ist interessant? Aus der ‚von außen kommenden‘ wissenschaftssoziologischen Perspektive eines Beobachters ist es interessant festzustellen und darauf aufmerksam zu machen, dass in einem Überblicksband natürlich nicht nur Begriffe vorgestellt und erläutert werden, sondern dass es immer auch darum geht, Positionen im wissenschaftlichen Feld auf- bzw. auszubauen oder doch zu verteidigen, d.h. Wissenschaftspolitik zu treiben. Nicht umsonst hat Thomas Kuhn auf den paradigmengestaltenden Charakter von Lehrbüchern hingewiesen. So lässt sich beispielsweise die Frage stellen, ab wann ein Begriff zu den Hauptbegriffen qualitativer Sozialforschung gehört. Diese Schwierigkeit kann am Beispiel der Behandlung des Begriffs Wissenssoziologie besonders gut verdeutlicht werden, den innerhalb des Bandes zwei Richtungen für sich beanspruchen: Zum einen die sich als praxeologisch bezeichnende Richtung, zum anderen die hermeneutische Wissenssoziologie. Es hätte nun nahe gelegen, den Begriff der Wissenssoziologie, der ja unabhängig von beiden Richtungen und

diesen zeitlich vorausgehend Bestand hat, zu explizieren und erst im Anschluss daran die beiden neuen Richtungen vorzustellen. Dazu ist es nicht gekommen. Indem sich nun beide Richtungen als quasi eigenständig präsentieren, versprechen sie vermutlich mehr, als sie derzeit leisten können – beim Konzept der hermeneutischen Wissenssoziologie wird dies allerdings auch durch den Zusatz ‚in der Entwicklung begriffen‘ anerkannt (S. 85).

4. Was stört? Es stört, dass nicht alle Autoren der Versuchung widerstehen konnten, den je eigenen Forschungsansatz als den (zumindest) vorläufigen Endpunkt qualitativer bzw. rekonstruktiver Sozialforschung darzustellen. So findet sich beispielsweise in den Artikeln zur ‚Bildinterpretation‘, zur ‚Dokumentarischen Methode‘ und zur ‚Typenbildung‘ eine ‚Überbietungshaltung‘ gegenüber anderen Ansätzen, die m.E. den Intentionen eines Überblicksbandes zuwiderläuft. Dieser Hinweis soll nicht gegen eine argumentative Auseinandersetzung im Hinblick auf die Stärken und Schwächen der jeweiligen Ansätze sprechen. Ganz im Gegenteil. Allein der Ort scheint mir falsch gewählt.

Susan Bittkau-Schmidt

Udo Thiedeke (Hrsg.): Virtuelle Gruppen. Charakteristika und Problemdimensionen. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag GmbH 2000, 451 S., ISBN 353113372, 44, 90 €

Medial vermittelte Kommunikation ist ein grundlegendes Merkmal moderner, arbeitsteiliger Gesellschaften. Sie stellt nicht nur eine Rationalisierung der interpersonalen Kommunikation dar, sondern erweitert darüber hinaus den primären Erfahrungshorizont um Bereiche, die außerhalb des individuellen Erlebens- und Wahrnehmungsbereiches liegen. Somit bildet die Nutzung neuer Medien eine Plattform zur Konstruktion neuer Identitäten und Lebensweisen. Dass das Internet zunehmend als Medium für soziale Interaktionen genutzt wird, ist unumstritten. Für die schnell wachsende Anzahl der Nutzer rücken dabei immer mehr das individuelle

Interesse und der zielgerichtete Kontakt zu Gleichinteressierten in den Vordergrund. Aus dieser Perspektive lassen sich somit folgende Fragen explizieren: Wenn sich Individuen im virtuellen Raum treffen, um Informationen auszutauschen, zu kommunizieren, virtuelle Identitäten zu kreieren, bilden sie dann bereits eine soziale Gruppe und welche spezifischen Qualitätsunterschiede unterscheiden dann diese virtuellen Gruppen von den realweltlichen? *Udo Thiedeke* versammelt in seinem Werk AutorInnen, die sich sowohl definitorisch mit den Begrifflichkeiten einer virtuellen sozialen Gruppe auseinandersetzen, als sich auch auf einer empirischen Ebene diesen Phänomenen annähern. Im ersten Teil des Buches werden soziale und technische Charakteristika virtueller Gruppen thematisiert, um im anschließenden zweiten Teil Problemdimensionen der sozialen Motivation, Stabilität und Normativität virtueller Gruppen aufzuzeigen. In seinen einführenden Überlegungen weist Thiedeke daraufhin, dass im deutschsprachigen Raum der Begriff der Gemeinschaft äußerst uneinheitlich verwendet wird. Übernommen aus der angelsächsischen Literatur wird der Begriff der „community“ meist ohne eine weitere Hinterfragung der kulturellen Grundlagen als „Gemeinschaft“ übersetzt. Somit widmet er sich im ersten Beitrag des Buches selbst dieser Thematik und charakterisiert in einer ersten Annäherung an diese Problematik virtuelle Interaktionen durch Anonymität, Selbstentgrenzung, Interaktivität und Optionalität. Grundsätzlich entzieht sich Thiedeke eher einer definitorischen Zuschreibung, was unter einer virtuellen Gemeinschaft verstanden kann. Gleichzeitig verdeutlicht er in seinem Artikel, unter welchen Bedingungen ein Zusammentreffen verschiedener Individuen eine virtuelle Gruppe entstehen lassen können. Anknüpfend an die Überlegungen von Thiedeke an versucht sich *Andreas Brill* an einer präziseren Begriffsbestimmung der virtuellen Gemeinschaft. Seiner Ansicht nach ist die virtuelle Gemeinschaft eine soziale Bewegung, die eine Ideenwelt derselben als idealisierte Beschreibung gesellschaftlicher Zukunft produziert. *Ute Hoffmann* erweitert die eingangs von Thiedeke formulierten Charakteristika virtueller Beziehungen

um den Terminus Technizität. Diese beleuchtet die Autorin unter zwei Aspekten. Sie skizziert einerseits die Anatomie eines Usenet-Artikels am Beispiel verschiedener Formate, um anschließend den Fragen nach der Bildung virtueller Gruppen im Usenet und möglicher charakteristischer Muster sozio-technischer Ordnung nachzugehen. (Das Usenet ist, so die Autorin, ein Overlay-Netz, welches auf der technischen Infrastruktur bestehender Computernetze aufbaut.)

Dollhausen und *Wehner* stellen sich in ihrem Beitrag die Frage, wie technische Medien in den soziologischen Beschreibungen des Sozialen auftauchen respektive wie der Zusammenhang zwischen technischen Medien und Sozialität soziologisch präzisiert werden kann. Ihr Ansatzpunkt zur Bearbeitung dieser Fragestellung ist die Diskussion über den Wandel sozialer Integration. Hierbei betrachten die AutorInnen die Rolle elektronischer Computernetze im Prozess der Endtraditionalisierung und Individualisierung. In ihrem Argumentationskontext suchen sie nach einer Verbindung des Topos gesellschaftlichen Strukturzerfalls und der damit einhergehenden Freisetzung individueller Akteure mit dem Topos der Strukturbildung und Reintegration von Alltagsakteuren. *Dollhausen* und *Wehner* versuchen zu zeigen, dass Computernetze nicht der Ort sind, um vertraute Konzepte und Strukturen des sozialen Miteinander, welche sich mit dem Begriff der sozialen Gruppe verbinden lassen, wieder herzustellen. Resümierend halten sie dennoch fest, dass Computernetze die Zunahme flexibler Arbeitszeiten und Beschäftigungsformen fördern, was sowohl für den Arbeitgeber als auch den Arbeitnehmer vorteilhaft ist. Hieran lässt sich der Beitrag von *Jaekel und Roevekamp* knüpfen, die nach Grenzen innovativer Formen der Arbeitsorganisation fragen, welche sich durch einen technischen Grad der Gestaltung und der Abläufe auszeichnen. Ihre Überlegungen explizieren sie am Beispiel der Telearbeit und präsentieren erste Ergebnisse einer dort angelegten empirischen Untersuchung, um zu dem Schluss zu kommen, dass der erwartete Stellenwert der Telearbeit noch nicht erreicht ist. *Barry Wellmann* erfasst mit einem Netzwerkansatz die soziale Struktur

als musterartige Anordnung der Netzwerkteilnehmer und ihrer Beziehungen untereinander. Ihn interessieren zum einen die zugrunde liegenden Strukturmuster als auch die Erfassung der Veränderung sozialer Strukturen. In Zusammenhang mit Überlegungen, wie ein empirischer Ansatz des sozialen Netzwerkes zur Untersuchung von Online-Interaktionsmustern genutzt werden kann, verknüpft er auf dieser Basis zwei für ihn relevante Fragen miteinander: Welchen Einfluss haben verschiedene Muster sozialer Netzwerkbeziehungen sowohl auf Online-, als auch auf Offline-Interaktionen und welchen Einfluss hat die computerunterstützte Kommunikation auf die Muster sozialer Beziehungen? *Wellmann* diskutiert dies am Beispiel zweier sozialer Computernetzwerke am Arbeitsplatz. Resümierend hält er fest, dass Arbeit immer weniger mit einer Gruppenaktivität zu tun hat und sich immer mehr zu einem Netzwerkphänomen entwickelt, da die Bedeutung des räumlichen Zusammenseins durch die Verschiebung von einer Produktions- zu einer Informationsfunktion immer geringer wird. In einem nachfolgenden Beitrag von *Haythornthwaite*, *Wellmann* und *Garton* werden verschiedene Forschungsansätze zu Computerkommunikationsnetzwerken als computerunterstützte soziale Netzwerke betrachtet, die nach Ansicht der AutorInnen die vielen Formen des sozialen Austauschs erleichtern und es somit den TeilnehmerInnen ermöglichen, zusammen zu arbeiten und Gemeinschaften zu bilden. Die Untersuchungsperspektive richtet sich hier auf die Reichweite von Online-Bindungen und -Beziehungen.

Barbara Becker konzentriert sich in einem ethnomethodologischen Zugang auf alltagsweltliche virtuelle Communities: MUDs (Multi User Dungeon: virtuelles Computerspiel, das auf einem Zentralserver läuft) und MOOs (Master of Orion: Serie virtueller rundenbasierter Computer-Strategiespiele). Sie interessiert im Besonderen, welche gesellschaftspolitischen Auswirkungen elektronische Kommunikationsmedien nach sich ziehen. Ihre empirischen Ergebnisse lassen sie zu dem Schluss kommen, dass die Variationsbreite von Kommunikations- und Darstellungsoptionen den Dialog erleichtern können, betrachtet dies aber nicht als vorrangiges

Kriterium für die Entwicklung eines Zusammengehörigkeitsgefühls in derartigen virtuellen Konfigurationen. Auch bleibt für *Becker* offen, ob bei den beobachteten Prozessen tatsächlich von „Gruppen“ oder „Gemeinschaften“ gesprochen werden kann. Einen ähnlichen Forschungszugang wählten *Goetzenbrucker* und *Löger*. Sie erweiterten ihren ethnomethodologischen Zugang allerdings um die Erhebung von ExpertenInneninterviews der teilnehmenden SpielerInnen verschiedener MUDs. Auf dieser Basis ermittelten sie differente Spielertypen und halten fest, dass MUDing Ausdruck einer auch realweltlich ausgeprägten Kommunikations- und Kontaktbereitschaft ist und weniger für Kompensation von Defizitlagen steht. *Bettina Heintz* versucht sich dieser Thematik auf einer eher theoretischen Ebene zu nähern. Sie expliziert sowohl einen Überblick über die aktuelle Diskussionslandschaft im Rahmen der (systemtheoretischen) Differenzierungstheorie und der Individualisierungstheorie als auch in einem empirischen Ansatz mit Hilfe der Netzwerkanalyse (siehe *Wellmann*). Diese theoretische und empirische Rahmung lässt sie schlussfolgern, dass Online-Beziehungen realweltliche Beziehungen ergänzen und somit nicht, wie einige Annahmen vermuten lassen, zu Isolation und einem unwiederbringlichen Gemeinschaftsverlust führen: „Das Internet führt weder zu einer Rückkehr von Gemeinschaft, noch zu deren endgültiger Zerstörung, sondern ermöglicht eine neue Form von Beziehungen“ (S. 213). Eine vergleichende Analyse zweier Untersuchungen einer themenfokussierten Diskussionsgruppe im Usenet Anfang und Ende der 1990er Jahre stellt *Nancy K. Baym* in ihrem Artikel dar. Sie stellt sich die Frage, ob diese Community aufgrund ihres Wachstums neuen sozialen Spannungen ausgesetzt ist. Ihre Forschung folgt einem praxisorientierten Ansatz, angelehnt an Bourdieu, und bietet ihrer Ansicht nach somit die Möglichkeit verschiedener methodischer Zugänge (ethnographisch, diskurs- und/ oder inhaltsanalytisch, Online-Befragungen, etc.). Daran anschließen lässt sich der Beitrag von *Elizabeth Reid-Steere* vorstellen, deren thematischer Schwerpunkt bei der problematischen Beziehung zwischen der virtuell-konstruierten Identität

tät und der Entstehung von Online-Gemeinschaften liegt. Die Autorin geht davon aus, dass das Zusammenbrechen von Online-Gemeinschaften eng mit der Singularität als auch der Inflexibilität von Online-Persönlichkeiten zusammenhängt. Sie folgert, dass man im Cyberspace einem Selbst konfrontiert ist, welches fragmentierte und multiple Persönlichkeiten verkörpert und dementsprechend eine größere Möglichkeit zum Selbstaussdruck bietet. Gleichzeitig kann dies ein Ort sein, an dem sich auch der Zerfall von sozialen Bindungen ereignet. Darauf aufbauend lässt sich die Frage stellen, und dies tun *Döring und Schestag* in ihrem Artikel, welche expliziten Verhaltensregeln sich die Beteiligten auferlegen und wie sie mit sozialen und technischen Sanktionsmöglichkeiten wechselseitige Verhaltenskontrollen beim Chatting ausüben. Chatten ist synchrone Kommunikation im Internet, eingebettet in virtuelle Communities. Ihre Überlegungen basieren auf einer Analyse von 12 deutschsprachigen Chat-Channels im Internet Relay Chat (IRC) und lässt sie resümieren, dass diejenigen, die an einer Chat-Kommunikation interessiert sind und virtuellen Gruppen angehören, sich in komplexen Normensystemen und hierarchischen Gruppenstrukturen bewegen. Die UserInnen sind nicht über Sanktionen erhaben sondern haben demzufolge auch unter Machtmissbrauch zu leiden. Der Beitrag von *Robert B. Hamman* setzt sich übergreifend mit der Mehrdeutigkeit einer Begriffsbestimmung von Gemeinschaft auseinander. Er sieht dies darin begründet, dass sich gerade das gesellschaftliche Konstrukt, welches dieser Begriff abbilden soll, kontinuierlich verändert und entwickelt. Er knüpft bei seinen Überlegungen an *Wellmann* an, der eine Verlagerung der Gemeinschaften von geographischen Bindungen hin zu privat organisierten Netzwerken sieht. *Hammans* Darlegungen basieren auf den Ergebnissen einer Studie von Nutzern des Online-Dienstes AOL, die sich u.a. mit der Fragestellung, ob soziale Isolation oder Einsamkeit die Nutzer motiviert hat, sich einem Computernetz anzuschließen, auseinandersetzt. Er fasst zusammen, dass sich die Motivation, einer Online-Community beizutreten, auf die Leichtigkeit der Informationsbeschaffung und Auf-

rechterhaltung der Verbindung zu Offline-Freunden und Kollegen zurückführen lassen kann.

Udo Thiedeke versammelt in seinem Buch somit nicht nur Studien, die sich mit einzelnen Facetten der Internetnutzung beschäftigen, sondern versucht der Frage nach der Faszination für diese Art der Vergemeinschaftung nachzugehen. Gleichzeitig werden sowohl bekannte Kritikpunkte an diese Form der Kommunikation und sozialen Interaktion expliziert als auch in empirischen Erhebungen aufgezeigt, was eine virtuelle Gruppe bedingen kann. Die AutorInnen zeigen sowohl technische wie soziale Problemdimensionen auf und versuchen sich auf diese Weise der Frage zu nähern, was der Begriff der virtuellen Gemeinschaft beinhalten kann, obwohl eine tatsächliche Definition offen bleibt. Deutlich geworden ist: Virtuelle wie reale Gemeinschaften, ob nun in Arbeitszusammenhängen oder auf privater Ebene inszeniert und gestaltet, sind fragil und Restriktionen unterworfen. Sie müssen gepflegt werden, um Bestand zu haben.

Ausschreibung für den 2. Jahrgang des Promotionsbegleitenden Aufbaustudiengangs

„Qualitative Bildungs- und Sozialforschung“ in Magdeburg (Beginn WS 06/07, Bewerbungsschluss 15. Juli 2006)

Sie promovieren oder bereiten eine Promotion bzw. eine Forschungsprojekt mit qualitativen Methoden in Bildungs- oder Sozialwissenschaften vor und möchten sich mit Gleichgesinnten unter qualifizierter Anleitung austauschen und weiterqualifizieren?

Der zweijährige Graduiertenstudiengang „Qualitative Bildungs- und Sozialforschung“ – ein Aufbaustudiengang, der an der Fakultät für Geistes-, Sozial- und Erziehungswissenschaften der Universität Magdeburg angesiedelt ist – bietet eine Ausbildung in Methoden der qualitativen Bildungs- und Sozialforschung für den wissenschaftlichen Nachwuchs, aber auch für weitere spezifische Berufsfelder an. (z.B. in Beratungs- und Bildungseinrichtungen, im Gesundheitswesen, in der Organisationsentwicklung, Supervision oder beim Coaching etc.).

Durch die Verschränkung von Theorie-, Methoden- und Forschungspraxisanteilen werden die Graduierten darin unterstützt, ihre Forschungs- bzw. Dissertationsprojekte selbständig mit Methoden der qualitativen Bildungs- und Sozialforschung zu bearbeiten und durchzuführen, methodisch und methodologisch zu reflektieren und in Theoriezusammenhänge einzubetten.

Für die Bewerbung in den Aufbaustudiengang ist ein abgeschlossenes geistes-, erziehungs- oder sozialwissenschaftliches Studium an einer wissenschaftlichen Hochschule, mit dem eine Promotionsberechtigung erworben wurde, Voraussetzung. Bei InteressentInnen mit einem Fachhochschulabschluss oder einem fachfremden Abschluss können Einzelfallentscheidungen getroffen werden. Gegebenenfalls müssen zusätzliche Studienleistungen erbracht werden.

Die Studiengebühren betragen 200 Euro pro Semester (In begründeten Fällen können die Studiengebühren auf Antrag bei der Auswahlkommission ganz oder teilweise erlassen werden).

Der zweite Jahrgang des Graduiertenstudiengangs beginnt zum Wintersemester 2006. Eine schriftliche Bewerbung mit einem ca. 10seitigen Exposé über das beabsichtigte Forschungs- bzw. Dissertationsprojekt ist für die Aufnahme in den Graduiertenstudiengang erforderlich und spätestens bis zum

15. Juli 2006

einzureichen. Die Bewerbungsunterlagen und weitere Informationen finden sich auf der Website des ZBBS (www.zbbs.de).

Bei weiteren Fragen wenden Sie sich bitte an:

Dr. Sandra Tiefel, Otto-von-Guericke Universität Magdeburg, Zschokkestr. 32, 39104 Magdeburg, Tel.: 0391/ 67 16454, Email: satiefel@gmx.de

Autorinnen und Autoren:

Bittkau-Schmidt, Susan, M.A.

Doktorantin am Lehrstuhl für Allgemeine Pädagogik am Institut für Erziehungswissenschaften der Otto-von-Guericke Universität Magdeburg. Arbeitsschwerpunkte: Qualitative Sozialforschung, Online-Forschung, Wissenssoziologie; Anschrift: Universität Magdeburg, Institut für Erziehungswissenschaften, Postfach 4120, 39016 Magdeburg, Email: susan@bittkau-schmidt.de

Bühning, Brigitta

Fachärztin für Psychotherapeutische Medizin, Psychoanalyse. Arbeitsschwerpunkte: Verfolgte und Gefolterte, transkulturelle Therapie, psychoanalytische Theoriebildung, Gesundenforschung, Narzissmusforschung, Anschrift: Schrankenweg 8, 22143 Hamburg

Deneke, Friedrich-Wilhelm, Prof. em. Dr. med

Psychoanalytiker, ehemaliger Leiter der Poliklinik für Psychosomatik und Psychotherapie des Zentrums für Innere Medizin des Univeritätsklinikums Hamburg-Eppendorf. Arbeitsschwerpunkte: Psychische Struktur und Gehirn, Narzißmus-Theorie, Theoriebildung in der Psychoanalyse (z.B. Motivinventar), Email: deneke@uke.uni-hamburg.de

Detka, Karsten, M.A.

Promotionsstipendiat der Hans-Böckler-Stiftung, Lehrbauauftragter am Institut für Soziologie der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg, Arbeitsschwerpunkte: Qualitative Sozialforschung, Biographieforschung, Medizinsoziologie, Anschrift: Institut für Soziologie (ISOZ), Universität Magdeburg, Postfach 4120, 39016 Magdeburg, Email: carsten.detka@t-online.de

Flick, Uwe, Prof. Dr.

Professor für Qualitative Forschung an der Alice Salomon FH – University of Applied Sciences. Sprecher der Sektion „Methoden der Qualitativen Sozialforschung“ der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. Arbeitsschwerpunkte: Gesundheitsvorstellungen (u.a. bei obdachlosen Jugendlichen), Alltagswissen, Soziale Repräsentationen, Qualitative Methoden. Anschrift: Alice Salomon FH – University of Applied Sciences, Alice Salomon Platz 5, D-12627 Berlin, Email: flick@asfh-berlin.de

Garz, Detlef, Prof. Dr.

Professor für Allgemeine Pädagogik an der Johannes Gutenberg Universität Mainz. Arbeitsschwerpunkte: Historische Biographie-, Emigrations- und Sozialisationsforschung; Studentische Lebenswelten. Anschrift: Pädagogisches Institut Johannes Gutenberg Universität Mainz, Fachbereich 11: Philosophie und Pädagogik, Colonel-Kleinmann-Weg 2, 55099 Mainz, Email: garz@uni-mainz.de

Höppner-Deymann, Sigrid, Dr. med

Psychoanalytikerin in freier Praxis,, Arbeitsschwerpunkte: Gesundenforschung, Katamneseforschung bei Langzeittherapien, Verstehende Typenbildung, Klinische Supervisionstätigkeit, Führung eines mittelständischen Unternehmen "Familie".
Anschrift: Sierichstraße 102, 22299 Hamburg

Krieger, Claus, Dr.

Wissenschaftlicher Assistent am Institut für Sport und Sportwissenschaften der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel. Arbeitsschwerpunkte: Gruppen im Sport(unterricht), Alltagswelt von Schülern/Schülerinnen im Sportunterricht. Anschrift: Institut für Sport und Sportwissenschaften der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel, Abteilung Sportwissenschaft I, Olshausenstr. 74, 24118 Kiel, Email: clauskrieger@email.uni-kiel.de

Lamparter, Ulrich, PD, Dr. med., Dipl.-Psych.

Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Poliklinik für Psychosomatische Medizin und Psychotherapie am Universitätsklinikum Eppendorf Hamburg. Arbeitsschwerpunkte: Klinische Psychosomatik, Ausbildungsforschung, Traumaforschung
Anschrift: Poliklinik für Psychosomatische Medizin und Psychotherapie, Zentrum für Innere Medizin, Universitätsklinikum Eppendorf Hamburg, Martinstr. 52, 20246 Hamburg, Email: lamparte@uke.uni-hamburg.de

Miethling, Wolf-Dietrich, Prof. Dr.

Geschäftsführender Direktor des Instituts für Sport und Sportwissenschaften der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel und Leiter des Arbeitsbereichs Sportwissenschaft I. Arbeitsschwerpunkte: Biografische Entwicklungen von Sportlehrer/-innen, Alltagswelt von Schülern/Schülerinnen im Sportunterricht, Analyse und Modellbildung von Sportspielen, Konzepte des Gesundheitssports, Forschungsmethoden. Anschrift: Institut für Sport und Sportwissenschaften der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel, Abteilung Sportwissenschaft I, Olshausenstr. 74, 24118 Kiel, Email: sportpaedagogik@email.uni-kiel.de

Nagel, Ulrike, PD Dr. phil.

Wissenschaftliche Angestellte an der Fakultät für Geistes-, Sozial- und Erziehungswissenschaften der Universität Magdeburg. Arbeitsschwerpunkte: Soziologie des Lebenslaufs, Arbeits- und Professionssoziologie, Biographieforschung, Methoden und Methodologie der interpretativen Sozialforschung. Anschrift: Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg Institut für Soziologie, Zschokkestr. 32, 39104 Magdeburg, Email: ulrike.nagel@gse-w.uni-magdeburg.de

Oppermann, Matthias, Dr.med.

Niedergelassener Psychoanalytiker, Mitglied der Deutschen Psychoanalytischen Vereinigung. Forschungsschwerpunkte: Kunst und Psychoanalyse, Katamneseforschung. Anschrift: Sierichstr. 102, 22299 Hamburg, Email: moppermann@web.de

Pfaff, Nicolle, Dr. phil.,

Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Allgemeine Pädagogik am Fachbereich Erziehungswissenschaft der Martin-Luther-Universität Halle Wittenberg, ZBBS-Redaktion. Arbeitsschwerpunkte: Jugendforschung, Schulforschung, Forschungsmethoden. Anschrift: Fachbereich Erziehungswissenschaft, Universität

Halle, Franckeplatz 1, Haus 3, 06099 Halle, Email: nicolle.pfaff@paedagogik.uni-halle.de

Stuhr, Ulrich, Prof. Dr.

Wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Poliklinik des Zentrums für Innere Medizin des Universitätsklinikums Hamburg-Eppendorf. Arbeitsschwerpunkte: app. Psychologischer Psychotherapeut und Psychoanalytiker, Psychotherapieforschung, Essstörungen, Psychosomatik der Herzkrankungen. Anschrift: Universitätskrankenhaus Hamburg-Eppendorf, Abteilung für Psychosomatik und Psychotherapie, Martinistr. 52, 20246 Hamburg, Email: stuhr@uke.uni-hamburg.de

Teipen, Christina, Dr. phil.

Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung. Arbeitsschwerpunkte: Arbeits- und Industriesoziologie, Biographieforschung. Anschrift: Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung, Reichpietschufer 50, 10785 Berlin, Email: teipen@wz-berlin.de

Tiefel, Sandra, Dr.

Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Allgemeine Pädagogik an der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg. Arbeitsschwerpunkte: Beratung, Professionalität und Qualitative Sozialforschung. Anschrift: Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg, Institut für Erziehungswissenschaft, Zschokkestr. 32, 39104 Magdeburg, Email: satiefel@gmx.de

Trukenmüller, Michael, Dr. med

Psychoanalytiker in freier Praxis. Arbeitsschwerpunkte: Klinische Supervisionstätigkeit, Gesundenforschung, Anschrift: Sierichstraße 102, 22299 Hamburg, Email: trukenmueller@t-online.de

Andrea Velez, M.A.

ehemals wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Soziologie an der Universität Jena mit dem Arbeitsschwerpunkt Biographieforschung, jetzt Drehbuchautorin in Berlin. Email: a.velez@gmx.net

Weller, Wivian, Prof. Dr. phil.

Professorin im Graduierten und Postgraduiertenprogramm der erziehungswissenschaftlichen Fakultät der Universität von Brasília (UnB), Brasilien. *Lehrgebiete:* Philosophie und Soziologie der Erziehung; Qualitative Forschungsmethoden; Generationen, Jugend und Bildung. *Forschungsgebiete:* Jugend, Geschlecht und interethnische Beziehungen; Bildungspolitik; Theoretisch-philosophischen Grundlagen der qualitative Methoden. Anschrift: Universidade de Brasília, Faculdade de Educação, Campus Universitário Darcy Ribeiro, 70910-900 Brasília, DF, Brasilien, Email: wivian@unb.br